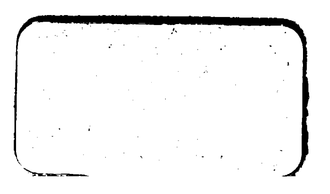
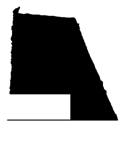





STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969







Deutsche Dichterhalle

des

neunzehnten Jahrhunderts.

Von

Dr. J. Schenckel.

Erster Band.

Mainz,
Verlag von C. G. Kunze.
1851.

Buchdruckerei: Chr. Fr. Will in Darmstadt.

„Jahrhunderte ziehen hinab, die Jahreszeiten rollen vorüber, es wechselt die Witterung des Glücks; die Stufen des Alters steigen auf und steigen nieder. Nichts ist dauernd, als der Wechsel, Nichts beständig, als der Tod. Jeder Schlag des Herzens schlägt uns eine Wunde und das Leben wäre ein ewiges Verbluten, wenn die Dichtkunst nicht wäre. Sie gewährt uns, was uns die Natur versagt: eine goldne Zeit, die nicht rostet; einen Frühling, der nicht abblüht; wolkenloses Glück und ewige Jugend. Der Dichter ist der Tröster der Menschheit; er ist es, wenn der Himmel selbst ihn bevollmächtigt, wenn ihm Gott sein Siegel auf die Stirne gedrückt und wenn er nicht um schnöden Botenlohn die himmlische Botschaft bringt."

L. Börne.

Die Flut der Poesie wirft an den Strand
Viel bunte Steinchen, Kies und Sand,
Darunter echte Perlen liegen.

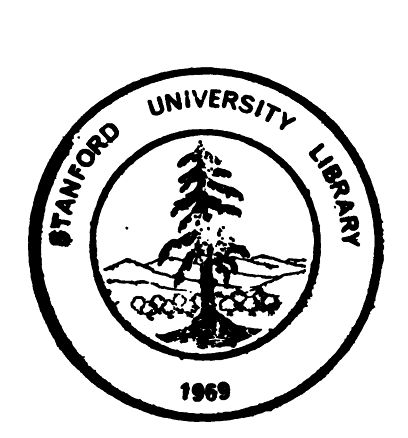
Fr. Rückert.

Wer Vieles bringt, wird Manchem Etwas bringen
Und Jeder geht zufrieden aus dem Haus.

W. v. Goethe.

Euch gefallen laßt das Büchlein,
Lest es in vertheilten Gaben
Jedes Verschen, jedes Sprüchlein
Will die eigne Stimmung haben.

A. v. Platen.


STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969







Deutsche Dichterhalle

des

neunzehnten Jahrhunderts.

Von

Dr. J. Schenckel.

Erster Band.

Mainz,
Verlag von C. G. Kunze.
1851.

Buchdruckerei: Chr. Fr. Will in Darmstadt.

„Jahrhunderte ziehen hinab, die Jahreszeiten rollen vorüber, es wechselt die Witterung des Glücks; die Stufen des Alters steigen auf und steigen nieder. Nichts ist dauernd, als der Wechsel, Nichts beständig, als der Tod. Jeder Schlag des Herzens schlägt uns eine Wunde und das Leben wäre ein ewiges Verbluten, wenn die Dichtkunst nicht wäre. Sie gewährt uns, was uns die Natur versagt: eine goldne Zeit, die nicht rostet; einen Frühling, der nicht abblüht; wolkenloses Glück und ewige Jugend. Der Dichter ist der Tröster der Menschheit; er ist es, wenn der Himmel selbst ihn bevollmächtigt, wenn ihm Gott sein Siegel auf die Stirne gedrückt und wenn er nicht um schnöden Botenlohn die himmlische Botschaft bringt."

L. Börne.

Die Flut der Poesie wirft an den Strand
Viel bunte Steinchen, Kies und Sand,
Darunter echte Perlen liegen.

Fr. Rückert.

Wer Vieles bringt, wird Manchem Etwas bringen
Und Jeder geht zufrieden aus dem Haus.

W. v. Goethe.

Euch gefallen laßt das Büchlein,
Lest es in vertheilten Gaben
Jedes Verschen, jedes Sprüchlein
Will die eigne Stimmung haben.

A. v. Platen.



Vorwort.

Als ich den Grundstein zur Dichterhalle legte, da gedachte ich nicht, daß ich Jahre zur Vollendung derselben bedürfte. Bei der Ausführung des Werkes machte ich mich aber bald mit dem Gedanken vertraut, daß der Augenblick, in dem der Schlußstein dem Ganzen eingefügt werden könne, einer fernen Zukunft angehöre. Und so ist es denn auch gekommen. Vor Allem galt es meines Amtes zu warten und es blieb mir nur wenig Muße für ein Werk übrig, das um so langsamer gedeihen mußte, je mehr Zeit erforderlich war, um das rechte Material herbeizuschaffen. Durch die politisch tiefbewegten und gewitterschwülen Tage der beiden letzten Jahre gerieth die Arbeit sogar völlig ins Stocken und konnte erst mit Erfolg fortgesetzt werden, als der deutsche Himmel sich wieder aufzuhellen begann. Die Ursachen, welche ein verspätetes Erscheinen dieses Werkes zur Folge hatten, sind daher weniger *in*, als *außer* mir zu suchen.

Jeden Vergleich meines Werkes mit andern Werken ähnlicher Art überlasse ich nun getrost den Kennern dieser Literatur und der poetischen Nationalliteratur unseres Jahrhunderts und harre ruhig auf einen gerechten Urtheilsspruch. Eine Bemerkung kann ich jedoch nicht unterdrücken. Ich habe mich nämlich gar oft von der leichtsinnigen Weise überzeugt, mit welcher Biographieen, wie einzele Nachrichten über die Lebens- und Handlungsweise berühmter Männer veröffentlicht werden und aus einem Buch ins andere übergehen. Eine strenge Sonderung der Wahrheit und Dichtung war unerläßlich. Ich mied deßhalb die trübe Quelle der Gerüchte und suchte aus dem lautern Born der Wahrheit zu schöpfen, indem ich mich, wo es nur äußerst möglich war, an die Dichter selbst, und wo das nicht ging (wie bei dem geisteskranken Lenau, dem todtkranken Heine rc.) an deren Verwandte oder Freunde wendete. Wo Beides nicht thunlich war, wie bei vielen schon heimgegangenen Sängern, da mußte auch ich den breitgetretenen Pfad wandeln und mich dankbar an gründliche Vorarbeiten halten. Dasselbe that ich auch bei einigen der noch lebenden Dichter, welche die Einsendung biographischer Notizen selbst auf mehrmaliges Bitten unterlassen haben. Den Dichtern aber, wie allen Denen, welche mich durch Mittheilung neuer oder Berichtigung falscher biographischer Notizen so freundlich und uneigennützig bei meiner Arbeit unterstützt haben, sage ich hiermit öffentlich herzlichen Dank. Stieß ich auch manchmal auf große Hindernisse, wobei mir das

Mangelhafte meiner Arbeit schwer aufs Herz fiel; so eilte ich doch alsbald und mit frischem Muthe wieder ans Werk, indem ich mir Goethe's „Vorklage" ins Gedächtniß zurückrief:

„O schäme dich nicht der Gebrechen,
Vollende schnell dieß kleine Buch;
Die Welt ist voller Widerspruch
Und sollte sichs nicht widersprechen."

Kaum brauche ich zu bemerken, daß nicht Alle, die sich Dichter nennen und in der verflossenen Hälfte unseres Jahrhunderts selbstständige Sammlungen ihrer Gedichte erscheinen ließen, Aufnahme und Beachtung gefunden haben; denn hätte ich die berücksichtigen wollen, welche ihr kurzes Leben fast nur in Büchergewölben zubrachten und nur höchst selten ans Tageslicht gezogen wurden: so wäre leicht auch meinem Werke ein gleiches Loos zu Theil geworden. Sind doch in den letzten 10 — 12 Jahren allein etwa 200 Dichter mit ihren gesammelten Gedichten hervorgetreten! Nur Wenige davon erhielten sich im Andenken unserer Nation und von den Uebrigen gelten Rückert's Worte:

„So Viele gehn dahin vom Drang des Tags getrieben
Und wo sie gingen ist nicht ihre Spur geblieben".

Daß auch Goethe und Schiller mitaufgenommen sind, wird nur so lange befremden, als man nicht bedenkt, daß Beide die Hauptträger und die ewigen Leuchtthürme unserer Poesie sind, von denen unsere Zeit ausgegangen ist und auf die sie noch täglich mit Ehrfurcht zurückschaut. Höl-

derlins poetische Thätigkeit fällt wohl auch ins vorige Jahrhundert zurück, allein erst unserer Zeit war es vorbehalten seine Dichtungen nach Gebühr zu würdigen und ihm einen Ehrenplatz in deutscher Dichterreihe anzuweisen.

Und so biete ich denn mein Werk als eine, wie ich hoffe gezeitigte Frucht treuen, vieljährigen Fleißes, um Allen, die fähig sind, der Dichtkunst Stimme zu vernehmen, Trost und Erquickung zu verschaffen. Die Wenigen aber, welche glauben in stolzem Selbstgefühl sich über Alles erheben zu dürfen, mögen bedenken, daß ich nicht für sie geschrieben habe, denn:

„Wer fertig ist, dem ist Nichts recht zu machen,
Ein Werdender wird immer dankbar sein!"

Wiesbaden.

Der Herausgeber.

Erstes Buch.

E. M. Arndt. — L. Achim v. Arnim. — Cl. Brentano. — Adelb. v. Chamisso. — Frz. Dingelstedt. — K. Egon Ebert. — Jos. Freiherr v. Eichendorff.

Was eine lange weite Strecke
Im Leben auseinander stand,
Das kommt nun unter einer Decke
Dem guten Leser in die Hand.

Wolfg. v. Goethe.

Ernst Moritz Arndt.

Nicht Bayern und nicht Sachsen mehr,
Nicht Oestreich und nicht Preußen,
Ein Land, Ein Volk, Ein Herz, Ein Heer,
Wir wollen Deutsche heißen!

Deutsche Freiheit, deutscher Gott,
Deutscher Glaube ohne Spott,
Deutsches Herz und deutscher Stahl,
Sind vier Helden allzumal!

E. M. Arndt.

Ernst Moritz Arndt, dieser gesinnungstüchtige, feurige Sänger, der durch seine vaterländische Liebe und Treue für Deutschland „fühlte, lebte und litt", begrüßt uns zuerst mit biederem Handschlag und greift auf seiner Harfe „ein wehrhaft Lied, schmetternd wie Kriegsposaunen". Er eröffnet den Reigen seiner liebbegabten Genossen, einer Schar von Fürsten, Edeln, Rittern und Knappen, vor deren würdigem Zuge er glühend begeistert als deutscher Sangesheld die vaterländische Fahne der Freiheit schwingt. Treten wir daher voll Vertrauen ein in die Hallen dieses Sängerbundes und lauschen dem hellen, vollen Saitenspiel. Der Inhalt der ernsten und heitern Lieder, welche hier sich aneinander reihen, läßt sich wohl am besten durch Uhlands herrliche Worte bezeichnen:

„Sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger, gold'ner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu' und Heiligkeit;
Sie singen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,
Sie singen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt". —

E. M. Arndt, der als der Erste aus der Reihe vortritt, wurde am zweiten Weihnachtstage 1769 zu Schoritz geboren, das

anmuthig hart an der Meeresbucht der Insel Rügen liegt. In seiner Jugend hatte er sonach immer das heilige Meer mit seinem großartigen Wellenschlage vor Augen, weßhalb er auch meint, daß man seinen „Reimen das Element des stürmischen, baltischen Meeres und die Rauhigkeit des Nordens abfühlen werde". Arndts Vater war Inspector und Oberverwalter der Schoritzer Güter. Er war ein schöner, freundlicher und gebildeter, aber auch heftiger Mann, der seinen Sohn „fast streng" erzog, weil er der Meinung war, „ein Junge, der einmal Stein und Stahl anpacken müsse, dürfe nicht in Baumwolle eingewickelt werden". Unser Dichter wurde deßhalb schon frühe an wahrhaft spartanische Uebungen gewöhnt, die ihm später sehr nützlich gewesen sind. Bis zu seinem 40. Jahre genoß er Kaffee und Thee nur bei ganz außerordentlichen Gelegenheiten; als Junge schlief er wenig, badete sich noch im Oktbr. und Novbr., machte häufig späte nächtliche Wanderungen, hatte ein soldatisches Lager auf harten Brettern oder Reisern und übernachtete nicht selten, in seinen Mantel gehüllt, unter freiem Himmel. Seine Mutter schildert er als die „Krone der Frauen"; ernst, fromm, sinnig und muthig verlor sie, auch selbst im traurigsten Geschick, nie die Klarheit und Besonnenheit des Geistes. Sie war eine „gewaltige Bibelleserin", wußte Märchen ꝛc. lebendig und mit größter Anmuth zu erzählen und war im Herbst und Winter eine sanfte, liebenswürdige Schulmeisterin ihrer Kinder, die sie in Bibel und Gesangbuch lesen lehrte, während ihnen der Vater Unterricht im Schreiben und Rechnen gab. 1775 wurde dieser Pächter von Dumsewitz, 1780 übernahm er unweit Stralsund zwei Güter, die er aber bald mit den Löbnitzer Gütern vertauschte.

Als Kind war Arndt mehrmals in größter Lebensgefahr. Einmal brach er auf dem Eise des Teiches ein, und war dem Ertrinken nahe, als ihn sein Bruder Karl rettete; ein anderes Mal ging das Rad eines beladenen Erntewagens über ihn u. dgl. In seine Adern rann das „alte, starke, heiße Arndtsblut" und „so oft der kleine Trotzkopf gezüchtigt ward und weder weinen noch für die Strafe die Hand küssen und sich bedanken wollte, bekam er die

doppelte Bescherung seiner thränenreicheren Brüder". Als die Vermögensverhältnisse des alten Arndt sich gebessert hatten, gab er seinen Kindern einen Hauslehrer. 1787 kam der 18jährige Arndt in Secunda des Gymnasiums zu Stralsund, das er im Herbst 1789 verließ. Hierauf blieb er 2 Jahre in Löbnitz und besuchte dann die Universitäten Greifswalde und Jena (bis 1794), um Theologie und Philosophie zu studiren. Der Candidat „saß nun wieder 2 behagliche Jahre" zu Hause, unterrichtete seine beiden jüngsten Geschwister und predigte mit „Schall und Beifall". Bald ergriff auch ihn die allgemeine theol. Lauigkeit der Zeit, trotz der fetten rügenschen Pfründen (2000 — 3000 Thlr. jährlich), die für ihn in Aussicht standen. Die große Sehnsucht, die Welt zu sehen, trieb ihn vom heimischen Herde und er pilgerte „herrlich" wie ein „Bruder Sorgenlos" 1½ Jahre herum. So sah er das Ungarland, Wien, die Alpen und Oberitalien. Einen Sommer blieb er in Paris und kehrte dann über Brüssel und Berlin wieder heim, reich an Kenntnissen über Länder und Völker, ihren Sitten, Weisen und Sprachen. Nun verheirathete sich Arndt mit seiner „alten Liebe", der Tochter des Prof. Quistorp zu Greifswalde, ward Privatdocent und bald auch Adjunkt der philosoph. Facultät mit 200 Thlrn. Gehalt; 1805 wurde er außerordentl. Prof. und erhielt 200 Thlr. Verbesserung. Seine Frau starb schon 1801. Zehn Jahre war er an der kleinen Universität Greifswalde, brachte aber die Hälfte der Zeit auf Reisen in Schweden zu.

Als 1805 u. 1806 „der wälsche Hahn sein victoria auf den Trümmern der geschändeten deutschen Herrlichkeit krähte", da schickte Arndt den ersten Theil des „Geistes der Zeit" in die Welt. In diesem Werke, das eine beispiellose Verbreitung gefunden, gab er dem Gefühle von Hunderttausenden eine feuerig-beredte Zunge, noch ehe Fichte seine gewaltigen, begeisternden Reden an die deutsche Nation hielt. Arndt sprach sich gleich frei und unerschrocken über die Schmach des deutschen Volkes, wie auch in schweren Zornesworten gegen den corsischen Weltbezwinger aus, vor dessen Rache er sich flüchten mußte.

Arndt, dem die Ehre Deutschlands über Alles ging, schoß sich (1806) auf 15 Schritte mit dem schwedischen Officier Gyllensvärd, der das deutsche Volk verhöhnte. Von einer Kugel gefährlich verwundet, mußte Arndt, seiner Heilung wegen, 2 Monate in Stralsund auf dem Streckbette liegen. Auf Weihnachten 1806 ging er nach Stockholm, wo er bis in Oktober 1809 sich aufhielt und von wo er seine „abenteuerliche Hebschra" begann. Wunderlich greisenhaft vermummt zog er mit Verläugnung seines Namens, als Sprachmeister „Allmann" in Berlin und seiner eignen Heimat umher; bestieg 1810 wieder das Katheder zu Greifswalde und ging, versehen mit einem oestreichischen und russischen Passe — von Franzosen umschwärmt — gleich nach Neujahr 1812 über Berlin nach Breslau, wo er mit den wackern Helden: Blücher, Scharnhorst und Gneisenau verkehrte, die ihren Abschied genommen, weil ihnen das Herz zu schwer ward unter französischen Fahnen zu streiten. Von da wanderte er nach Rußland, besuchte die alte Czaren- und Wunderhauptstadt Moskau, lernte in Petersburg den Minister 18 Frhrrn. von Stein, den deutschen Astronomen Schubert, den Dichter Klinger, den Weltumsegler Krusenstern u. a. bedeutende Männer kennen. Nun machte er wieder weite Reisen, aber im Dienste des Vaterlandes, entweder als Gefährte oder Nachfolger seines hohen Gönners und Freundes von Stein. Während Preußens Erhebung schrieb er in Königsberg ein Buch „über Landwehr und Landsturm", „an dem er Freude erlebte"; denn es durchflog in vielen tausend Abdrücken Deutschland in „kürzester Zeit". In Dresden schrieb er den „Soldatenkatechismus" und arbeitete an einem neuen Theile des „Geistes der Zeit". Auch kam er nach Reichenbach, wo die Herrscher versammelt waren; im Herrnhuter Flecken Gnadenfrei lernte er den Dichter Max v. Schenkendorf kennen. Nach der Völkerschlacht schrieb er in Leipzig: „Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze". Durch diese Schriften, sowie durch seine frischen, vaterländischen Kriegs- und Wehrlieder," entflammte er den gesunkenen Muth geschlagener

Heere so sehr, daß wir diesem neuentfachten Heldenmuthe deutscher Krieger unsere Rettung vom fremdherrlichen Joche verdanken.

Der preuß. Staatskanzler und eifrige Vaterlandsfreund Fürst von Hardenberg bewilligte dem Dichter sein bisheriges Gehalt bis zu einer Anstellung im preuß. Staate. 1815—16 gab Arndt in Cöln die Zeitschrift „der Wächter" heraus; 1817 siedelte er sich in Bonn an, um auf eine Professur zu warten und verheirathete sich mit der Schwester des berühmten Theologen Schleiermacher. 1818 ward Bonn zur Universität erklärt und Arndt zum Professor der neuern Geschichte ernannt. Er baute sich nun sein Haus Angesichts des herrlichen Siebengebirgs und am Ufer des heiligen Stromes. Von seiner Bibliothek, die zur See von Stralsund und den Rhein herauf bis Cöln geschickt wurde, verlor er ⅔, welche vom Seewasser durchnäßt, unterwegs verfaulten. — Im Herbst 1819 wird plötzlich Haussuchung bei Arndt gehalten, seine Papiere werden zusammengepackt und versiegelt. Ein Jahr später wird er gar in seiner amtlichen Wirksamkeit stillgestellt und wegen Theilnahme an burschenschaftlichen Umtrieben in eine lange Untersuchung verwickelt, die ihm mehrere schöne Jahre raubt, trotz strengster Prüfung aber doch das „Nichtschuldig" über ihn aussprechen muß. Man versetzte ihn mit Beibehaltung seines vollen Gehaltes in den Ruhestand und er wohnte nun in seinem freundlichen Gärtchen am Rheine. (Vergl. seine höchst lehrreiche Schrift: Erinnerungen aus dem äußern Leben.)

Der ehrenfeste Mann, der sein Vaterland und dessen Herrscher mit warmem Herzen liebte und unermüdlich das Heil beider zu erstreben suchte, wurde so durch das neuerlittene Unrecht tief gekränkt. Varnhagen sagt: „Ihm war das herbe Loos beschieden Anfechtungen von solcher Seite zu erfahren, wohin er seine Liebe gewendet hatte". Zwanzig lange Jahre ließ man den Unschuldigen büßen, bis endlich 1840 Friedrich Wilhelm IV. den getreuen Eckard Deutschlands wieder in Amt und Thätigkeit setzte. Seine Brust schmückte der Verdienstorden der bayerschen Krone und der preußische rothe Adlerorden. Beide aber müssen erbleichen vor dem hellstrahlenden

Stern altdeutscher Treue und heiliger Vaterlandsliebe. Die akademische Jugend empfing den ehrwürdigen Greis mit warmem Herzen und lautem Jubel. Welch unerwarteten und wohlthuenden Eindruck die Wiedereinsetzung auf den besonnenen, geistig noch jugendlichen Mann machte, entnehmen wir am besten aus seinen eigenen Worten: „Im Sommer 1840 ward ich durch die Gnade meines Königs und Herrn nach langem Schweigen wieder zum Reden berufen. Es konnte einem Greise, der von der Last des Alters und andern Lasten zusammengedrückt im Schimmel der Unthätigkeit und Vergessenheit gelegen hatte, nicht einfallen, daß er noch Klang und Ton haben könne, wie weiland. Aber nur aus Rücksicht auf jene königliche Gnade, aus Rücksicht auf die Meinung geliebter Freunde, welche ihm vorstellten, daß Ablehnung oder gar Weigerung, unter welchem Titel immer als Trotz gemißdeutet werden könne, glaubte er in so lieblichem Sonnenschein die alten, zusammengeschrumpften Blätter wieder regen und entfalten und auf so freundliche Zeichen der Huld auch seine schwachen Zeichen geben zu müssen." Mit ganzer Seele hängt er noch am theuern Vaterlande und wünscht, daß in deutschen Gauen deutschem Worte nie der stolze Klang fehlen möge; auch meint er „des Alten Schnabel sei nun einmal so gestellt, daß er sich unwillkürlich alles liebe, deutsche Volk als Zuhörer denken müsse, sobald er nur den Mund aufthue". 1848 ward Arndt Mitglied der gesetzgebenden Reichsversammlung zu Frankfurt a. M., wo er, der in guten und schlimmen Tagen zu Deutschland gestanden, „das alte, ehrliche, deutsche Gewissen vorstellen" und als solches „eine Stimme haben wollte". — Noch immer entspricht er freundlicher Ansprache freundlich, nur Alter und Kränklichkeit, zwei Uebel, an denen er eben leidet, „sind ihm in Manchem lästig".

Arndt ist der Führer der Vaterlandsdichter, und seine poetische Wirksamkeit ist hauptsächlich die vaterländische Lyrik, obwohl er auch manches andere preiswerthe, weltliche wie religiöse Lied gedichtet hat, wovon „des Schiffers Traum", „Grablied", „Ermunterung", „An die Lerche" und das vielberühmte Lied: „An

die Sternlein" ehrende Zeugnisse sind. Wenn nun gleich die Arndt'sche Lyrik volksthümlicher und sangbarer als die Körner'sche ist, so hat sie doch nicht den Wohllaut, das Zarte, die Innigkeit des Gemüths und die christliche Glaubenstiefe, wie die des Schenkendorf, dem Arndt an poetischer Begabtheit im Allgemeinen nicht gleich stand. Alle drei aber, Arndt, Körner und Schenkendorf haben durch den Odem ihrer frischen Freiheits- und Vaterlandslieder den alten kriegerischen Heldenmuth des deutschen Volkes mächtig angefacht und Alt und Jung zu dem heiligen Kampfe fortgerissen, dem Deutschland seine Befreiung von der eisernen Macht der Franzosen verdankt. Vaterlandsliebe und Franzosenhaß sind fast ausschließlich der Grundton aller Arndtschen Poesie und Prosa, die sich durch Kühnheit und Glut der Begeistrung, wie durch Frische der Darstellung und einen festen, unverwüstlichen Kern ehrenhafter Gesinnung und deutscher Treue vortheilhaft auszeichnen. Zu vielen seiner Kampf- und Siegeslieder hat Arndt selbst herrliche Melodieen geschaffen und das deutsche Volk sang sie begeistert nach. Der echt-poetische Werth dieser Gedichte wurde überdies noch bedeutend erhöht durch „die Gunst der Zeit", jener hohen, großen Zeit, deren geistigster Ausdruck sie waren. Lieder wie: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ", „Was blasen die Trompeten", „Deutsches Herz verzage nicht", „Sind wir vereint zur guten Stunde" u. dgl. m. werden immerhin mächtig genug sein, deutschen Geist und deutsches Herz zu erheben und zu entzücken, obgleich die Zeit der Noth, der ruhmwürdigen Erhebung und glorreichen Befreiung längst vorüber ist.

„Solche Zeitlieder", sagt Vilmar, „haben wir seit dem 16. Jahrhundert nicht wieder, und selbst in jener Zeit kaum gehabt; ihr unsterbliches Verdienst ist das, daß sie die beste Stimmung der Zeit in voller Wahrheit, ohne Uebertreibung und Phrase poetisch aussprachen, die beste Stimmung einer großen Zeit, wie sie auch Deutschland seit dem 16. Jahrhundert nicht wieder gesehen hatte. Seit den Liedern von der Pavierschlacht waren mit so freudigen, starken Herzen und mit so hellen Siegesstimmen keine Kriegslieder

wieder durch ganz Deutschland erklungen, als die Lieder des alten Arndt; seit drei Jahrhunderten war Deutschlands Siegesehre und Siegesgröße nicht mehr besungen worden: Ernst Moritz Arndt hat sie gesungen und so lange das Andenken an den Sieg und die Ehre und Freude von 1813 dauern wird, so lange wird man auch der Sieges- und Freudenlieder gedenken, die damals sind gesungen worden, so lange wird das Gedächtniß und die Ehre des edeln Sängers von Rügen dauern."

Schriften: Germanien und Europa. Altona 1803. — Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen. Berlin 1803. — Reisebeschreibungen aus dem Jahre 1798 und 99. Leipzig 1804. — Einleitung zur historischen Characterschilderung. Berlin 1810. — Märchen und Jugenderinnerungen (aus Rügen, „sehr werthvoll"). Berlin 1818 und 42. — Christliches und Türkisches. Stuttgart 1828. — Die Frage über die Niederlande und Rheinlande. Leipzig 1831. — Belgien und was daranhängt. Das. 1834. — Schwedische Geschichten. Das. 1839. — Versuch in vergleichender Völkergeschichte. Das. 1843. — Gedichte. Das. 1840 u. 43. — Schriften für und an seine lieben Deutschen. Das. 1845. — Nothgedrungner Bericht aus seinem Leben aus und mit Urkunden der demagogischen und antidemagogischen Umtriebe. 2 Bände. Das. 1847. — Blätter der Erinnerung. Meistens in und um Frankfurt. Leipzig 1849.

1. Vaterlandslied. (1813.)

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte;
Drum gab er Säbel, Schwert und Spieß
Dem Mann in seine Rechte,
Drum gab er ihm den kühnen Muth,
Den Zorn der freien Rede,
Daß er bestände bis auf's Blut,
Bis in den Tod, die Fehde.

So wollen wir, was Gott gewollt,
Mit rechten Treuen halten,
3 Und nimmer im Tyrannensold
Die Menschenschädel spalten;
Doch, wer für Tand und Schande ficht,
Den hauen wir zu Scherben,
Der soll im deutschen Lande nicht
Mit deutschen Männern erben.

O Deutschland, heil'ges Vaterland!
O deutsche Lieb' und Treue!
Du hohes Land! du schönes Land!
Dir schwören wir auf's Neue:
Dem Buben und dem Knecht die Acht!
Der speise Kräh'n und Raben!
So zieh'n wir aus zur Hermannsschlacht,
Und wollen Rache haben.

Laßt brausen, was nur brausen kann
In hellen, lichten Flammen!
Ihr Deutschen alle, Mann für Mann,
Für's Vaterland zusammen!
Und hebt die Herzen himmelan
Und himmelan die Hände,
Und rufet Alle, Mann für Mann,
Die Knechtschaft hat ein Ende!

Laßt klingen, was nur klingen kann,
Die Trommeln und die Flöten!
Wir wollen heute Mann für Mann
Mit Blut das Eisen röthen,
Mit Henkerblut, Franzosenblut —
O süßer Tag der Rache!
Das klinget allen Deutschen gut,
Das ist die große Sache.

Laßt wehen, was nur wehen kann,
Standarten weh'n und Fahnen!
Wir wollen heut' uns Mann für Mann
Zum Heldentode mahnen.
Auf! Fliege hohes Siegspanier,
Voran den kühnen Reihen!
Wir siegen, oder sterben hier
Den süßen Tod der Freien.

---

2. Des Deutschen Vaterland. (1813.)

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Preußenland? Ist's Schwabenland?
Ist's, wo am Rhein die Rebe blüht?
Ist's, wo am Belt die Möve zieht?
O nein, nein, nein!
15 Sein Vaterland muß größer sein!

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Bayerland? Ist's Steyerland?
Ist's, wo des Marsen Rind sich streckt?
Ist's, wo der Märker Eisen reckt?
O nein, 2c.

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Pommerland? Westphalenland?
Ist's, wo der Sand der Dünen weht?
Ist's, wo die Donau brausend geht?
O nein, 2c.

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Ist's Land der Schweizer? Ist's Tyrol?
Das Land und Volk gefiel mir wohl;
Doch nein, 2c.

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Gewiß es ist das Oesterreich,
An Ehren und an Siegen reich?
O nein, &c.

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne endlich mir das Land!
So weit die deutsche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder singt,
Das soll es sein!
Das, wackrer Deutscher, nenne dein!

Das ist des Deutschen Vaterland,
Wo Eide schwört der Druck der Hand,
Wo Treue hell vom Auge blitzt
Und Liebe warm im Herzen sitzt —
Das soll es sein!
Das, wackrer Deutscher, nenne dein!

Das ist des Deutschen Vaterland,
Wo Zorn vertilgt den welschen Tand,
Wo jeder Franzmann heißet Feind,
Wo jeder Deutsche heißet Freund,
Das soll es sein!
Das ganze Deutschland soll es sein!

Das ganze Deutschland soll es sein!
O Gott vom Himmel sieh darein!
Und gib uns rechten deutschen Muth,
Daß wir es lieben treu und gut.
Das soll es sein!
Das ganze Deutschland soll es sein!

---

3. Deutscher Trost*). (1813.)

Deutsches Herz, verzage nicht,
Thu', was dein Gewissen spricht,
Dieser Strahl des Himmelslichts:
Thue recht, und fürchte Nichts!

Baue nicht auf bunten Schein,
Lug und Trug ist dir zu fein,
Schlecht geräth dir List und Kunst,
Feinheit wird dir eitel Dunst.

Doch die Treue ehrenfest
Und die Liebe, die nicht läßt,
Einfalt, Demuth, Redlichkeit,
Stehn dir wohl, du Sohn von Teut!

Wohl steht dir das grade Wort,
Wohl der Speer, der grade bohrt,
Wohl das Schwert, das offen ficht
Und von vorn die Brust durchsticht.

Laß den Welschen Meuchelei,
Du, sei redlich, fromm und frei;
Laß den Welschen Sclavenzier,
Schlichte Treue sei mit dir!

Deutsche Freiheit, deutscher Gott,
Deutscher Glaube, ohne Spott,
Deutsches Herz und deutscher Stahl
Sind vier Helden allzumal!

Diese steh'n, wie Felsenburg,
Diese fechten Alles durch,
Diese halten tapfer aus
In Gefahr und Todesbraus.

*) Vergl.: „Herz, laß dich nicht zerspalten" von Th. Körner.

Drum, o Herz, verzage nicht,
Thu', was dein Gewissen spricht:
Dies dein Licht, dein Weg, dein Hort
Hält dem Tapfern ewig Wort.

---

4. Der feste Mann. (1813.)

Wer ist ein Mann? Wer beten kann
Und Gott dem Herrn vertraut;
Wann Alles bricht, er zaget nicht,
Dem Frommen nimmer graut.

Wer ist ein Mann? Wer glauben kann
Inbrünstig, wahr und frei;
Denn diese Wehr trügt nimmermehr,
Die bricht kein Mensch entzwei.

Wer ist ein Mann? Wer lieben kann
Von Herzen fromm und warm.
Die heil'ge Glut gibt hohen Muth
Und stärkt mit Stahl den Arm.

Dies ist der Mann, der streiten kann
Für Weib und liebes Kind,
Der kalten Brust fehlt Kraft und Lust
Und ihre That wird Wind.

Dies ist der Mann, der sterben kann
Für Freiheit, Pflicht und Recht,
Dem frommen Muth däucht Alles gut,
Es geht ihm nimmer schlecht.

Dies ist der Mann, der sterben kann
Für Gott und Vaterland,
Er läßt nicht ab, bis an das Grab
Mit Herz und Mund und Hand.

So, deutscher Mann, so, freier Mann
Mit Gott dem Herrn zum Krieg!
Denn Gott allein mag Helfer sein,
Von Gott kommt Glück und Sieg!

---

5. Gebet bei der Wehrhaftmachung eines deutschen Jünglings. (1813.)

Betet, Männer! — denn ein Jüngling kniet —
Daß sein Herz, sein Eisen heilig werde!
Küsse, Knabe, fröhlich diese Erde,
Denn sie ist der Freiheit heil'ges Land.
Willst du seinen Namen hören?
Glühe bei dem Klang der Ehren!
Deutschland — heißt dein Vaterland.

Betet, Männer! — denn ein Jüngling kniet —
Macht den Klang unsterblich seinen Ohren!
Deutscher Jüngling, du bist frei geboren,
Freiheit sei dein Glanz, dein höchstes Gut!
Ihr sollst du dein ganzes Leben,
Ihr den letzten Athem geben,
Ihr dein bestes Herzensblut!

Betet Männer! — denn ein Jüngling kniet —
Seine Hüfte wollen wir bewehren
Mit dem Zeichen unbefleckter Ehren,
Mit der Männer stolzer Waffenzier;
Auch sein deutsches Herz zu weihen
Mit den echten, deutschen Treuen
Stehen wir und beten hier.

Betet Männer! — denn ein Jüngling kniet —
Und er hat den höchsten Schwur geschworen;
Hier und dort sei ihm das Heil verloren,

Wenn er diese Worte jemals schwächt!
Erd' und Himmel sollen zeugen!
Dienen müß' er dann den Feigen
Und erzittern vor dem Knecht!

Betet, Männer! — denn ein Jüngling kniet —
Eisen! könnte Untreu Diesen schänden,
Dann empöre dich in seinen Händen!
Kehre gegen seine Brust die Glut!
Dulde nimmer, Schwert der Ehren,
Daß Verräther bei dir schwören!
Dulde nie Tyrannenwuth!

Betet Männer! — denn ein Jüngling kniet —
Steh' nun auf, umgürtet mit dem Stahle;
Steh' nun auf! Es schau'n vom Himmelssaale
Deine Ahnen fröhlich auf dein Fest,
Seg'nen deine Waffenweihe,
Machen dich für Pflicht und Treue
Heldenkühn und ehrenfest!

Betet Männer! heiligstes Gebet!
Gott im höchsten Himmel gebe Segen
Diesem freien Mann und seinem Degen,
Daß er Blitz in deutschen Schlachten sei!
Gott behüte unsre Lande,
Uns're Seelen vor der Schande!
Gott erhalte Deutschland frei!

---

6. Des Soldaten Abendlied. (1813.)

Es kommt der stille Abend wieder,
Es geht das Licht der Sterne auf,
Nun legen Tausende sich nieder
Und stehn nach süßem Schlummer auf,

Allein dem Träger ehrner Waffen
Verkehrt sich stündlich Tag und Nacht,
Für ihn ist Ruhe nicht geschaffen,
Die alle Wesen glücklich macht.

Den Krieger unter Waffentosen
Erfreut der fromme Friede nicht,
Der von dem Schlummer süße Rosen
Der Freude und der Liebe bricht;
Denn fern von dem geliebten Heerde
Ruft ihm das strenge Schicksal zu:
Dein Unterbett ist kalte Erde,
Der weite Himmel deckt dich zu.

Doch seid gegrüßet gold'ne Lichter,
Die liebend leuchten durch die Nacht,
Und freundlich uns're Angesichter
Hinaufzieh'n zu des Himmels Pracht!
Doch sei gegrüßet, höchster Wächter,
Der auf den Sternen wandelnd geht
Und wie der Blütenstaub Geschlechter
Der Menschen säet und verweht!

Was hat der Mensch im wilden Leben,
Den das Verhängniß faßt und treibt?
Was mag ihm Muth und Freude geben,
Im Sturm, wo Nichts beständig bleibt?
Zu dir, zu dir, der ohne Ende
Die Sonne und die Erden hält,
Erhebt er betend seine Hände
Du frommer Vater aller Welt!

So will ich freudig vor dich treten,
Mein Himmelsvater fromm und gut,
O lehr' mich glauben, lehr' mich beten!
Das ist des Kriegers schönster Muth,

Das ist sein Schild im wilden Streite,
Das ist des Herzens feste Macht,
Wann tausendstimmig das Geläute
Des Todes aus Kanonen kracht.

So will ich ruhig hin mich legen,
Auf harte Erde, wie auf Flaum.
Es strahlt ja über mir dein Segen
Dort oben in dem lichten Raum,
Es wandeln freundlich ja die Sterne,
Als deine Boten her und hin,
Und deuten mir aus heller Ferne,
Daß ich hienieden Pilger bin.

---

7. Auf Scharnhorsts Tod *). (1813.)

Wen erlest ihr für die großen Todten,
Die einst ritterlich für's deutsche Land
Ihre Brust dem Eisen boten?
Wen erlest ihr als den rechten Boten,
Götter, für das Schattenland?

Wer ist würdig solche Mähr zu bringen:
Aufgestanden sind die Söhne Teuts,
Millionen Stimmen klingen:
Unsre Schandeketten sollen springen,
Auch der Donner klingt's des Streits.

Wer mag Hermann seine Rechte reichen
Und der Väter Angesichter schau'n?
Wahrlich, keine von den bleichen
Seelen, die vor jedem Sturmwind streichen:
Die zermalmte schier das Graun.

*) Vergl. Max von Schenkendorfs Gedicht: „Auf Scharnhorsts Tod".

Nur ein Held mag Helden Botschaft tragen,
Darum muß Germaniens bester Mann,
3 Scharnhorst muß die Botschaft tragen,
Unser Joch das wollen wir zerschlagen,
Und der Rache Tag bricht an.

Heil dir, edler Bote! Hohe Weihe
Gibt dein Gang dem deutschen Waffenspiel,
Jeder wird ein Held in Treue,
Jeder wird für's Vaterland ein Leue,
Wenn ein solcher blutig fiel.

Heil dir, edler Bote! Männerspiegel;
Biedermann aus alter deutscher Zeit!
Ewig grünt dein Grabeshügel,
Und der Ruhm schlägt seine gold'nen Flügel
Um ihn, bis in Ewigkeit;

Und er steht uns, wie ein heil'ges Zeichen,
Wie ein hohes, festes Götterpfand,
Daß die Schande wird entweichen
Von dem Vaterlande grüner Eichen,
Von dem heil'gen deutschen Land.

Wann einst fromme Herzen deutsch sich finden,
Ohne Eide, mit dem Händedruck
Werden hier sie Treue binden;
Bräuten, welche Hochzeitskränze winden,
Blühet hier der Ehrenschmuck.

Wann sich Männer nächtlich still verschwören
Gegen Lug und Vaterlandsverrath,
Gegen Gaukler, die bethören,
Gegen Memmen, welche Knechtschaft lehren,
Hieher lenken sie den Pfad.

Will der Vater seinen Sohn bewehren,
Hierher führt er ihn im Abendschein,
Heißt ihn knieen, heißt ihn schwören,
Treu des Vaterlandes heil'gen Ehren,
Treu bis in den Tod zu sein.

So blüht Tugend aus der Tugend Samen,
Herrlich durch die Zeiten ohne Ziel;
Buben zittern bei dem Namen,
Edle rufen Scharnhorst, wie ein Amen,
Für das gläubigste Gefühl.

---

8. Das Lied vom Stein. (1813.)

Wo zu des Rheines heil'gen Wogen
Die Lahn in bunten Ufern rauscht,
Da ist ein Adler aufgeflogen,
Der früh dem Sphärenklang gelauscht,
Der frühe in des Lichtes Wonne
Die junge Seele eingetaucht,
Den früh der gold'ne Reiz der Sonne
Mit stolzer Sehnsucht angehaucht.

Da saß er in dem Felsenneste,
Das seine Väter einst gebaut,
Da klang ihm auf der hohen Veste
Der grauen Vorzeit Wunderlaut,
Hei! wie dem Jüngling von dem Klingen
Die Brust erschwoll in süßem Wahn!
Hei! wie er oft geregt die Schwingen,
Als mäß' er schon die Sonnenbahn!

D'rauf in das Leben ausgeflogen,
Wie find't er Alles anders gar!
Verfinstert hat den Himmelsbogen
Ein wüster Schwarm dem Sonnenaar,
Die Krähen und die Dohlen haben
Verhüllt des Lichtes gold'nen Schein,
Und Eulen wollen gar und Raben
Herolde und Propheten sein.

Doch mitten in den Truggestalten
Er schirmt des Herzens fromme Scheu,
Er bleibt den himmlischen Gewalten
Des Jugendwahnes redlich treu,
Er winkt hinauf zur höchsten Ferne,
Hinab zum tiefsten Geisterort,
Und spricht: „Die Götter und die Sterne,
Sie halten ewig fest ihr Wort".

Ist gleich der Sonnenpfad der Väter
Vom schwarzen Pöbelschwarm verhüllt,
So brennt mir doch vom lichten Aether
In tiefster Brust ein Flammenbild;
Laß ew'ge Nacht das All bedecken,
Den Himmel thun den Höllenfall,
Die Seele zittert keinen Schrecken,
Sie trägt das All, sie ist das All.

Heil dir, du Sohn vom Felsenneste!
Heil dir, du muthig Sonnenkind!
Der hohe Walter ob der Veste
Er hat gesandt den Sausewind,
Die schwachen Flügel sind zerbrochen,
Dem Adler sind die Lüfte rein,
Das Nichts ist in sein Nichts gekrochen,
Der Tugend soll das Scepter sein!

Heil, fester Stein vom festen Steine!
Heil stolzer, freier, deutscher Mann!
Der in des Ruhmes Sonnenscheine
Vor aller Welt nun leuchten kann!
Zerschmettert liegt die Pöbelrotte,
Zerflogen ist der Knechte Wahn,
Und mit dem alten, deutschen Gotte
Geht Ehre auf der Ehrenbahn!

Heil, fester Stein vom festen Steine!
Heil Freiheit, Vaterland und Recht!
Sieh lange noch am deutschen Rheine
In Freuden blühen Teuts Geschlecht!
Sieh lange noch vom Sitz der Ahnen
Im schönsten Lebenssonnenschein
Die freien Enkel der Germanen,
Das freie Land, den freien Rhein!

---

9. Das Lied vom Feldmarschall Blücher *). (1813.)

Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!
19 Es reitet der Feldmarschall im fliegenden Saus;
Er reitet so freudig sein muthiges Pferd,
Er schwinget so schneidig sein blitzendes Schwert.

O schauet, wie ihm leuchten die Augen so klar!
O schauet, wie ihm wallet sein schneeweißes Haar!
So frisch blüht sein Alter, wie greisender Wein,
Drum kann er Verwalter des Schlachtfeldes sein.

Der Mann ist er gewesen, als Alles versank,
Der muthig auf gen Himmel den Degen noch schwang:
Da schwur er beim Eisen gar zornig und hart,
Den Welschen zu weisen die preußische Art.

---

*) Vergl. „Blücher am Rhein" von Kopisch. —

Den Schwur hat er gehalten, als Kriegesruf erklang.
Hei! wie der weiße Jüngling in'n Sattel sich schwang!
Da ist er's gewesen, der Kehraus gemacht,
Mit eisernem Besen das Land rein gemacht.

Bei Lützen auf der Aue er hielt solchen Strauß,
Daß vielen tausend Welschen der Athem ging aus,
Viele Tausende liefen dort hasigen Lauf,
Zehntausend entschliefen, die nie wachen auf.

Am Wasser der Katzbach er's auch hat bewährt,
Da hat er den Franzosen das Schwimmen gelehrt;
Fahrt wohl! Ihr Franzosen zur Ostsee hinab!
Und nehmt, Ohnehosen! den Wallfisch zum Grab!

Bei Wartburg an der Elbe, wie fuhr er hindurch!
Da schirmte die Franzosen nicht Schanze noch Burg,
Da mußten sie springen, wie Hasen über's Feld,
Und hell ließ erklingen sein Hussa der Held.

Bei Leipzig auf dem Plane, o herrliche Schlacht!
Da brach er den Franzosen das Glück und die Macht!
Da lagen sie sicher nach blutigem Fall,
Da ward der Herr Blücher ein Feldmarschall.

Drum blaset ihr Trompeten! Husaren heraus!
Du reite, Herr Feldmarschall, wie Winde im Saus!
Dem Siege entgegen, zum Rhein, über'n Rhein!
Du tapf'rer Degen, in Frankreich hinein.

10. Bundeslied. (1814.)

Sind wir vereint zur guten Stunde,
Wir starker, deutscher Männerchor,
So bringt aus jedem frohen Munde
Die Seele zum Gebet hervor:

Denn wir sind hier in ernsten Dingen,
Mit hehrem, heiligen Gefühl;
Drum soll die volle Brust erklingen
Ein volles, helles Saitenspiel.

Wem soll der erste Dank erschallen?
Dem Gott, der groß und wunderbar
Aus langer Schande Nacht uns Allen
In Flammenglanz erschienen war;
Der unserer Feinde Trotz zerblitzet,
Der unsere Kraft uns schön erneut
Und auf den Sternen waltend sitzet
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Wem soll der zweite Wunsch ertönen?
Des Vaterlandes Majestät!
Verderben Allen, die es höhnen!
Glück Dem, der mit ihm fällt und steht!
Es geh', durch Tugenden bewundert,
Geliebt durch Redlichkeit und Recht,
Stolz von Jahrhundert zu Jahrhundert,
An Kraft und Ehren ungeschwächt!

Das dritte, deutscher Männer Weide,
Am hellsten soll's geklungen sein,
Die Freiheit heißet deutsche Freude,
Die Freiheit führt den deutschen Reih'n;
Für sie zu leben und zu sterben,
Das flammt durch jede deutsche Brust,
Für sie um hohen Tod zu werben
Ist deutsche Ehre, deutsche Lust.

Das vierte — hebt zur hehren Weihe
Die Hände und die Herzen hoch! —
Es lebe alte deutsche Treue!
Es lebe deutscher Glaube hoch!

XIX Deutsche Literatur

(SCHENCKEL, J.). Deutsche Dichterhalle des neunzehnten Jahrhunderts. 3 Bde, Mainz, Kunze, 1851, in-8, 1446 pp, Lnbde d.Zt, mit Goldprägung, Goldschnitt, Gebrauchsspuren.

Boc.

Enthält Gedichte von Chamisso, Freiligrath, Hebel, Goethe, Lenau, Mörike, u.v.a.

Den Schwur hat er gehalten ... erklang.
Hei! wie der ...
... ig!

Denn wir sind hier in ernsten Dingen,
Mit hehrem, heiligen Gefühl;
Drum soll die volle Brust erklingen
Ein volles, helles Saitenspiel.

Wem soll der erste Dank erschallen?
Dem Gott, der groß und wunderbar
Aus langer Schande Nacht uns Allen
In Flammenglanz erschienen war;
Der unserer Feinde Trotz zerblitzet,
Der unsere Kraft uns schön erneut
Und auf den Sternen waltend sitzet
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Wem soll der zweite Wunsch ertönen?
Des Vaterlandes Majestät!
Verderben Allen, die es höhnen!
Glück Dem, der mit ihm fällt und steht!
Es geh', durch Tugenden bewundert,
Geliebt durch Redlichkeit und Recht,
Stolz von Jahrhundert zu Jahrhundert,
An Kraft und Ehren ungeschwächt!

Das dritte, deutscher Männer Weide,
Am hellsten soll's geklungen sein,
Die Freiheit heißet deutsche Freude,
Die Freiheit führt den deutschen Reih'n;
Für sie zu leben und zu sterben,
Das flammt durch jede deutsche Brust,
Für sie um hohen Tod zu werben
Ist deutsche Ehre, deutsche Lust.

Das vierte — hebt zur hehren Weihe
Die Hände und die Herzen hoch! —
Es lebe alte deutsche Treue!
Es lebe deutscher Glaube hoch!

Mit diesen wollen wir bestehen,
Sie sind des Bundes Schild und Hort:
Fürwahr, es muß die Welt vergehen,
Vergeht das feste Männerwort.

Rückt dichter in der heil'gen Runde
Und klingt den letzten Jubelklang!
Von Herz zu Herz, von Mund zu Munde
Erbrause freudig der Gesang!
Das Wort, das unsern Bund geschürzet,
Das Heil, das uns kein Teufel raubt
Und kein Tyrannentrug uns kürzet,
Das sei gehalten und geglaubt!

---

11. Warum rufe ich? (1837.)

Und rufst du immer Vaterland
Und Freiheit? will das Herz nicht rasten?
Und doch, wie bald umrollt der Sand
Des Grabes deinen Leichenkasten;
Die nächste Ladung trägst du schon
Geschrieben hell auf weißem Scheitel —
Gedenk des weisen Salomon,
Gedenk des Spruches: Alles eitel!

Ja, darum ruf' ich Vaterland
Und Freiheit! dieser Ruf muß bleiben,
Wann lange unsrer Gräber Sand
Und unsern Staub die Winde treiben,
Wann unsrer Namen dünner Schall
Im Zeitensturme längst verklungen,
Sei dieses Klanges Wiederhall
Von Millionen nachgesungen.

Ja, darum, weil wir gleich dem Schein
Der Morgendämmerung verschweben,
Muß dies die größte Sonne sein,
Worin wir blühn, wodurch wir leben;
Drum müssen wir an diesem Bau
Uns hier die Ewigkeit erbauen,
Damit wir von der Geisterau
Einst selig können niederschauen.

O Vaterland! mein Vaterland!
Du heilges, das mir Gott gegeben!
Sei Alles eitel, Alles Tand,
Mein Name Nichts und Nichts mein Leben,
Du wirst Jahrtausende durchblühn
In deutschen Treuen, deutschen Ehren:
Wir Kurze müssen hinnen ziehn,
Doch Liebe wird unsterblich währen.

---

12. Ballade. — Die Sternlein. (1809.)

Und die Sonne machte den weiten Ritt
Um die Welt,
Und die Sternlein sprachen: wir reisen mit
Um die Welt;
Und die Sonne, sie schalt sie: ihr bleibet zu Haus;
Denn ich brenn euch die goldenen Aeugelein aus
Bei dem feurigen Ritt um die Welt.

Und die Sternlein gingen zum lieben Mond
In der Nacht,
Und sie sprachen: du der auf den Wolken thront
In der Nacht,
Laß uns wandeln mit dir! dein milder Schein
Er verbrennet uns nimmer die Aeugelein.
Und er nahm sie, Gesellen der Nacht.

Nun willkommen, Sternlein und lieber Mond
In der Nacht!
Ihr versteht, was still im Herzen wohnt
In der Nacht!
Kommt und zündet die himmlischen Lichter an,
Daß ich lustig mitschwärmen und spielen kann
In den freundlichen Spielen der Nacht.

---

13. Das Feuerlied. (1816.)

Aus Feuer ist der Geist geschaffen,
Drum schenkt mir süßes Feuer ein,
Die Lust der Lieder und der Waffen,
Die Lust der Liebe schenkt mir ein,
Der Traube süßes Sonnenblut,
Das Wunder glaubt und Wunder thut.

Was soll ich mit dem Zeuge machen,
Dem Wasser, ohne Saft und Kraft?
Gemacht für Frösche, Kröten, Drachen
Und für die ganze Würmerschaft?
Für Menschen muß es frischer sein,
Drum bringet Wein — und schenket Wein!

O Wonnesaft der edeln Reben!
O Gegengift für jede Pein!
Wie matt und wässrig fließt das Leben!
Wie ohne Stern und Sonnenschein,
Wenn du, der einzig leuchten kann,
Nicht zündest deine Lichter an!

Es wäre Glauben, Lieben, Hoffen,
Und alle Herzensherrlichkeit
Im nassen Jammer längst ersoffen
Und alles Leben hieße Leid,
Wärst du nicht in der Wassersnoth
Des Muthes Sporn, der Sorge Tod.

Drum dreimal Ruf und Klang gegeben!
Ihr frohen Brüder, stoßet an!
Dem frischen, kühlen Wind im Leben,
Der Schiff und Segel treiben kann!
Ruft Wein, klingt Wein und aber Wein!
Und trinket aus und schenket ein!

Aus Feuer ist der Geist geschaffen,
Drum schenkt mir süßes Feuer ein!
Die Lust der Lieder und der Waffen,
Die Lust der Liebe schenkt mir ein,
Der Traube süßes Sonnenblut,
Das Wunder glaubt und Wunder thut!

---

14. Trinklied. (1817.)

Bringt mir Blut der edeln Reben,
Bringt mir Wein!
Wie ein Frühlingsvogel schweben
In den Lüften soll mein Leben
Durch den Wein.

Bringt mir Epheu, bringt mir Rosen
Zu dem Wein!
Mag Fortuna sich erbosen,
Selbst will ich mein Glück mir losen
In dem Wein.

Bringt mir Mägdlein hold und mundlich
Zu dem Wein!
Rollt die Stunde glatt und rundlich,
Greif ich mir die Lust secundlich
In dem Wein.

Bringt mir auch — das darf nicht fehlen
Bei dem Wein —
Echte, treue, deutsche Seelen
Und Gesang aus hellen Kehlen
Zu dem Wein.

Klang dir, Bacchus, Gott der Liebe,
In dem Wein!
Sorgen fliehen fort wie Diebe
Und wie Helden glühn die Triebe
Durch den Wein.

Klang dir, Bacchus, Gott der Wonne
In dem Wein!
Ha! schon schau ich Mond und Sonne,
Alle Sterne in der Tonne,
In dem Wein.

Höchster Klang wem sollst du klingen
In dem Wein?
Süßestes von allen Dingen,
Dir muß ichs im Stillen bringen
In dem Wein.

---

15. Des Schiffers Traum. (1837.)

Es heult der Sturm, die Woge schäumt,
Und durch die Wolken fahren Blitze;
Der alte Schiffer nickt — und träumt
Gar ruhig auf dem nassen Sitze;

Wie wild um ihn die Woge schlägt,
Wie auf und ab das Schifflein schaukelt, —
Ein Traum, der süße Bilder trägt,
Umspielt sein Haupt und scherzt und gaukelt.

Ein Eiland hebt er hell und schön
Mit reichen Fluren aus den Wogen,
Ein wundervolles Lenzgetön
Aus Blütenhainen kommts geflogen. —
Der Alte ruft: „Hier legt ans Land,
Hier in die Bucht, den stillen Hafen!
O kommst du endlich, Friedensstrand!
Wie süß will ich' nach Stürmen schlafen!“

Da schießt aus schwarzer Nacht ein Strahl,
Ein glühnder Gottespfeil von oben; —
Der Schiffer und das Schiff zumal
Mit Mann und Maus sind sie zerstoben. —
Die wilde Woge treibt zum Strand,
Treibt Trümmer und Leichen treu zum Hafen. —
Glückselger Träumer! du hast Land:
Nun kannst du süß nach Stürmen schlafen.

---

16. An die Lerche. (1836.)

Vöglein, Vöglein in den Lüften,
Lerche, die zum Himmel schwebt,
Unten still in Blumendüften
Und im Grün der Wiesen lebt,
Du bist mein, du süße Kehle:
Meine Sehnsucht, meine Lust,
Alles Weh der Menschenseele
Klingst du hell aus frommer Brust.

Also trägst du meine Schmerzen
Aus der Erde Nebelflor
Zu dem Herzen aller Herzen,
Zu dem Himmelshort empor,
Trägst mich hin zu meinen Lieben,
Die nun oben selig sind;
Unten ist das Leid geblieben,
Droben wehet Lebenswind.

O, wie süß mit dir zu kreisen
In dem heitern Sonnenstrahl!
O, wie süß mit dir zu reisen
Himmelauf vom Erdenthal!
Auszujubeln, auszusingen,
Was das stille Herz nur weiß,
Und aus voller Brust zu klingen
Liebeslust und Himmelspreis.

---

17. Grablied. (1838.)

Auf! laßt uns fröhlich singen
Ein Lied von Tod und Grab!
Gar herrlich soll es klingen
Ins letzte Bett hinab:
Des Friedhofs stiller Hügel,
Kein Leben deckt er zu,
Der Geist schwingt frohe Flügel
Und fliegt der Heimat zu.

Er sagt der grünen Erde
Die letzte gute Nacht;
Denn Arbeit, Noth, Gefährde,
Sie sind mit Gott vollbracht,

Die Freuden und die Mühen
Der armen Sterblichkeit
Nun sieht er Kränze blühen
Im Lenz der Ewigkeit. —

Drum wolln wir fröhlich singen
Ein Lied von Tod und Grab,
Ein Himmelslied soll klingen
Ins Erdenbett hinab!
Die Seele hat gewonnen
Das ewge Morgenroth,
Und schaut aus heitern Wonnen
Hinab auf Grab und Tod.

---

18. Ermunterung. (1840.)

Was willst du dich betrüben?
Der alte Gott lebt noch,
Nicht hüben und nicht drüben,
Nicht ferne und nicht hoch!
Sein Seyn ist allenthalben,
Sein Lieben klingt durchs All'
In höchster Engel Psalmen
In kleinster Vöglein Schall.

Er weiß um deine Schmerzen,
Er weiß um deine Lust,
Und willst du ihn von Herzen,
Gleich hat ihn deine Brust,
Gleich fällt wie Frühlingsregen
Bei warmem Sonnenschein
Sein süßer Gnadensegen
Dir voll ins Herz hinein.

Auf! wirf dein schlechtes Grämen
Dein eitles Sorgen weg!
Verscheuche alle Schemen,
Die irren deinen Weg!
Du sollst im Lichte schreiten,
Und der dich frei gemacht,
Das große Licht der Zeiten,
Schloß ewig deine Nacht.

Mag Alles sinken, wanken,
Dies Eine bleibet fest,
Gedanke der Gedanken,
Der nimmer sinken läßt:
Das große Licht der Zeiten,
Dein Heiland Jesus Christ,
Wird Strahlen um dich spreiten,
Wo Alles finster ist.

Dies wage fest zu fassen,
Dies halte treu und fest:
Den schwöre nie zu lassen,
Der nimmer dich verläßt,
Der dich mit seinem Blute
Erlöst aus Nacht und Wahn
Will, daß mit hellem Muthe
Du wandelst deine Bahn.

Ludwig Achim v. Arnim,

geboren zu Berlin am 26. Januar 1781, studirte zu Göttingen, widmete sich namentlich den Naturwissenschaften, machte viele Reisen durch Deutschland, lebte längere Zeit mit Brentano in Heidelberg und hielt sich dann theils in Berlin, theils auf seinem Landgute Wiepersdorf in Brandenburg auf, wo am 21. Jan. 1831 ein Nervenschlag sein Leben endete. — Arnims Gattin ist Bettina, Brentanos Schwester, hauptsächlich bekannt durch den Roman: „Briefwechsel Goethes mit einem Kinde (3 Bde. Berlin 1835)", worin die Einheit der Poesie mit dem Leben hergestellt ist. „Das Ganze ist so innig durchhaucht von dem Geiste heiterer, lebendiger Poesie, das hier geschilderte Leben ist so ganz ein poetisches Leben, daß man sich in die Zeiten der Minnesänger versetzt glaubt, in welchen das Leben Poesie und Poesie das Leben war". (Vilm.) Wie Arnim durch die Bande der Schwägerschaft an Brentano geknüpft war, so fühlten sich Beide auch durch gleiche Geistes- und Gemüthsstimmung innig zueinander hingezogen. Seine lyrischen Gedichte sind mit dem Inhalt größerer Werke verwoben und theilweise trefflich gelungen, wie das „Kriegslied des Mais", worin der wonnige Lenz so anmuthig und herrlich besungen, „der Liebe Lust und Weh" kann wegen seiner Wahrheit und tiefen Innigkeit für ein echtes Volkslied gelten, „der Blinde" erhebt sich durch seine Glaubenszuversicht über die Noth des Irdischen und ebenso ist das „Lied vor einem Gefängnisse" voll Vertrauen auf Gottes Güte und Gnade; „des Verschmähten Klage" hat den Schmerz und die Trostlosigkeit unglücklicher Liebe zum In-

halt, und in „Kalte Hände, warmes Herz“ und „Hohes“ treten innere Stimmungen so schön und wahr in die Erscheinungen des äußern Lebens. Der „Trost im Gebet“ erleichtert das bekümmerte Herz und erquickt es mit dem hellen Strahl der Hoffnung.

Wir finden bei dem „vielbegabten, vielgebildeten“ Dichter einen hohen, vaterländischen Sinn, echtpoetische Klänge, wohlthuende, tiefe Gemüthswärme, Frische des Humors, Fülle der Phantasie, Anmuth und Natürlichkeit, vermissen aber gar oft die poetische Herrscherkraft, in deren Abwesenheit so viele Form-, Halt- und Maßlosigkeit sich unerquicklich breitet, gemischt mit Nebelbildern, Irrlichtern, sowie Uebertreibungen und Wunderlichkeiten aller Art, aus denen uns oft noch schneidende Kälte anweht. „Eben freuen wir uns einen Dichter zu hören, der zu seinem Werke die Gunst der Muse mit zu bringen scheint, aber alsbald erfüllt uns Mißbehagen und Abneigung, weil schon der nächste Schritt den schönen Anfang verdirbt. Ueberall Golderz, aber wenig Läuterung und gediegnes Metall. Arnim hat im Drama, wie in der Novelle gedichtet, in beiden mit gleicher Methode. Die Phantastik spielt ihre Launen auf dem einen wie dem andern Gebiet in derselben Wunderlichkeit. Dort, wie hier, laufen Sage und Wirklichkeit, Natur und Geschichte, Menschenleben und Märchenwelt bunt durcheinander, dort, wie hier, schimmern aus dem chaotischen Schuttwesen die reinsten Goldkörner schöner Empfindungen, edler Gedanken und unverfälschter Gesinnung. Die heimischen Anklänge eines tiefgefühlten deutschen Volksthums, dem der Dichter sich ohne Rückhalt befreundet, wehen aus beiden Gegenden in wohlthuender Wirkung herüber“. (Hillebr. Nationaltr. III.) — Sein größtes Verdienst erwarb sich Arnim mit Brentano durch die Herausgabe der Sammlung alter, lange verkannter Volklieder: „des Knaben Wunderhorn (3 Bde. Heidelberg 1806 — 8, 2. Aufl. 1819).“ Goethe meinte das Buch sollte „in jedem Hause, wo frische Menschen wohnen, am Spiegel und sonst überall“ zu finden sein. Wenn nun gleich die Herausgeber ziemlich willkürlich den Urtext vieler Lieder entstellt und nach ihrer Weise verarbeitet haben; so haben sie doch

einen kostbaren Schatz ans Licht gezogen, mit dem sich wohl Jeder der bessern neuern Dichter innig vertraut gemacht hat.

Schriften: Theorie der electrischen Erscheinungen. Halle 1799. (In seinem 18. Jahre geschrieben.) — Einsiedlerzeitung. Heidelberg 1806. Mit dem Titel: Trösteinsamkeit. Heidelberg 1808 (mit Beiträgen von Brentano, Hölderlin, Tieck, Kerner, Uhland, den Brüdern Grimm rc.). — Der Wintergarten, eine Novellensammlung. Berlin 1809. — Armuth, Reichthum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores. Ein Roman. 2 Bde. Berlin 1810. (Wurde von J. Paul mit lautem Gruße empfangen.) — Halle und Jerusalem. Studentenspiele und Pilgerabenteuer. Heidelberg 1811. (Vergebens suchte er darin Shakspeares große Meisterschaft im unsterblichen Humor zu erstreben.) — Die Kronenwächter, I. Bd. Bertholds erstes und zweites Leben. Ein Roman. Berlin 1817 (Leidet bei seltnen klassischen Vorzügen auch an den Hauptfehlern des Dichters.) — Sämmtliche Werke. Herausgegeben von Wilh. Grimm. 12 Bde. Berlin 1839 — 42.

19. Kalte Hände, warmes Herz.

Kalte Hände, warmes Herz
Hab ich wohl empfunden,
Nahe Thränen, fernen Schmerz
In den Abschiedsstunden;
In der Hände letztem Druck
Froren sie zusammen;
Doch das Herz war heiß genug,
Löste sie in Flammen.

Kalt, so fühl ich deine Hand,
Noch in meiner liegen,
Und des Herzens heißen Brand
An mein Herz sich schmiegen:
Kalte Hände, warmes Herz,
Mußt du mir erhalten,
Keinem drück die Hand zum Scherz,
Daß nicht Herzen kalten.

---

20. Des Verschmähten Klage.

Die freie Nacht ist aufgegangen,
Unsichtbar wird ein Mensch dem andern,
So kann ich mit den Thränen prangen
Und hin zu Liebchens Fenster wandern.
Der Wächter rufet seine Stunden,
Der Kranke jammert seine Schmerzen,
Die Liebe klaget ihre Wunden,
Und bei der Leiche schimmern Kerzen.

Die Liebste ist mir heut gestorben,
Wo sie dem Feinde sich vermählet,
Ich habe Lieb' in Leid geborgen
Ihr Thränen mir die Sterne zählet.
Wie herzhaft ist das Licht der Sterne,
Wie schmerzhaft ist das Licht der Fenster,
Ein dichter Nebel deckt die Ferne
Und mich umspinnen die Gespenster.

Im Hause ist ein wildes Klingen,
Die Menschen mir so still ausweichen,
In Mitleid mich dann fern umringen:
So bin ich auch von eures Gleichen?
Mich hielt der Wald bei Tag verborgen,
Die schwarze Nacht hat mich befreit.
Mein Liebchen weckt ein schöner Morgen
Der mich dem ewgen Jammer weiht.

Wie oft hab ich hier froh gesessen,
Wenn alle Sterne im Erblassen!
Ach alle Welt hat mich vergessen,
Seit mich die Liebste hat verlassen.

Nichts weiß von mir die grüne Erde
Nichts weiß von mir die lichte Sonne,
Der Mondenglanz ist mir Beschwerde,
Die Nacht ist meiner Thränen Bronne.

21. Der Liebe Lust und Weh.

Seh ich zu dir hinauf,
Siehst du zu mir herunter,
So geht das Herz mir auf
Und alle Sinne unter.

Ich bin ein schwarzer See
Am Fuß von grünen Hügeln,
Zugleich in Lust und Weh
Magst du dich an mir spiegeln.

22. Kriegslied des Mais.

Wenn des Frühlings Wachen ziehen,
Lerche frisch die Trommel rührt,
Ach! dann möchte ich mitziehen,
Ach! da werd ich bald verführt,
Handgeld, Druck und Kuß zu nehmen,
Und ich kann mich gar nicht schämen.

Wie die Waffen helle blinken,
Helle Knospen brechen auf,
Und die Federbüsche winken
Von Kastanien oben auf,
Blühen, duften, wehen, fallen,
Und ich muß so lockend schallen.

Wie gefährlich sind die Zeiten,
Wenn die Bäume schlagen aus!
Und ich warne euch bei Zeiten,
Eh Salat auch schießet aus;
Kinder, ihr müßt ihn bestehen,
Die im Grünen sich ergehen.

Schwinge nur die bunten Fahnen,
Apfelblüt in Morgenluft!
Ja, ich schwör dir und wir bahnen
Gleichen Weg in freier Brust:
Was im Frühling treu verbunden,
Wächst zusamm für alle Stunden.

---

23. Der Blinde.

Der Blinde schleicht am Wanderstabe,
Weiß nicht, daß schon die Sonn im Meer;
Er trägt an seiner Last so schwer,
Die Last ist seine einzge Habe.

Den Knaben trägt er heut zu Grabe,
Der treu ihn durch die Welt geführt:
Ihn hat der Hungertod berührt,
Als er für ihn gefleht um Gabe.

Die Gabe, die geschenkt dem Kleinen,
Die er ihm sterbend dargereicht,
Das Brot, mit Thränen eingeweicht,
Kann er nicht sehn und nur beweinen.

Er sucht, geweihte Erd zu finden,
Und scheut, zu missen seine Last:
Wenn er die kalte Hand nicht faßt,
Was soll ihn noch der Welt verbinden?

Dem Blinden kann sich auch verkünden,
Der ihn im hohen Himmel kennt:
Er hat ihn von der Welt getrennt,
Daß er ihn hier allein soll finden.

Der Müde sinkt und an der Stelle
Fühlt er des Altars heilgen Stein;
Er gräbt den irdschen Führer ein,
Des Himmels Führer strahlt ihm helle.

Des Himmels Frühling ist erschienen
Bei seines Lieblings irdschem Grab:
Es wurzelt ein der Wanderstab,
Das dürre Holz will wieder grünen.

Es wächst zum Blütenkranz am Grabe
Und der im Himmel richtend liebt,
Hat ihn aus Liebe nur betrübt, —
Der Gott im Menschen war der Knabe.

---

24. Trost im Gebet.

Wann wird die Nacht mir enden,
Wann werd ich wieder wach?
Wann trägt auf goldnen Händen
Auch mich ein lichter Tag?
Es ist des Herren Wille
Auch dieser schwere Traum,
Er ruft mich in der Stille,
Er füllt den leeren Raum.

Nun ich auf meinen Knieen
Zu dir, o Herr, gefleht,
An meiner Thränen Glühen
Hat Hoffnung mich umweht.

Ich sehe Blitze leuchten
Durch diese schwüle Luft,
Die wengen Tropfen feuchten
Des Herzens dürre Gruft.

Es fühlt sich neu belebet
Bei diesem hellen Schein,
Ein Engel es umschwebet
Und führt mich zu dir ein;
Er führt auf schmaler Brücke
Mich übern tiefen Schlund,
Er öffnet meine Blicke
Und schließet mir den Mund.

O, könnt' ich ewig beten
Zu dir, o Herr, im Geist,
Da würd' auch ich betreten
Das Land, das sich mir weist.
Doch ich werd fortgetrieben,
Ich dien für Menschenspott;
Dein Trostwort nur ist blieben:
Dien treu, so dienst du Gott!

---

25. Lied vor einem Gefängnisse.

Wacht auf mit innern Sinnen,
Erhebt die Augenlieder,
Von denen Thränen rinnen,
Von Innen strahlts hernieder.

In tiefer Kerkernacht
Unsichtbar Lauernden
Strahlt frei des Herren Macht
Unschuldig Trauernden.

In Geistesdämmerungen
Naht euch der Unerreichte,
Hat euer Herz durchdrungen,
Daß Geist vom Geiste leuchte;

In seiner Gnade Macht
Strahlt der Verachtete,
Er hat ans Licht gebracht
Schuldlos Umnachtete.

Ihr hebt die trüben Blicke
Hinauf zu dunkeln Fernen,
Sie bauen euch die Brücke
Aus ewgen Himmelssternen.

Ein jeder Blick zum Herrn
Von still Erliegenden
Glänzt hell als ewger Stern
Am Thron des Siegenden.

Er braucht nicht Menschenhände,
Mit seinen Gnadenworten
Durchbricht er Kerkerwände
Und öffnet Himmelspforten.

Was euch geschieht auf Erden,
Ihr schuldlos Leidenden,
Wird reich vergütigt werden
Euch selig Scheidenden.

---

26. Hohes.

Hohe Lilie, hohe Lilie!
Keine ist so stolz wie du,
In der stillen, milden Ruh;
Hohe Lilie, hohe Lilie,
Ach wie gern seh ich dir zu!

Hohe Zeder, hohe Zeder!
Keine steht so einsam da,
Doch der Adler ist dir nah,
Hohe Zeder, hohe Zeder,
Der dein sichres Nest ersah.

Hohe Wolken, hohe Wolken
Ziehen über beide stolz,
Blitzen in das stolze Holz.
Hohe Wolken, hohe Wolken,
Sinken ins entflammte Holz.

Hohe Flamme, hohe Flamme!
Tausend Lilien blühen drauf,
Tausend Zedern zehrst du auf,
Hohe Flamme, hohe Flamme,
Sag, wohin dein stolzer Lauf?

Clemens Brentano,

geboren 1777 zu Frankfurt a. M.

Er war der Enkel der Sophie La Roche, machte seine Studien in Jena und lebte dann abwechselnd in Jena, Frankfurt a. M., Heidelberg, Wien und Berlin, vermählte sich 1805 mit der von ihrem Manne geschiedenen, sinnigen Liederdichterin und Romanschriftstellerin (Seraphine) Sophie Merau, welche schon im folgenden Herbste starb. Unzufrieden und zerfallen mit sich und der Welt ging er 1818 ins Kloster Dülmen im Münsterschen und 1822 nach Rom. Seine letzte Lebenszeit verbrächte er in Regensburg, München und Frankfurt. Am 28. Juli 1842 starb er zu Aschaffenburg in der Familie seines Bruders.

Mit Arnim (s. d.) gab Brentano „des Knaben Wunderhorn" heraus. Auch erwarb er sich großes Verdienst durch die Herausgabe einer schönen, alten Geschichte: „der Goldfaden (Heidelberg 1809)", deren Verfasser der Colmarer Stadtschreiber Jörg Wickram ist. Die Novelle: „Geschichte vom braven Kasperl und schönen Annerl" gehört zu Brentanos gelungensten Dichtungen. Das „Märchen Gockel, Hinkel und Gackeleia (Frankfurt 1838)" hat von namhaften Kritikern die widersprechendsten Beurtheilungen erfahren. Ist dies Werk auch kein reiner Diamant in der Krone deutscher Kunst, so enthält es doch unleugbar Partien von hochpoetischem Gehalt. Brentano „geht die germanische Innerlichkeit ab, welche sich Arnim als Juwel stets bewahrt hat". Treffend sagt Varnhagen: „Brentano verdirbt seine Dichtungen durch Uebermuth". Er spielt mit der Poesie, hat sich und die Welt zum Besten, und läßt ganz gegen den Willen der Muse das Heiligste, wie das

Gemeinste unter- und nebeneinander auftreten; meisterhaft reizende Schilderungen, schrankenlose Unklarheit, ödes, wüstes Treiben, tiefste Innigkeit und Einfalt, Ungereimtheit, Uebertreibung, Verwilderung, Irrthümer, wunderliche Laune, geliehener oder gemachter Witz und glücklicher Humor, kurz alle „poetischen Tugenden und Untugenden" wechseln untereinander. Die geniale Künstlerruhe und der heilige Ernst bleiben dem Dichter nie getreu; „die Willkür zerschlägt meistens das Gefäß, das sich zur reinen Form bilden wollte. (Hillebr.)" Seine lyrischen Gedichte klingen als verlockende Töne in herzlichfrohen und rührenden Weisen aus dem Inhalt größerer Werke, mit dem sie verflochten sind und verrathen den glücklichen Einfluß, welchen das Sammeln, Studiren und Bearbeiten des klassischen Volksliedes auf Brentano hatte. Das allbekannte, in jeder Beziehung vollendete Lied: „Nach Sevilla", welches Valeria singt, zeigt, wie sehr er es vermochte in fremden Geist und fremdes Leben einzudringen und poetisch in Reim und Rhythmus nachzubilden. „Der Spinnerin Nachtlied" ist nicht minder ein schönes Muster des Volksliedes und die Romanze: „Die Gottesmauer", worin das fromme Mütterlein durch Gebet und unerschütterliches Vertrauen auf Gott so wunderbar Schutz und Rettung findet, steht weit über dem gleichnamigen Gedichte Rückerts. Die „lustigen Musikanten" klingen im rührendsten Tone innerster Empfindung und auch der „Fischer" ist vom seelenvollen, gesunden Hauche der Volksdichtung durchweht und belebt. Ein frisches, kräftiges Volkslied ist auch das „Soldatenlied". Mit dem Gedicht „Im Lager" ist Goethes „Meeresstille" und „glückliche Fahrt" zu vergleichen.

Schriften: Satyren und poetische Spiele. Leipzig 1800. — Godwi, oder das steinerne Bild der Mutter. Ein verwilderter Roman. 2 Bde. Frankfurt 1801. In beiden Schriften nannte sich der Verfasser „Maria". — Die lustigen Mrsikanten. Singspiel. Frankfurt 1803. — Ponce de Leon. Lustspiel. Göttingen 1804. — Der Philister vor, in und nach der Geschichte. Berlin 1811 (kam nicht in den Buchhandel). — Die Gründung Prags. Ein historisch-romantisches Drama. Pesth 1815. —

Victoria und ihre Geschwister, mit fliegender Fahne und brennender Lunte. Ein klingendes Spiel. Berlin 1817. — Schneeglöckchen. Hamburg 1819. (Soll von Br. selbst aufgekauft und vernichtet worden sein). — Die Märchen des Cl. Brentano. Herausgegeben von G. Görres. Stuttg. u. Tüb. 1846. —

27. Nach Sevilla. (Lied aus: „Ponce de Leon“.)

Nach Sevilla, nach Sevilla,
Wo die hohen Prachtgebäude
In den breiten Straßen stehen,
Aus den Fenstern reiche Leute,
Schöngeputzte Frauen sehen,
Dahin sehnt mein Herz sich nicht.

Nach Sevilla, nach Sevilla,
Wo die letzten Häuser stehen,
Sich die Nachbarn freundlich grüßen
Mädchen aus den Fenstern sehen,
Ihre Blumen zu begießen,
Ach, da sehnt mein Herz sich hin.

In Sevilla, in Sevilla,
Weiß ich wohl ein reines Stübchen,
Helle Küche, stille Kammer;
In dem Hause wohnt mein Liebchen,
Und am Pförtchen glänzt ein Hammer:
Poch ich, macht die Jungfrau auf.

Nach Sevilla, nach Sevilla!
Hin zu ihr, der Heißgeliebten!
Hin muß ich zu ihren Füßen,
Sie zu sehen, sie zu sprechen,
Sie zu herzen, sie zu küssen,
Dahin sehnt mein Herz sich sehr.

28. Der Spinnerin Nachtlied.

(Die Mutter sang ꝛc.)

Es sang vor langen Jahren
Wohl auch die Nachtigall.
Das war wohl süßer Schall,
Da wir zusammen waren.

Ich sing und kann nicht weinen,
Und spinne so allein
Den Faden klar und rein
So lang der Mond mag scheinen.

Als wir zusammen waren,
Da sang die Nachtigall;
Nun martert mich ihr Schall,
Da du von mir gefahren.

So oft der Mond mag scheinen
Denk ich wohl dein allein;
Mein Herz ist klar und rein;
Gott wolle uns vereinen.

Seit du von mir gefahren,
Singt stets die Nachtigall;
Ich denk bei ihrem Schall,
Wie wir zusammen waren.

Gott wolle uns vereinen!
Hier spinn ich so allein;
Der Mond scheint klar und rein;
Ich sing und möchte weinen.

29. Der Fischer. (Aus „Godwi". S. 216 – 220.)

Ein Fischer saß im Kahne,
Ihm war das Herz so schwer,
Sein Liebchen war gestorben,
Das glaubt er nimmermehr.

Und bis die Sternlein blinken,
Und bis zum Moudenschein!
Harrt er sein Lieb zu fahren
Wohl auf dem tiefen Rhein.

Da kömmt sie hergegangen
Und steiget in den Kahn,
Sie schwanket in den Knieen,
Hat nur ein Hemblein an.

Sie schwimmen auf den Wellen
Hinab in tiefer Ruh,
Da zittert sie und wanket,
O Liebchen frierest du?

Dein Hemblein spielt im Winde,
Das Schifflein treibt so schnell;
Hüll dich in meinen Mantel,
Die Nacht ist kühl und hell.

Sie strecket nach den Bergen
Die weißen Arme aus,
Und freut sich, wie der Vollmond
Aus Wolken sieht heraus.

Und grüßt die alten Thürme
Und will den hellen Schein,
Mit ihren zarten Armen,
Erfassen in dem Rhein.

O setze dich doch nieder
Herzallerliebste mein!
Das Wasser treibt so schnelle
O fall nicht in den Rhein.

Und große Städte fliegen
An ihrem Kahn vorbei,
Und in den Städten klingen
Der Glocken mancherlei.

Da kniet das Mädchen nieder
Und faltet seine Händ',
Und seine hellen Augen
Es zu dem Himmel wend't.

Lieb Mädchen, bete stille,
Schwank nicht so hin und her,
Der Kahn, er möchte sinken,
Das Wasser treibt so sehr.

In einem Nonnenkloster,
Da singen Stimmen fein
Und in dem Kirchenfenster
Sieht man den Kerzenschein.

Da singt das Mädchen helle
Die Metten in dem Kahn,
Und sieht dabei mit Thränen
Den Fischerknaben an.

Der Knabe singt mit Thränen
Die Metten in dem Kahn
Und sieht dabei sein Mädchen
Mit stummen Blicken an.

So roth und immer röther
Wird nun die tiefe Flut
Und weiß und immer weißer
Das Mädchen werden thut.

Der Mond ist schon zerronnen,
Kein Sternlein mehr zu sehn,
Und auch dem lieben Mädchen
Die Augen schon vergehn.

Lieb Mädchen, guten Morgen!
Lieb Mädchen, gute Nacht!
Warum willst du nun schlafen,
Da schon die Sonn erwacht?

Die Thürme blinken helle,
Und froh der grüne Wald
Von tausend bunten Stimmen
In lautem Sang erschallt.

Da will er sie erwecken,
Daß sie die Freude hör,
Er sieht zu ihr hinüber
Und findet sie nicht mehr.

Und legt sich in den Nachen
Und schlummert weinend ein,
Und treibet weiter, weiter,
Bis in die See hinein.

Die Meereswellen brausen
Und schleudern ab und auf
Den kleinen Fischernachen;
Der Knabe wacht nicht auf.

Doch fahren große Schiffe
In stiller Nacht einher,
So sehen sie die Beiden
Im Kahne auf dem Meer.

30. Violettens Lied. (Aus „Godwi". S. 392) *).

2 Zu Bacharach am Rheine
Wohnt eine Zauberin,
Sie war so schön und feine
Und riß viel Herzen hin.

Und brachte viel zu Schanden
Der Männer rings umher,
Aus ihren Liebesbanden
War keine Rettung mehr.

Der Bischof ließ sie laden
Vor geistliche Gewalt —
Und mußte sie begnaden,
So schön war ihre Gestalt.

Er sprach zu ihr gerühret:
„Du arme Lorelei!
Wer hat dich denn verführet
Zu böser Zauberei?" —

„„Herr Bischof laßt mich sterben,
Ich bin des Lebens müd,
Weil Jeder muß verderben,
Der meine Augen sieht.

Die Augen sind zwei Flammen —
Mein Arm ein Zauberstab —
O legt mich in die Flammen!
O brechet mir den Stab!""

„Ich kann dich nicht verdammen,
Bis du mir recht bekennt,
Warum in diesen Flammen
Mein eigen Herz schon brennt.

*) Vergl. „Die Lorelei" von H. Heine.

Den Stab kann ich nicht brechen,
Du schöne Lorelei!
Ich müßte dann zerbrechen
Mein eigen Herz entzwei".

„„Herr Bischof mit mir Armen
Treibt nicht so bösen Spott,
Und bittet um Erbarmen
Für mich den lieben Gott.

Ich darf nicht länger leben,
Ich liebe Keinen mehr —
Den Tod sollt ihr mir geben,
Drum kam ich zu euch her. —

Mein Schatz hat mich betrogen,
Hat sich von mir gewandt,
Ist fort von hier gezogen,
Fort in ein fremdes Land.

Die Augen sanft und milde,
Die Wangen roth und weiß,
Die Worte still und milde,
Das ist mein Zauberkreis.

Ich selbst muß drin verderben
Das Herz thut mir so weh,
Vor Schmerzen möcht' ich sterben,
Wenn ich mein Bildniß seh.

Drum laßt mein Recht mich finden,
Mich sterben, wie ein Christ,
Denn Alles muß verschwinden,
Weil er nicht bei mir ist.""

Drei Ritter läßt er holen:
„Bringt sie ins Kloster hin,
Geh Lore! — Gott befohlen
Sei dein berückter Sinn.

Du sollst ein Nönnchen werden,
Ein Nönnchen schwarz und weiß,
Bereite dich auf Erden
Zu deines Todes Reich".

Zum Kloster sie nun ritten,
Die Ritter alle drei
Und traurig in der Mitten
Die schöne Lorelei.

„„O Ritter laßt mich gehen
Auf diesen Felsen groß,
Ich will noch einmal sehen
Nach meines Lieben Schloß.

Ich will noch einmal sehen
Wohl in den tiefen Rhein,
Und dann ins Kloster gehen
Und Gottes Jungfrau sein"".

Der Felsen ist so jähe,
So steil ist seine Wand,
Doch klimmt sie in die Höhe,
Bis daß sie oben stand.

Es binden die drei Ritter
Die Rosse unten an,
Und klettern immer weiter,
Zum Felsen auch hinan.

Die Jungfrau sprach: „„Da gehet
Ein Schifflein auf dem Rhein,
Der in dem Schifflein stehet,
Der soll mein Liebster sein. —

Mein Herz wird mir so munter,
Er muß mein Liebster sein!""
Da lehnt sie sich hinunter
Und stürzet in den Rhein.

Die Ritter mußten sterben,
Sie konnten nicht hinab,
Sie mußten All verderben
Ohn Priester und ohn Grab.

Wer hat dies Lied gesungen?
Ein Schiffer auf dem Rhein,
Und immer hats geklungen
Von dem drei Ritterstein:

Lore-Lei
Lore-Lei
Lore-Lei
Als wären es meiner drei.

---

31. Im Lager. (Lied aus: „Viktoria".)

Schlummerstille herrscht im Lager,
Ohne Regung ruht das Heer,
Einsam spähend sieht die Wache
Auch nicht einen Feind umher.
Kein Geräusch von keiner Seite,
Friedensstille rings um mich;
In der lang ergoßnen Weite
Reget keine Waffe sich.

Schon rührt sich die Trommel,
Schon lockt die Trompete,
Da hebt sich der Streiter,
Da rasselt der Krieg,
Da spielen die Winde
In flatternden Fahnen!

Geschwinde, geschwinde!
Auf blutigen Bahnen
Aurora und Eifer,
Gewalt, Muth und Sieg!

---

32. Soldatenlied. (Aus: „Viktoria“.)

Es leben die Soldaten,
So recht von Gottes Gnaden,
Der Himmel ist ihr Zelt,
Ihr Tisch das grüne Feld.

Ihr Bette ist der Rasen,
Trompeter müssen blasen,
Guten Morgen, gute Nacht,
Daß man mit Lust erwacht.

Ihr Wirthsschild ist die Sonne,
Ihr Freund die volle Tonne,
Ihr Schlafbuhl ist der Mond,
Der in der Sternschanz wohnt.

Die Sterne haben Stunden,
Die Sterne haben Runden
Und werden abgelöst,
Drum Schildwach sei getröst.

Wir richten mit dem Schwerte,
Der Leib gehört der Erde,
Die Seel dem Himmelszelt,
Der Rock bleibt in der Welt.

Wer fällt, der bleibet liegen,
Wer steht, der kann noch siegen,
Wer übrig bleibt, hat Recht,
Und wer entflieht, ist schlecht.

Zum Hassen oder Lieben,
Ist alle Welt getrieben,
Es bleibet keine Wahl,
Der Teufel ist neutral.

Bedienet uns ein Bauer,
So schmeckt der Wein fast sauer;
Doch ists ein schöner Schatz,
So kriegt sie einen Schmatz.

---

33. Die lustigen Musikanten. (Aus „Godwi". S. 329—336.)

Da sind wir Musikanten wieder,
Die nächtlich durch die Straßen ziehn,
Von unsern Pfeifen lustge Lieder,
Wie Blitze durch das Dunkel fliehn. —
Es brauset und sauset
Das Tambourin,
Es prasseln und rasseln
Die Schellen drin;
Die Becken hell flimmern
Von tönenden Schimmern,
Um Kling und um Klang,
Um Sing und um Sang,
Schweifen die Pfeifen und greifen
Ans Herz,
Mit Freud und mit Schmerz.

Die Fenster gerne sich erhellen,
Und brennend fällt uns mancher Preis,
Wenn wir uns still zusammenstellen
Zum frohen Werke in den Kreis.
Es brauset und sauset ꝛc.

An unsern herzlich frohen Weisen
Hat nimmer Alt und Jung genug,
Wir wissen Alle hinzureißen
In unsrer Töne Zauberzug.
Es brauset und sauset ꝛc.

Schlug zwölfmal schon des Thurmes Hammer
So stehen wir vor Liebchens Haus,
Aus ihrem Bettchen in der Kammer
Schleicht sie und lauscht zum Fenster 'raus.
Es brauset und sauset ꝛc.

Wenn in des goldnen Bettes Kissen,
Sich küssen Bräutigam und Braut
Und glaubens ganz allein zu wissen,
Macht bald es unser Singen laut.
Es brauset und sauset ꝛc.

Bei stiller Liebe lautem Feste
Erquicken wir der Menschen Ohr,
Denn holde Mädchen, trunkne Gäste
Verehren unser klingend Chor.
Es brauset und sauset ꝛc.

Doch sind wir gleich den Nachtigallen
Sie singen nur bei Nacht ihr Lied,
Bei uns kann es nur lustig schallen,
Wenn uns kein menschlich Auge sieht.
Es brauset und sauset ꝛc.

Die Tochter:
Ich habe meinen Freund verloren,
Und meinen Vater schoß man todt;
Mein Sang ergötzet eure Ohren,
Und schweigend wein ich auf mein Brod.
Es brauset und sauset ꝛc.

Die Mutter:

Ists Nacht? Ists Tag? Ich kanns nicht sagen,
Am Stabe führet mich mein Kind,
Die hellen Becken muß ich schlagen
Und ward vom vielen Weinen blind.
Es brauset und sauset 2c.

Die beiden Brüder:

Ich muß die lustgen Triller greifen,
Und Fieber bebt durch Mark und Bein;
Euch muß ich frohe Weisen pfeifen,
Und möchte gern begraben sein.
Es brauset und sauset 2c.

Der Knabe:

Ich habe früh das Bein gebrochen,
Die Schwester trägt mich auf dem Arm;
Aufs Tambourin muß rasch ich pochen, —
Sind wir nicht froh? Daß Gott erbarm!
Es brauset und sauset
Das Tambourin,
Es prasseln und rasseln
Die Schellen drin,
Die Becken hell flimmern
Von töuenden Schimmern;
Um Kling und um Klang,
Um Sing und um Sang,
Schweifen die Pfeifen und greifen
Ans Herz
Mit Freud und mit Schmerz.

---

34. Die Gottesmauer. (Aus: Schneeglöckchen.)

Drauß vor Schleswig an der Pforte
Wohnen armer Leute viel.
Ach! des Feindes wilder Horde
Werden sie das erste Ziel.
Waffenstillstand ist gekündet;
Dänen ziehen aus zur Nacht;
Russen, Schweden sind verbündet,
Brechen ein mit wilder Macht.

Drauß vor Schleswig, weit vor allen
Liegt ein Hüttlein ausgesetzt.

Drauß vor Schleswig in der Hütte
Singt ein frommes Mütterlein:
„Herr, in deinen Schoß ich schütte
Alle meine Sorg und Pein!"
Doch ihr Enkel, ohn Vertrauen,
Zwanzigjährig, neuster Zeit,
Hat den Bräutigam zu schauen,
Seine Lampe nicht bereit.

Drauß vor Schleswig in der Hütte
Singt das fromme Mütterlein.

„Eine Mauer um uns baue!"
Singt das fromme Mütterlein:
„Daß dem Feinde vor uns graue,
Nimm in deine Burg uns ein!"
„„Mutter"", spricht der Weltgesinnte,
„„Eine Mauer uns ums Haus
Kriegt fürwahr nicht so geschwinde
Euer lieber Gott heraus!""

„Eine Mauer um uns baue!"
Singt das fromme Mütterlein.

„Enkel, fest ist mein Vertrauen!
Wenns dem lieben Gott gefällt,
Kann Er uns die Mauer bauen,
Was Er will ist wohl bestellt."
Trommeln rumbidum rings prasseln,
Die Trompeten schmettern drein;
Rosse wiehern, Wagen rasseln;
Ach, nun bricht der Feind herein!

„Eine Mauer um uns baue!"
Singt das fromme Mütterlein.

Rings in alle Hütten brechen
Schwed und Russe mit Geschrei,
Fluchen, lärmen, toben, zechen,
Doch dies Haus gehn sie vorbei.
Und der Enkel spricht in Sorgen:
„„Mutter, uns verräth das Lied!""
Aber sieh! das Heer von Morgen
Bis zur Nacht vorüber zieht.

„Eine Mauer um uns baue!"
Singt das fromme Mütterlein.

Und am Abend tobt der Winter,
Um die Fenster stürmt der Nord.
„Schließt die Laden, liebe Kinder!"
Spricht die Alte, und singt fort.
Aber mit den Flocken fliegen
Nur Kosakenpulke 'ran,
Rings in allen Hütten liegen
Sechszig auch wohl achtzig Mann.

„Eine Mauer um uns baue!"
Singt das fromme Mütterlein.

„Eine Mauer um uns baue“
Singt sie fort die ganze Nacht.
Morgens wird es still: „O schaue
Enkel, was der Nachbar macht!“
Auf nach Innen geht die Thüre;
Nimmer käm er sonst heraus:
Daß er Gottes Allmacht spüre,
Liegt der Schnee wohl haushoch drauß.

„Eine Mauer um uns baue!“
Sang das fromme Mütterlein.

„„„Ja, der Herr kann Mauern bauen!
Liebe, gute Mutter, komm,
Gottes Wunder anzuschauen!“““
Spricht der Enkel und ward fromm.
Achtzehnhundertvierzehn war es,
Als der Herr die Mauer baut';
In der fünften Nacht des Jahres
Hats dem Feind davor gegraut.

„Eine Mauer um uns baue!“
Sang das fromme Mütterlein.



Adelbert von Chamisso.

Die Sänger.

Das deutsche Lied, der deutsche Laut
Sind frei, so wie Gedanken;
Ihr Jünger, die ihr euch vertraut,
Wir öffnen euch die Schranken,
Verhalle, was nur leerer Schall,
Und wecke späten Wiederhall,
Wem es ein Gott gegeben.

Du aber komm, seltsamer Gast,
Du sitzest bei uns nieder,
Und übst die Gabe, die du hast,
Du Wiederhall der Lieder;
Die Palme, die des Sieges Pfand,
Wir legen sie in deine Hand,
Dem Würdgen sie zu reichen.

A. v. Chamisso.

Adelbert von Chamisso, eigentlich Louis Charles Adelaide de Chamisso de Boncourt stammt aus uraltem adeligem Geschlechte und ist am 27. Januar 1781, auf dem Stammschlosse Boncourt in der Champagne, geboren. Sein Geschlecht war verwandt mit den Königen von Frankreich, Spanien und Neapel. 1790 begann in Folge der Revolution die Auswanderung des französischen Adels und auch Chamisso's Familie flüchtete sich, ihres Vermögens beraubt, anfangs in die Niederlande, dann nach Deutschland. Ihr Schloß wurde zerstört und der Erde gleichgemacht. (Vergl. das schöne Gedicht: „Das Schloß Boncourt"). 1796 ging Chamisso nach Berlin und ward Page bei der Königin. 1798 wurde er Fähnrich und 1801 Lieutnant in einem preußischen Infanterieregiment. Auf der Wachtstube, sowie ganze Nächte lang, studirte er unermüdet deutsche Sprache und deutsche Literatur und wollte fortan als deutscher Student, „als Lernender, nicht als Gelehrter", leben und sterben. Chamisso's Eltern kehrten wieder nach Frankreich zurück; er aber blieb, mehrmalige Unterbrechungen abgerechnet, für immer in Deutschland, das sein zweites Heimats- und Vaterland ward.

In Berlin lernte er Neumann, Varnhagen v. Ense und J. Ed. Hitzig kennen und schloß ewige Freundschaft mit ihnen, wie später mit Fouque, (Pellegrin genannt), K. v. Raumer, Neander, Schleiermacher ꝛc. Chamisso gab, in Verbindung mit Varnhagen, von 1804—6 den Musenalmanach auf eigene Kosten heraus, weil sich kein Verleger dafür fand. Dieser Almanach wurde von Chamisso und seinen Freunden das „grüne Buch“ oder der „Grüne“ genannt, wegen der Farbe des Umschlags, „in den sie den Schmuck ihrer Dichtungen faßten.“ Mit größtem Eifer betrieb Ch. auch die griechische Sprache und brachte es bald so weit, daß er Homer, Xenophon und Euripides ꝛc. lesen konnte. Die Bibel las er im Urtext, wie in der Lutherischen Uebersetzung, und der „alte, gute Luther sprach ihm ein echtes, deutsches Deutsch.“ So fortwährend zwischen Bücher und schwerwandelnde Recruten eingeklemmt, theilte er seine Zeit in Studiren, Dichten, Exerciren und Wachtstubenarbeit. Im Winter von 1805 auf 6 war er mit seiner Compagnie auf dem Marsche im Harz und Vogelsberg und vom April 1806 stand er unter der Besatzung von Hameln a. d. Weser, bis zum 21. Nov., dem Tag der schmachvollen Uebergabe der Stadt. Noch im Decbr. desselben Jahres ging Ch. nach Paris und in seine Heimat, kam aber im Herbst 1807 wieder nach Berlin. 1810 reiste er abermals nach Frankreich als Professor an das Lyceum zu Napoleonville. Er hatte wohl von der Regierung das Decret; aber als er hinkam, war keine Stelle an dieser Anstalt frei. Chamisso, dieser ritterliche Troubadour, tröstete sich darüber, blieb im Winter 1810 in Napoleonville und reiste im nächsten Frühling mit Frau von Staël nach Genf und Koppet, wo er botanisirte und Englisch lernte. Im Herbste 1812 kam er (32 Jahre alt, als stud. med.) nach Berlin und lebte nun ganz seinem Fachstudium und der Naturwissenschaft. Um sich zu zerstreuen und die Kinder seines Freundes Hitzig zu ergötzen, schrieb er 1813 sein nachmals so berühmt gewordenes Märchen Peter Schlemihl, „das in Deutschland günstig aufgenommen und in England volksthümlich geworden ist.“ Chamisso hielt anfangs wenig davon und meinte unter Jean Pauls Händen

müßte etwas Anderes daraus geworden sein. Fouqué ließ zuerst das „grundehrliche Buch" drucken, dem nachher bald durch Uebersetzungen der Weg in fast alle bedeutende europäische Länder gebahnt wurde, theils mit, theils ohne Namen des Verfassers. Mehrfach wurde die Geschichte Schlemihls ins Englische und Französische übersetzt, sowie auch ins Italienische. In Amerika fand sie freundliche Aufnahme und holländische, spanische und russische Uebersetzungen sollen ebenfalls vorhanden sein. Diese originelle märchenhafte Erzählung war Vielen ein poetisches Räthsel, das sich die mannichfachsten Auslegungen mußte gefallen lassen, an die der Verfasser nicht im Mindesten gedacht. In den neueren Ausgaben von Chamisso's Werken hat Hitzig in der Vorrede das große Räthsel mit Chamisso's eigenen Worten gelöst, die dieser an seinen Freund, den Staatsrath Trinius in St. Petersburg, geschrieben hat. Er sagt: „Ich will mit meiner Poesie selten Etwas, 2c. — Der Schlemihl ist so entstanden: Ich hatte auf einer Reise Hut, Mantelsack, Handschuhe, Schnupftuch und mein ganzes bewegliches Gut verloren. Fouqué frug: ob ich nicht auch meinen Schatten verloren habe? Wir malten uns das Unglück aus. Ein anderes Mal ward in einem Buche von Lafontaine geblättert, wo ein sehr gefälliger Mann in einer Gesellschaft allerlei aus der Tasche zog, was eben gefordert wurde, — und ich meinte, wenn man dem Kerl ein gutes Wort gäbe, so zöge er auch noch Pferde und Wagen aus der Tasche. — Nun war der Schlemihl fertig und wie ich einmal auf dem Lande Langeweile und Muse genug hatte, fing ich an zu schreiben" *). —

Zur Zeit der Erhebung Preußens war der brave Chamisso, der wie Arndt sagt, verdient ein Deutscher zu sein, mit seinem starken Arm und seinem deutschen Herzen in höchst trauriger Lage. In deutscher Krieger Reihen wollte und konnte er

*) Fried. Förster hat als Fortsetzung des Schlemihl: „Peter Schlemihls Heimkehr" (1843) geschrieben, hat aber, trotz einzelner Schönheiten, das meisterhafte Original nicht erreicht.

nicht kämpfen gegen die Söhne seines ursprünglichen Vaterlandes, und mit seinen Stammgenossen gegen die ihm lieb und theuer gewordenen Deutschen zu ziehen, konnte er wieder nicht. Wehmüthig rief er aus: „Die Zeit hat kein Schwert für mich, nur für mich keines!“ Wohlmeinende Freunde entfernten deßhalb Chamisso auf einige Zeit aus dem aufgeregten Berlin und er schrieb im stillen Lande auf dem Gute der Grafen Itzenplitz zu Cunersdorf seinen Schlemihl.

Von 1815—18 machte er als Naturforscher eine Entdeckungsreise um die Welt mit, veranstaltet von dem Russ. Reichskanzler Graf Romanzoff, — mußte aber von Otto v. Kotzebue, dem Befehlshaber der Expedition, viel Unangenehmes erdulden.

Nach der Rückkehr wählte er sich Berlin zu seinem festen Wohnsitze in seinem neuen, liebwerthen Vaterlande, das er 1831 dankbar als seine „liebe deutsche Heimat“ besingt, als ihm schon das Alter die Locken gebleicht; ungeachtet dessen fühlt er sich noch jung, stark und voller Lust und singt:

„Ein halbes Hundert mir entrauschter Jahre
Hat nicht mein Herz berührt, nur meine Haare.“

Und zwei Jahre später, als seine Hand schon müßig auf der Harfe ruhte:

„Ich danke dir, mein heimisch deutsches Land,
Du hast, in einer ernsten, stürmschen Zeit,
Mir unverhofft geliehen Ohr und Herz,
Und hast, mitfühlend, mir die eignen Freuden,
Die Lust der Lieder in bewegter Brust
Reich, überschwänglich reich gelohnt.“

Die Universität ernannte ihn zum Dr. philos. Bald darauf wurde er auch Vorsteher der botanischen Sammlungen und Mitglied der Akademie der Wissenschaften. 1825 ging Ch. noch einmal nach Paris und prophezeite bei seiner Rückkehr die Revolution von 1830. In seinen letzten Jahren war er kränklich und griesgrämlich und schrieb an G. Schwab, mit dem er die Herausgabe des deutschen Musenalmanachs besorgte: „Ich erwarte in Geduld mein Ende und

bete: Herr, dein Wille geschehe!" Am 21. August 1838 starb er zu Berlin, nachdem er 4 Tage im Fiebertraum gelegen und nur französisch gesprochen hatte. Er befahl während seiner Krankheit, daß man ihn höchst still und prunklos beerdigen und kein anderes Denkmal auf sein Grab setzen solle, als etwa einen Baum oder eine einfache Steinplatte mit der Inschrift seines Namens, dem Tag seiner Geburt und seines Hinscheidens.

Die naturwissenschaftlichen Schriften Chamissos, sowie die Beschreibung seiner Reise um die Welt und die interessante Schrift: „Ueber die hawaiische Sprache" erlangten aber alle die Bedeutung nicht, wie sein Peter Schlemihl und seine lyrischen Gedichte.

Chamisso, der geborne Franzose, der Mann der Wissenschaft und der Poesie, ist durch Geist, Gesinnung und Sprache in die Reihe deutscher Dichter getreten und hat sich eine ehrenvolle Stellung unter denselben errungen. Er kannte und gebrauchte unsere Sprache eben so gut, wie seine Muttersprache, und hat durch seinen Aufenthalt im Norden Deutschlands und durch seinen Umgang mit gelehrten Männern daselbst, hauptsächlich norddeutsche Elemente in sich aufgenommen, fühlte aber wohl den tiefen Schmerz: „Ein Deutscher in Frankreich und ein Franzose in Deutschland, also nirgends an seinem Platze zu sein". — Ist auch der biedere, ehrenfeste Mann, allzubescheiden, wenn er spricht: „Daß ich kein Dichter war und bin, ist eingesehen"; so weiß er sich doch auch nicht immer auf der Höhe der Kunst zu halten. Ein großer Theil seiner Dichtungen versetzt uns an unheimliche Oerter, eisige Lüfte wehen uns an, Schauer überkommt auch selbst den Muthigsten, das geängstete, gequälte Herz findet nirgends Ruhe und wird von Schrecken zu Schrecken fortgerissen, bis das Auge sich schließt vor Entsetzen über den grausenhaften Anblick (Crucifix, Mordthal 2c.). Solche schauerlichen Gräuelscenen scheint er mit besonderer Vorliebe zu malen, um zu erschüttern und zu rühren und daher mag es auch kommen, daß er in Wahl und Behandlung seiner Dichtungsstoffe sich vielfach „über die Grenzen der Poesie" hinaus verirrte und erst zur Einsicht ge-

langte, als Nichts mehr zu ändern war. Selbst die berühmte poetische Erzählung „Salas y Gomez", die ganz eine Frucht seiner Reise um die Erde ist, enthält auch viele dunkele Partieen. So sehr der Dichter einerseits diesen Tadel verdient, eben so sehr muß ihm andrerseits die vollste Anerkennung werden, weil er auch oft in freister Kunstform und edler Haltung sein schönes lyrisches Talent entfaltet. Als ein tiefer Kenner des menschlichen Herzens und Gemüthes wußte er dieselben in voller Wahrheit poetisch zu schildern, so daß viele seiner Lieder sich den besten unsrer neuern Lyrik würdig anreihen, wie z. B. der treffliche Kranz der zarten, sinnigen Dichtungen: „Frauenliebe und Leben", einige unvergleichliche der „Lebenslieder und Bilder", das tiefergreifende Lied: „die alte Waschfrau" und das „Schloß Boncourt", in welch letzterem Gedicht er sich mit tiefem Gefühl in die Tage seiner glücklichen Kindheit versetzt, der Größe der Ahnen gedenkt und freudig den zwiefach segnet, der nun den Pflug über die Stätte führt, wo das theuere Ahnenschloß gestanden. Friedrich Wilhelm IV. wünschte das Lied singen zu hören, da es den Leser schon bis Thränen rühre. Chamisso durfte daher mit Recht singen:

„Und meine Lieder lockten feuchte Perlen
In sittger Frauen Augen, ja, sie weckten
In manchem deutschen Busen Wiederhall;
Die Jugend nennt und liebt den alten Sänger,
Deß Name guten Klanges nicht verhallt".

Im „Frühling" entfaltet der Dichter ganz sein liebenswürdiges Gemüth und freut sich, trotz seiner grauen Locken seines jungen, frischen Herzens, dem der Lenz noch Lieder genug bringt. Das Saitenspiel hat ihm die Freuden verherrlicht und den Schrei des Schmerzes lindernd in Wohllaut aufgelöst. Wenn Gram und Sorge ihn quälten, so hat er „frisch gesungen und Alles war wieder gut". Das „Gebet der Wittwe" spricht den Haß des bedrückten Volkes gegen die tyrannische Adelsherrschaft aus, welche so sehr aller Menschlichkeit vergaß, daß die armen Unterthanen für den regierenden „gnädigen Herrn" beteten, weil sie stets eine

schlimmere Zukunft vom Nachfolger zu erwarten hatten, der an Strenge und Grausamkeit seinen Vorgänger vielfach übertraf. Im „alten Sänger“ hat er ganz mit der alten Zeit gebrochen und verkündet mit Prophetentone in den „königlichen Hallen, auf den Märkten, Straßen und Gassen“, daß die Zeit „unaufhaltsam, allgewaltig“ nahe. So sehr es ihn auch vorwärts drängte, so wollte er doch Nichts „unzeitig und gewaltsam“, weil er die Blüten nicht vom Baume schütteln, sondern die Früchte wollte reifen lassen, da sie alsdann von selbst den Menschen zufielen. Die heitern, lieblichen Gedichte: „Verrathne Liebe“ und die Quelle“ klingen aus dem Herzen des Volkes. Das treffliche Gedicht: „Mäßigung und Mäßigkeit“, dann „Tragische Geschichte“, „der rechte Barbier“ u. a. sind voll köstlichen Humors und enthalten theilweise treffliche Satyren.

Wie sehr Chamissos Gedichte aus dem Leben hervorgegangen sind und da ihren Grund und Boden haben, davon überzeugen uns folgende Worte:

„Was mir im Busen schwoll, mir unbewußt,
Ich konnt' es nicht verhindern, ward Gesang;
Zum Liede ward mir jede süße Lust,
Zum Liede jeder Schmerz, mit dem ich rang“.

Schriften: Musenalmanach. Berlin 1804—6. — Peter Schlemihls wundersame Geschichte. Nürnberg 1814, 27, 35, 39, 42 ꝛc. — Chamissos sämmtliche Werke, 6 Bde. II. Aufl. Leipzig 1842. Herausgegeben von J. E. Hitzig. — Berangers Lieder. Auswahl in freier Bearbeitung von Chamisso und Gaudy. Leipzig 1838. — Gedichte. 8. Aufl. Das. 1845.

35. Der Frühling. (1822.)

Der Frühling ist kommen, die Erde erwacht,
Es blühen der Blumen genung.
Ich habe schon wieder auf Lieder gedacht,
Ich fühle so frisch mich, so jung.

Die Sonne bescheinet die blumige Au,
Der Wind beweget das Laub.
Wie sind mir geworden die Locken so grau?
Das ist doch ein garstiger Staub.

Es bauen die Nester und singen sich ein
Die zierlichen Vögel so gut.
Und ist es kein Staub nicht, was sollt es denn sein?
Mir ist, wie den Vögeln, zu Muth.

Der Frühling ist kommen, die Erde erwacht,
Es blühen der Blumen genung.
Ich habe schon wieder auf Lieder gedacht,
Ich fühle so frisch mich, so jung.

---

36. Frisch gesungen.

Hab oft im Kreise der Lieben
Im duftigen Grase geruht,
Und mir mein Liedlein gesungen,
Und Alles war hübsch und gut.

Hab einsam auch mich gehärmet,
In bangem düsterm Muth,
Und habe wieder gesungen,
Und Alles war wieder gut.

Und Manches, was ich erfahren,
Verkocht ich in stiller Wuth,
Und kam ich wieder zu singen,
War Alles auch wieder gut.

Sollst nicht uns lange klagen,
Was Alles dir wehe thut,
Nur frisch, nur frisch gesungen!
Und Alles wird wieder gut.

---

37. Das Schloß Boncourt. (1827.)

Ich träum als Kind mich zurücke,
Und schüttle mein greises Haupt;
Wie sucht ihr mich heim, ihr Bilder,
Die lang ich vergessen geglaubt?

Hoch ragt aus schattgen Gehegen
Ein schimmerndes Schloß hervor,
Ich kenne die Thürme, die Zinnen,
Die steinerne Brücke, das Thor.

Es schauen vom Wappenschilde
Die Löwen so traulich mich an,
Ich grüße die alten Bekannten,
Und eile den Burghof hinan.

Dort liegt die Sphinx am Brunnen,
Dort grünt der Feigenbaum,
Dort, hinter diesen Fenstern,
Verträumt' ich den ersten Traum.

Ich tret in die Burgkapelle
Und suche des Ahnherrn Grab,
Dort ists, dort hängt vom Pfeiler
Das alte Gewaffen herab.

Noch lesen umflort die Augen
Die Züge der Inschrift nicht,
Wie hell durch die bunten Scheiben
Das Licht darüber auch bricht.

So stehst du, o Schloß meiner Väter,
Mir treu und fest in dem Sinn,
Und bist von der Erde verschwunden,
Der Pflug geht über dich hin.

Sei fruchtbar, o theurer Boden,
Ich segne dich mild und gerührt,
Und segne ihn zwiefach wer immer
Den Pflug nun über dich führt.

Ich aber will auf mich raffen,
Mein Saitenspiel in der Hand,
Die Weiten der Erde durchschweifen,
Und singen von Land zu Land.

---

38. Die alte Waschfrau. (1833.)

Du siehst geschäftig bei den Linnen
Die Alte dort in weißem Haar,
19 Die rüstigste der Wäscherinnen
Im sechsundsiebenzigsten Jahr.
So hat sie stets mit saurem Schweiß
Ihr Brod in Ehr und Zucht gegessen,
Und ausgefüllt mit treuem Fleiß
Den Kreis, den Gott ihr zugemessen.

Sie hat in ihren jungen Tagen
Geliebt, gehofft und sich vermählt;
Sie hat des Weibes Loos getragen,
Die Sorgen haben nicht gefehlt;

Sie hat den kranken Mann gepflegt;
Sie hat drei Kinder ihm geboren,
Sie hat ihn in das Grab gelegt,
Und Glaub und Hoffnung nicht verloren.

Da galts die Kinder zu ernähren;
Sie griff es an mit heiterm Muth,
Sie zog sie auf in Zucht und Ehren,
Der Fleiß, die Ordnung sind ihr Gut.
Zu suchen ibren Unterhalt,
Entließ sie segnend ihre Lieben,
So stand sie nun allein und alt,
Ihr war ihr heitrer Muth geblieben.

Sie hat gespart und hat gesonnen
Und Flachs gekauft und Nachts gewacht,
Den Flachs zu feinem Garn gesponnen,
Das Garn dem Weber hingebracht;
Der hats gewebt zu Leinewand;
Die Scheere brauchte sie, die Nadel,
Und nähte sich mit eigner Hand
Ihr Sterbehemde, sonder Tadel.

Ihr Hemd, ihr Sterbehemd, sie schätzt es,
Verwahrts im Schrein am Ehrenplatz;
Es ist ihr Erstes und ihr Letztes,
Ihr Kleinod, ihr ersparter Schatz.
Sie legt es an, des Herren Wort
Am Sonntag früh sich einzuprägen,
Dann legt sies wohlgefällig fort,
Bis sie darin zur Ruh sie legen.

Und ich, an meinem Abend, wollte,
Ich hätte diesem Weibe gleich,
Erfüllt was ich erfüllen sollte
In meinen Grenzen und Bereich;

Ich wollt' ich hätte so gewußt
Am Kelch des Lebens mich zu laben,
Und könnt' am Ende gleiche Lust
An meinem Sterbehemde haben.

---

39. Frauen-Liebe und Leben. (1830.)

Seit ich ihn gesehen,
Glaub ich blind zu sein;
Wo ich hin nur blicke,
Seh ich ihn allein;
Wie im wachen Traume
Schwebt sein Bild mir vor,
Taucht aus tiefstem Dunkel
Heller nur empor.

Sonst ist licht- und farblos
Alles um mich her,
Nach der Schwestern Spiele
Nicht begehr ich mehr,
Möchte lieber weinen
Still im Kämmerlein,
Seit ich ihn gesehen
Glaub ich blind zu sein.

Er, der herrlichste von Allen,
Wie so milde, wie so gut!
Holde Lippen, klares Auge,
Heller Sinn und fester Muth.

So wie dort in blauer Tiefe,
Hell und herrlich jener Stern,
Also er an meinem Himmel,
Hell und herrlich, hoch und fern.

Wandle, wandle deine Bahnen;
Nur betrachten deinen Schein,
Nur in Demuth ihn betrachten,
Selig nur und traurig sein!

Höre nicht mein stilles Beten,
Deinem Glücke nur geweiht;
Darfst mich, niedre Magd, nicht kennen,
Hoher Stern der Herrlichkeit!

Nur die Würdigste von Allen
Soll beglücken deine Wahl,
Und ich will die Hohe segnen,
Segnen viele tausend Mal.

Will mich freuen dann und weinen,
Selig, selig bin ich dann,
Sollte mir das Herz auch brechen;
Brich, o Herz, was liegt daran.

Du Ring an meinem Finger,
Mein goldnes Ringelein,
Ich drücke dich fromm an die Lippen,
Dich fromm an das Herze mein.

Ich hatt' ihn ausgeträumet,
Der Kindheit friedlichen Traum,
Ich fand allein mich verloren
Im öden, unendlichen Raum.

Du Ring an meinem Finger,
Du hast mich erst belehrt,
Hast meinem Blick erschlossen
Des Lebens unendlichen Werth.

Ich werd ihm dienen, ihm leben,
Ihm angehören ganz,
Hin selber mich geben und finden
Verklärt mich in seinem Glanz.

Du Ring an meinem Finger,
Mein goldnes Ringelein,
Ich drücke dich fromm an die Lippen,
Dich fromm an das Herze mein.

Süßer Freund, du blickest
Mich verwundert an,
Kannst es nicht begreifen,
Wie ich weinen kann.
Laß der feuchten Perlen
Ungewohnte Zier
Freudenhell erzittern
In den Wimpern mir.

Wie so bang mein Busen,
Wie so wonnevoll!
Wüßt ich nur mit Worten
Wie ichs sagen soll.
Komm und birg dein Antlitz
Hier an meiner Brust,
Will ins Ohr dir flüstern
Alle meine Lust.

Hab ob manchen Zeichen
Mutter schon gefragt,
Hat die gute Mutter
Alles mir gesagt,
Hat mich unterwiesen
Wie, nach allem Schein,
Bald für eine Wiege
Muß gesorget sein.

Weißt du nun die Thränen,
Die ich weinen kann,
Sollst du nicht sie sehen,
Du geliebter Mann?
Bleib an meinem Herzen,
Fühle dessen Schlag,
Daß ich fest und fester
Nur dich drücken mag.

Hier an meinem Bette
Hat die Wiege Raum,
Wo sie still verberge
Meinen holden Traum;
Kommen wird der Morgen,
Wo der Traum erwacht
Und daraus dein Bildniß
Mir entgegen lacht.

An meinem Herzen, an meiner Brust,
Du meine Wonne, du meine Lust!

Das Glück ist die Liebe, die Lieb ist das Glück,
Ich hab es gesagt und nehms nicht zurück.

Hab überglücklich mich geschätzt,
Bin überglücklich aber jetzt.

Nur die da säugt, nur die da liebt
Das Kind, dem sie die Nahrung gibt;

Nur eine Mutter weiß allein,
Was lieben heißt und glücklich sein.

O wie bedaur ich doch den Mann,
Der Mutterglück nicht fühlen kann!

Du schauest mich an und lächelst dazu,
Du lieber, lieber Engel, du!

An meinem Herzen, an meiner Brust,
Du meine Wonne, du meine Lust!

Traum der eignen Tage,
Die nun ferne sind,
Tochter meiner Tochter,
Du, mein süßes Kind,
Nimm, bevor die Müde
Deckt das Leichentuch,
Nimm ins frische Leben
Meinen Segensspruch.

Siehst mich grau von Haaren,
Abgezehrt und bleich,
Bin, wie du, gewesen
Jung und wonnereich,
Liebte, wie du liebest,
Ward, wie du, auch Braut
Und auch du wirst altern,
So wie ich ergraut.

Laß die Zeit im Fluge
Wandeln fort und fort,
Nur beständig wahre
Deines Busens Hort;
Hab ichs einst gesprochen,
Nehm ichs nicht zurück:
Glück ist nur die Liebe,
Liebe nur ist Glück!

Als ich, den ich liebte,
In das Grab gelegt,
Hab ich meine Liebe,
Treu in mir gehegt;
War mein Herz gebrochen,
Blieb mir fest der Muth,
Und des Alters Asche
Wahrt die heilge Glut.

Nimm, bevor die Müde,
Deckt das Leichentuch,
Nimm ins frische Leben
Meinen Segensspruch.
Muß das Herz dir brechen,
Bleibe fest dein Muth;
Sei der Schmerz der Liebe
Dann dein höchstes Gut.

---

40. Lebenslieder und Bilder. (1831.)

Du schlummerst, feiner Knabe,
Du meiner Freuden Kind,
So sanft in meinen Armen,
Die deine Welt noch sind.

Nun wachst du auf, du lächelst,
Ich blicke wonnereich,
In deines Vaters Augen
Und in mein Himmelreich.

Laß schwelgend mich genießen
Der süßen, kurzen Frist,
Wo noch an meinem Herzen
Du ganz der Meine bist.

Es will sich bald nicht passen,
Es treibt und dehnt sich aus,
Es wird dem lockgen Knaben
Zu klein das Mutterhaus.

Es stürmt der Mann ins Leben,
Er bricht sich seine Bahn;
Mit Lieb und Haß gerüstet
Strebt kämpfend er hinan.

Und der verarmten Mutter
Ist nun Entsagung Pflicht;
Sie folgt ihm mit dem Herzen,
Ihr Aug erreicht ihn nicht.

O Liebling meines Herzens,
Mein Segen über dich!
Sei gleich nur deinem Vater,
Das Andre findet sich.

Dein Vater hält dich im Arme,
Du goldenes Töchterlein,
Und träumt gar eigene Träume
Und singt und wieget dich ein.

Es eilt die Zeit so leise,
Gewaltig und geschwind,
Aus enger Wiege steiget
Hervor das muntre Kind.

Das Kind wird still und stiller,
Es drängt an die Mutter sich;
Wie blühet heran die Jungfrau
Bewußtlos so minniglich!

Ein Himmel, welcher Tiefe!
Ihr Auge so blau und klar!
Wie bist du gleich geworden
Der Mutter, die dich gebar!

Nun überthauen Perlen
Des hellen Blickes Glanz,
Nun will der Zweig der Myrte
Sich biegen zum bräutlichen Kranz.

Dein Vater hält dich im Arme,
Du goldenes Töchterlein,
Und träumt von deiner Mutter
Und singt und wieget dich ein.

Ich werde nicht mit dir, du Süße, rechten, —
Dich lieben, so wie du mich liebest? Nein.
Aus Rosen laß den Siegerkranz dir flechten,
Der Liebe Preis ist dein.

Die Lieb umfaßt des Weibes volles Leben,
Sie ist ihr Kerker und ihr Himmelreich:
Die sich in Demuth liebend hingegeben,
Sie dient und herrscht zugleich.

Gekehrt nach Außen ist des Mannes Trachten
Und bildend in die Zukunft strebt die That;
Als Pflegling muß die Liebe den betrachten,
Dem segnend sie sich naht.

So hab ich dir im allgemeinen Bilde,
Beglückende, dein eigenes gezeigt,
Dein Bild, vor dem der Ungefüge, Wilde
Sich sanft gebunden neigt.

O lasse mich in deinen lieben Armen
Vergessen dieser Zeiten düstern Schein,
An deiner lieben, treuen Brust erwarmen
Und reich und glücklich sein.

---

41. Die Waise. (Litthauisch.)

Sie haben mich geheißen
Nach Heidelbeeren gehn;
Ich habe nach den Beeren
Im Walde nicht gesehn.

Ich bin hinaus gegangen
Zu meiner Mutter Grab,
Worauf ich mich gesetzet
Und viel geweinet hab. —

„Wer sitzt auf meinem Hügel,
Von der die Thränen sind?“
Ich bins, o liebe Mutter,
Ich, dein verwaistes Kind.

Wer wird hinfort mich kleiden
Und flechten mir das Haar?
Mit Liebeswort mir schmeicheln,
Wie's deine Weise war?

„Geh hin, o liebe Tochter
Und finde dich darein,
Es wird dir eine zweite,
Statt meiner, Mutter sein.

Sie wird das Haar dir flechten
Und kleiden dich hinfort,
Ein Jüngling wird dir schmeicheln
Mit zartem Liebeswort".

---

42. Das Gebet der Wittwe. (Nach Martin Luther.)

Die Alte wacht und betet allein
In später Nacht bei der Lampe Schein:
„Laß unsern gnädigen Herrn, o Herr!
Noch lange leben, ich bitte dich sehr.
Die Noth lehrt beten.

Der gnädige Herr, der sie belauscht,
Vermeint' nicht anders, sie sei berauscht;
Er tritt höchstselbst in das ärmliche Haus
Und fragt gemüthlich das Mütterchen aus:
„Wie lehrt Noth beten?" —

„Acht Kühe, Herr, die waren mein Gut,
Ihr Herr Großvater sog unser Blut,
Der nahm die beste der Kühe für sich
Und kümmerte sich nicht weiter um mich.
Die Noth lehrt beten.

Ich flucht' ihm, Herr, so war ich bethört,
Bis Gott, mich zu strafen, mich doch erhört;
Er starb, zum Regimente kam
Ihr Vater, der zwei der Kühe mir nahm.
Die Noth lehrt beten.

Dem flucht' ich arg noch ebenfalls,
Und wie mein Fluch war, brach er den Hals;
Da kamen höchst Sie selbst an das Reich
Und nahmen vier der Kühe mir gleich.
Die Noth lehrt beten.

Kommt Dero Sohn noch erst dazu,
Nimmt der gewiß die letzte Kuh —
Laß unsern gnädigen Herrn, o Herr!
Recht lange leben, ich bitte dich sehr.
Die Noth lehrt beten.

---

43. Nachtwächterlied. (Nach Beranger.)

Hört, ihr Herrn und laßt euch sagen,
Was die Glocke hat geschlagen:
Geht nach Haus und wahrt das Licht,
Daß dem Staat kein Schaden geschicht.
Lobt die Jesuiten!

Hört, ihr Herrn, wir brauchen heute
Gute, nicht gelehrte Leute,
Seid ihr einmal doch gelehrt,
Sorgt, daß Keiner es erfährt.
Lobt die Jesuiten!

Hört, ihr Herrn, so soll es werden,
Gott im Himmel, wir auf Erden
Und der König absolut,
Wenn er unsern Willen thut.
Lobt die Jesuiten!

Seid, ihr Herrn, es wird euch frommen,
Von den gutgesinnten Frommen;
Blase Jeder, was er kann
Lichter aus und Feuer an.
Lobt die Jesuiten!

Feuer, ja zu Gottes Ehren,
Um die Ketzer zu bekehren,
Und die Philosophen auch,
Nach dem alten, guten Brauch.
Lobt die Jesuiten!

Hört, ihr Herrn, ihr seid geborgen,
Geht nach Haus und ohne Sorgen
Schlaft die lange, liebe Nacht,
Denn wir halten gute Wacht.
Lobt die Jesuiten!

44. Der alte Sänger.

Sang der sonderbare Greise
Auf den Märkten, Straßen, Gassen
Gellend zürnend seine Weise:
Bin, der in die Wüste schreit.
Langsam, langsam und gelassen!
Nichts unzeitig, Nichts gewaltsam!
Unablässig, unaufhaltsam,
Allgewaltig naht die Zeit.

Thorenwerk, ihr wilden Knaben,
An dem Baum der Zeit zu rütteln,
Seine Last ihm abzustreifen,
Wann er erst mit Blüten prangt!
Laßt ihn seine Früchte reifen
Und den Wind die Aeste schütteln;
Selber bringt er euch die Gaben,
Die ihr ungestüm verlangt.

Und die aufgeregte Menge
Zischt und schmäht den alten Sänger:
„Höhnt ihm seine Schmachgesänge!
Tragt ihm seine Lieder nach!
Dulden wir den Knecht noch länger?
Werfet, werfet ihn mit Steinen!
Ausgestoßen von den Reinen
Treff ihn aller Orten Schmach“!

Sang der sonderbare Greise
In den königlichen Hallen
Gellend, zürnend seine Weise:
Bin, der in die Wüste schreit.
Vorwärts! vorwärts! nimmer lässig!
Nimmer zaghaft! kühn vor Allen!
Unaufhaltsam, unablässig,
Allgewaltig drängt die Zeit.

Mit dem Strom und vor dem Winde!
Mache dir, dich stark zu zeigen,
Strom und Windeskraft zu eigen!
Wider beide gähnt dein Grab.
Steure kühn in grader Richtung!
Klippen dort? die Furt nur finde!
Umzulenken heißt Vernichtung,
Treibst als Wrack du doch hinab.

Einen sah man da erschrocken
Bald erröthen, bald erblassen:
„Wer hat ihn herein gelassen,
  Dessen Stimme zu uns drang?
Wahnsinn spricht aus diesem Alten;
Soll er uns das Volk verlocken?
Sorgt den Thoren fest zu halten,
  Laßt verstummen den Gesang"!

Sang der sonderbare Greise
Immer noch im finstern Thurme
Ruhig, heiter seine Weise:
  Bin, der in die Wüste schreit.
Schreien mußt' ich es dem Sturme,
Der Propheten Lohn erhalt ich!
Unablässig, allgewaltig,
  Unaufhaltsam naht die Zeit.

---

45. Verrathne Liebe. (1827. — Neugriechisch.)

Da Nachts wir uns küßten, o Mädchen,
Hat keiner uns zugeschaut;
Die Sterne, die standen am Himmel,
Wir haben den Sternen getraut.

Es ist ein Stern gefallen,
Der hat dem Meer uns verklagt,
Da hat das Meer es dem Ruder,
Das Ruder dem Schiffer gesagt.

Da sang derselbe Schiffer
Es seiner Liebsten vor,
Nun singens auf Straßen nnd Märkten
Die Mädchen und Knaben im Chor.

---

46. Die Quelle.

Unsre Quelle kommt im Schatten
Duftger Linden an das Licht,
Und wie dort die Vögel singen,
Nein, das weiß doch Jeder nicht!

Und das Mädchen kam zur Quelle,
Einen Krug in jeder Hand,
Wollte schnell die Krüge füllen,
Als ein Jüngling vor ihr stand.

Mögen wohl geplaudert haben,
Kam das Mädchen spät nach Haus:
„Gute Mutter, sollst nicht schelten,
Sandtest selbst ja mich hinaus.

Geht man leicht zur Quelle trägt man
Doch zu Haus ein schwer Gewicht;
Und wie dort die Vögel singen —
Mutter, nein, das weißt du nicht“!

---

47. Die Müllerin.

Die Mühle, die dreht ihre Flügel,
Der Sturm, der sauset darin;
Und unter der Linde am Hügel,
Da weinet die Müllerin:

Laß sausen den Sturm und brausen,
Ich habe gebaut auf den Wind;
Ich habe gebaut auf Schwüre —
Da war ich ein thörichtes Kind.

Noch hat mich der Wind nicht belogen,
Der Wind, der blieb mir treu;
Und bin ich verarmt und betrogen —
Die Schwüre, die waren nur Spreu.

Wo ist, der sie geschworen?
Der Wind nimmt die Klagen nur auf;
Er hat sich aufs Wandern verloren —
Es findet der Wind ihn nicht auf.

---

48. Der Müllerin Nachbar.

Die Mühle, die dreht ihre Flügel,
Der Wind, der sauset darin:
Ich wollte, ich wäre der Müller,
Von wegen der Müllerin.

Der Müller ist gestorben,
Gott schenk ihm die ewige Ruh!
Ich wollte, es holte der Henker
Den Flegel von Knecht dazu.

Am Sonntag in der Kirche,
Da glaubt' ich, sie schiele nach mir;
Sie schielte an mir nur vorüber,
Der Knecht, der stand an der Thür.

Und als es ging zum Tanze,
Da kam sie eben mir recht,
Sie grüßte mich freundlich und fragte —
Und fragte mich gar nach dem Knecht.

Der Knecht, der Knecht! — Ich wollte......
Mir kocht in den Adern das Blut —
Ich wollte an ihm mich rächen,
Ich wollte, ich hätte den Muth.

Ich wollte ...... Nun, was weiß ich?
Ich weiß nicht, wo ich bin. —
Die Mühle, die dreht ihre Flügel,
Der Wind, der sauset darin.

---

49. Tragische Geschichte. (1802.)

's war Einer, dems zu Herzen ging,
Daß ihm der Zopf so hinten hing,
Er wollt es anders haben.

So denkt er dann: „wie fang ichs an?
Ich dreh mich um, so ists gethan" —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Da hat er flink sich umgedreht
Und wie es stund, es annoch steht —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Da dreht er schnell sich anders rum,
's wird aber noch nicht besser drum —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Er dreht sich links, er dreht sich rechts,
Es thut nicht Guts, es thut nicht Schlechts. —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Er dreht sich, wie ein Kreisel fort,
Es hilft zu Nichts, in einem Wort —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Und seht, er dreht sich immer noch
Und denkt: „es hilft am Ende doch" —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

---

50. Mäßigung und Mäßigkeit.

Laßt das Wort uns geben heute,
Uns vom Trunke zu entwöhnen;
Ziemt sichs für gesetzte Leute,
Wüster Völlerei zu fröhnen?
Nein, es ziemt sich Sittsamkeit.
Gutes Beispiel will ich geben:
Mäßigung und Mäßigkeit! —
Stoßet an, sie sollen leben! —
Mäßigung und Mäßigkeit!
Maaß! Maaß!
Leert darauf das volle Glas!

Seht, ein Glas ist Gottes Gabe
Und das zweite stimmt uns lyrisch;
Wenn ich gegen drei Nichts habe,
Machen viele doch uns thierisch;
Trinket mehr nicht, als genung!
Und mein Lied will ich euch singen:
Mäßigkeit und Mäßigung! —
Laßt die vollen Gläser klingen! —
Mäßigkeit und Mäßigung!
Maaß! Maaß!
Leert darauf das volle Glas!

Seht den Trunkenbold in schrägen
Linien durch die Gassen wanken;
Kommt die Hausfrau ihm entgegen,
Hört sie keifen, hört sie zanken;
Das verdient Beherzigung.
Laßt uns an der Tugend haften:
Mäßigkeit und Mäßigung!

Pereant die Lasterhaften;
Mäßigkeit und Mäßigung!
    Maaß! Maaß!
Leert darauf das volle Glas.

  Was hast, Schlingel, du zu lachen?
Will das Lachen dir vertreiben;
Dich moralisch auch zu machen,
Dir die Ohren tüchtig reiben,
Pack dich fort bei guter Zeit!
Doch ich will mich nicht erboßen:
Mäßigung und Mäßigkeit!
Eingeschenkt und angestoßen! —
Mäßigung und Mäßigkeit!
    Maaß! Maaß!
Leert darauf das volle Glas.

  Modus, ut nos docuere,
Sit in rebus, sumus rati;
Medium qui tenuere
Nominati sunt beati*);
C'est le juste Milieu zur Zeit!
Ergo! Ergel! — deutsch gesprochen:
Mäßigung und Mäßigkeit!
Frisch das Glas nur ausgestochen —
Mäßigung und Mäßigkeit!
    Maaß! Maaß!
Leert darauf das volle Glas!

---

*) „Maaß, wie sie uns gelehrt haben (glauben wir), sei in den Dingen. Wer die Mitte hielt, ist ein Glücklicher genannt worden.“ So die wörtliche Uebersetzung vorausgesetzt, daß nicht ursprünglich gestanden hat: sit in rebus summus, nati. Es sind zwei lateinische Sprichwörter verbunden. Est modus in rebus ist der Anfang eines Hexameters bei Horatius (Sat. I. 1, 106.), medium tenuere beati das Ende eines solchen. Beide sind hier in moderner Weise ohne Beachtung der Prosodik nach dem Sprachaccent vereinigt.

Nüchtern bin ich, — Wein her! Wein her! —
Immer nüchtern, — das versteht sich. —
Nur das Haus, der Boden, — nein, Herr,
Nicht betrunken! — Wie doch dreht sich
Alles so um mich im Schwung?
Laß mich, Kellner, laß mich liegen!
Mäßigkeit und Mäßigung! —
Heute muß die Tugend siegen! —
Mäßigkeit und Mäßigung!
Maaß! Maaß!
Noch ein Glas — so — noch ein Glas!

---

51. Der rechte Barbier. (1833.)

„Und soll ich nach Philisterart
Mir Kinn und Wange putzen,
So will ich meinen langen Bart
Den letzten Tag noch nutzen.
Ja, ärgerlich, wie ich nun bin,
Vor meinem Groll, vor meinem Kinn
Soll mancher noch erzittern“. —

„Holla! Herr Wirth, mein Pferd! macht fort!
Ihm wird der Hafer frommen.
Habt ihr Barbierer hier im Ort?
Laßt gleich den rechten kommen!
Waldaus, waldein, — verfluchtes Land! —
Ich ritt die Kreuz und Quer und fand
Doch nirgends noch den rechten. —

„Tritt her, Bartputzer! aufgeschaut!
Du sollst den Bart mir kratzen;
Doch kitzlich sehr ist meine Haut:
Ich biete hundert Batzen;
Nur machst du nicht die Sache gut
Und fließt ein einzigs Tröpflein Blut, —
Fährt dir mein Dolch ins Herze".

Das spitze, kalte Eisen sah
Man auf dem Tische blitzen
Und dem verwünschten Ding gar nah
Auf seinem Schemel sitzen,
Den grimmgen, schwarzbehaarten Mann
Im schwarzen, kurzen Wamms, woran
14 Noch schwärzre Trobbeln hingen.

Dem Meister wirds zu grausig fast:
Er will die Messer wetzen, —
Er sieht den Dolch, er sieht den Gast,
Es packt ihn das Entsetzen,
Er zittert, wie das Espenlaub;
Er macht sich plötzlich aus dem Staub
Und sendet den Gesellen.

„Einhundert Batzen mein Gebot,
Falls du die Kunst besitzest;
Doch merk es dir: dich stech ich todt,
So du die Haut mir ritzest". —
Und der Gesell! „den Teufel auch!
Das ist des Landes nicht der Brauch".*) —
Er läuft und schickt den Jungen.

---

*) „Goethes Faust", Bd. XI. S. 126.

„Bist du der rechte, kleiner Molch?
Frisch auf! fang an zu schaben!
Hier ist das Geld, — hier ist der Dolch:
Das Beides ist zu haben;
Und schneidest, — ritzest du mich bloß,
So geb ich dir den Gnadenstoß;
Du wärest nicht der Erste".

Der Junge denkt der Batzen, druckst
Nicht lang und ruft verwegen:
„Nur still gesessen! nicht gemuckst!
Gott geb euch seinen Segen!"
Er seift ihn ein, ganz unverdutzt,
Er wetzt, er stutzt, er kratzt, er putzt. —
„Gottlob! nun seid ihr fertig!" —

„Nimm, kleiner Knirps, dein Geld nur hin;
Du bist ein wahrer Teufel!
Kein Andrer mochte den Gewinn,
Du hegtest keinen Zweifel;
Es kam das Zittern dir nicht an,
Und wenn ein Tröpflein Blutes rann,
So stach ich doch dich nieder!" —

„Ei! guter Herr, so stand es nicht;
Ich hielt euch an der Kehle:
Verzucktet ihr nur das Gesicht,
Und ging der Schnitt mir fehle,
So ließ ich euch dazu nicht Zeit,
Entschlossen war ich und bereit
Die Kehl euch abzuschneiden.

„So, so! Ein ganz verwünschter Spaß!" —
Dem Herrn wards unbehäglich;

Er wurd' auf einmal leichenblaß
Und zitterte nachträglich.
„So, so! das hatt' ich nicht bedacht;
Doch hat es Gott noch gut gemacht;
Ich will mirs aber merken“.

Franz Dingelstedt.

Und nur zuweilen haucht es, wie von oben,
In stiller Stunde durch die losen Saiten.
Franz Dingelstedt.

Franz Dingelstedt wurde 1814 zu Halsdorf in der churhessischen Provinz Oberhessen geboren. Er verlebte seine erste Jugendzeit in Rinteln und studirte in Marburg (1831 — 1834) Theologie und Philologie, beschäftigte sich jedoch vorzugsweise mit den neueren Sprachen und deren Literatur. Später kam er nach Ricklingen bei Hannover, wo er als Lehrer in einer Erziehungsanstalt für junge Engländer beschäftigt war; 1836 kehrte er in sein Vaterland zurück, erhielt eine Anstellnng an dem neuorganisirten Lyceum in Cassel, ward aber bald aus „höhern Staatsrücksichten“ daselbst entlassen und als ordentlicher Hauptlehrer an das Gymnasium in Fulda versetzt, wo er schon 1841 seine gänzliche Entlassung aus dem churhessischen Staatsdienste nahm. Nun arbeitete er in kritische und schönwissenschaftliche Zeitschriften. Gustav Schwab nahm seine ersten poetischen Versuche im Musenalmanach auf. Die „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters (Hamburg 1840. 42)“ enthalten trotz mancher treffenden freimüthigen Stelle Vieles, das gegen den Willen der Muse gedichtet ist. 1841 reiste Dingelstedt nach Paris und London und von da unbefriedigt zurück über Holland und Belgien 2c. Er wollte von Wien aus nach dem Morgenlande pilgern; aber noch ehe er Wien verlassen, berief ihn der König

von Würtemberg als Hofrath und Bibliothekar nach Stuttgart, das bis jetzt sein beständiger Aufenthalt gewesen ist. 1844 vermählte er sich in Wien mit der Sängerin Jenny Lutzer. Im Frühjahr 1846 wurde er Hofdramaturg und bekam zugleich Titel und Rang eines Legationsrathes.

Dingelstedt ist Kritiker, Novellist, Romanschriftsteller und Lyriker. Sein Roman „Unter der Erde“ zeugt von schöner Befähigung des Verfassers. Sehr ungleichen und meist nur vorübergehenden Werth haben seine „Novellen“ und „Wanderskizzen“.

Obwohl uns der Dichter die Versicherung gibt, daß ihn die Musen an den Busen gedrückt und mit Küssen berauscht haben, weshalb ihm die Hände jetzt immer auf die goldnen Saiten fielen und er kleine Lieder statt dicker Foliobände schreiben müsse, obwohl er seine Dichtung eine am „Zeit- und Volksherzen großgezogene“ nennt und er an Eleganz der Darstellung nur von wenig Schriftstellern der Gegenwart erreicht wird, so wird er doch — abgesehen von dem sinnlichen Genuß, in dem viele seiner sonst zarten Liebeslieder schwelgen, die ganz den Heine'schen Einfluß verrathen — vergebens nach Uhlands Volksthümlichkeit, nach Goethes Vollendung und nach Platens Reinheit des Reims, wie dessen klassischer Formschönheit überhaupt, streben. Gar zu oft können die dichterischen Blumen eines warmen, sonnigen Gemüthes im kalten Reiche des Verstandes nicht zur erfreulichen Entfaltung kommen; denn der scharfe Winterhauch hat ihr Leben angefröstelt und der beißende Spott raubte ihnen den edeln Kern und das rechte Herz. Dingelstedts Poesie ist oft die Frucht bitteren Unwillens, störrischen Eigensinns und kalter, verdrossener Lebensanschauung. Manches ist, wie er selbst sagt, im „Grimme gezeugt und grimmig in die Welt hinaus gestoßen“. Im Unfrieden mit sich und der Welt steuerte er nach allen Winden, um endlich irgendwo an der Küste des Friedens zu landen. Nachdem er die Freiheit weder jenseit des Rheines im Lande der Franken, noch jenseit des Canals bei den Britten gefunden, ist er nun wieder ziemlich in die engen Lebenskreise eingezogen, aus denen er sich ehedem voll Ueberdruß geflüchtet hat.

Gerne hören und ehren wir des Dichters Stimme, wenn sie, wie in „Rheinfahrt" in voller Dichterseligkeit dem Meister Uhland voll Demuth die höchste Verehrung zollt, wenn sie „am Grabe Chamisso's" in wohlgelungenen Terzinen die heilige Gruft segnet und uns zugleich ein wahres, würdiges Bild des entschlafenen Sängers, wie seiner reichen und seltenen Lebensschicksale gibt, oder wenn sie, wie in „Meiner Mutter" kindliche Gefühle der Liebe und Dankbarkeit ausspricht.

Schriften: Gesammelte Gedichte. Cassel und Leipzig 1838 und 43. Stuttgart 1845. — Sechs Jahrhunderte aus Gutenbergs Leben. Cassel 1840. (In schönen Terzinen gedichtet.) — Wanderbuch. Leipzig 1843. — Sieben [illegible]liche Erzählungen. Das. 1844. — Jusqu' à la mer. Erinnerungen an Helgoland. Das. 1847.



52. Wanderlied.

Wie es ob dem tiefen Strom,
Durch den grünen Wald,
Orgelklang in Gottes Dom,
Braust und klingt und schallt!

Echo ist im stillen Thal,
Ist im Berge wach,
Fern und nah und hundert Mal
Tönt ihr Athem nach.

Nur, wenn ich im süßen Weh
Antwort suchen will,
Ist im Thal und auf der Höh
Echo immer still.

Dann wird keine Stimme wach,
Die mir Antwort gibt
Und kein Herz ruft meinem nach,
Keines, das mich liebt.

---

53. Erste Liebe.

Ich möchte wohl die Schildwacht sein,
Die jenes Haus bewacht,
Um unter Liebchens Fensterlein
Zu schildern Tag und Nacht.

Dann säh ich sie gleich Morgens früh,
Wenn sich ihr Vorhang regt,
Und spät am Abend säh ich sie,
Wenn sie sich niederlegt.

Des Tages schreit in stillem Lauf
Ich unten hin und her;
Sie schaut herab, ich schau hinauf,
Was braucht die Schildwacht mehr?

Doch kommt sie sittsamlich einher
Und tritt aus ihrem Haus,
So präsentir ich das Gewehr
Und rufe: „Wache 'raus!"

Und wann es schneit und wann es stürmt,
Dann deck ich mich in Ruh,
Vom Schilderhause traut beschirmt,
Mit meinem Mantel zu.

Dann freu ich mich am Sonnenschein,
Daran mirs nie gebricht,
Bei Tag aus ihren Aeugelein,
Zu Nacht aus ihrem Licht.

So halt ich sie in steter Hut,
Sie kann in Frieden ruhn,
Und wer ihr was zu Leide thut,
Der hats mit mir zu thun.

Kommt gar ein lüsterner Gesell
Dem Haus und ihr zu nah,
Den arretir ich auf der Stell
Und schreie: „Halt! Wer da?"

Bei Gott, die Schildwach möcht' ich sein,
Die jenes Haus bewacht,
Um unter Liebchens Fensterlein
Zu schildern Tag und Nacht!

---

54. Erste Leiden.

Sonne rief der Rose,
Rief mit Blick und Wort;
Als die Rose keimte,
Ging die Sonne fort.

Liebchen rief dem Herzen,
Rief mit Wort und Blick;
Als das Herz ihr folgte,
Zog sie sich zurück.

Rose mußte welken
Und das Herz mit ihr;
Liebchen, meine Sonne,
Gott vergebe dir!

Die Wolken ziehen schwarz und hoch,
Matt blinken einzelne Sterne:
Wacht wohl mein liebes Mädchen noch,
Mein Mädchen in der Ferne?

Es singt der Wind sein Wiegenlied
Und schlägt an Fenster und Bäume:
Ob sie wohl herüber zu mir sieht
Versenkt in liebende Träume?

Die Woge schläft, die Welt ist still,
Die Nacht hat den Tag vertrieben:
Mein heißes Herz nicht schlafen will,
Es kann nur weinen und lieben.

---

55. Am Grabe Chamisso's. (1838.)

Wo habt ihr mir den Alten hingebettet?
Kommt, führt mich an den engbeschränkten Port,
Darin der Weltumsegler sich gerettet!
Ihr zeigt auf eine dürre Scholle dort,
Wo heut das erste Herbstlaub niederregnet;
Dort ruht er, sagt mir euer Trauerwort.

O sei, du heilig Dichtergrab, gesegnet,
Du birgst ihn, dem mein Geist viel tausendmal,
Mein sterblich Auge nimmermehr begegnet!
Ich sah ihn nie: an seiner Blicke Strahl
Hat meine Kraft sich nie entzünden sollen.
Er stand zu hoch; ich ging zu tief im Thal.
Doch, in der Brust, in der begeistrungsvollen,
Trag ich sein Bild wohl tiefer und getreuer,
Als sies in Wort und Farbe malen wollen.
Ich seh ihn ganz: der Augen dunkles Feuer,
Die lichte Stirn, die Brauen stolz geschweift
Und streng der Mund, als seien Worte theuer
So steht er da, die Locken weiß bereift
Und in den Flocken, die die Jahre künden,
Den Lorbeerkranz zu vollem Grün gereift.
Er selbst, ein Fels, mit scheitelrechten Wänden,
Salas y Gomez ragt er aus der Flut,
Von Wellendrang umbraust an allen Enden,
Doch in dem Steine schlägt ein Herz voll Glut,
Ein Herz, das hält die ganze Welt umschlungen,
Dran, wie an Vaterbrust, die Menschheit ruht.
Wer hat ihr Leid so laut, wie du, gesungen
Und wer wie du, gen wild und zahme Horden
In ihrem Dienst sein Dichterschwert geschwungen?
Ein Frembling warst du unserm deutschen Norden,
In Sitt und Sprache andrer Stämme Sohn,
Und wer ist heimischer, als du, ihm worden?
Nun schläfst du in der fremden Erde schon,
Und die den Wandernden nicht konnte wiegen,
Beut ihm ein Grab mit Lorbeer und mit Mohn.
Drauf soll gekreuzt sein Pilgerstecken liegen
Und unser Banner, das dem Sängerheer
Voran er trug, zu kämpfen und zu siegen.
Wir aber stehen klagend rings umher,

Denn gönnen wir ihm die verdiente Rast,
So gönnten wir den Führer uns noch mehr.
O, Zeit der Noth! Es stürzen Stamm und Aeste,
Rechts klingt und links die Axt im grünen Wald,
Gefallnes Laub wird wirbelnd aufgefaßt.
Die Wolken haben bräuend sich geballt,
Von Sturmesfurchen ist der See gekräuselt:
Bald hörst du nur den Herbstwind, welcher kalt
Durch kahle Forsten über Stoppeln säuselt.

---

56. Rheinfahrt. (1840.)

Die du stolz und wellenmächtig meerwärts fliegst auf raschen Bahnen,
Warum schweigen deine Böller, warum feiern deine Fahnen,
Warum schmücken keine Flaggen diesen Mast, kein Kranz die Raa *)?
Trägst doch einen König heute, Königin Victoria!

Wüßten sie, die Ahnungslosen, die auf deinen Borden wandern,
Wer unscheinbar und bescheiden sich geborgen bei den Andern,
O sie drängten, o sie wogten, grüßend um den Einen hin,
19 Wie Arion einst die Schiffer grüßten mit beschämtem Sinn.

Ich, ein Herold dieses Königs wills zuerst den Felsen sagen,
Mag der Lurlei treues Echo dann den Namen weiter tragen,
Mag ertönen durch die Berge, in den Wäldern längs dem Rhein: —
Ludwig Uhland! — Dieser Name soll ein mächtger Zauber sein!

Sieh schon glänzt es abendröthlich von den grauen Rittersteinen,
Durch die herbstgefärbten Zweige geht ein frühlingsgleiches Scheinen,
Düfte haucht herab die Rebe und mit brüderlichem Gruß
Rauscht zum deutschen Lieblingsdichter auf der deutsche Lieblingsfluß.

---

*) Segelstange. —

Diese Welt aus Blüt und Trümmer, neu belebt in seiner Laute,
Wie sie, aus dem Schlaf erwachend, fromm auf den Beschwörer schaute!
Hirtenknaben von den Bergen, Winzerinnen fern im Thal,
5 Troubadours auf hohen Söllern: Lieder Uhlands überall!

Raum gegeben, Passagiere! Rück den Hut, du stolzer Britte!
Nimm ihn feiernd, deutsche Jugend, deinen Minstrel in die Mitte,
Und ein Wort von seinen besten und ein Hoch und ein Gesang
Mische sich zu seinem Preise in der grünen Römerklang!

Freude, daß ich ihn erkannte, daß des Geistes echter Stempel
Mir von seiner Stirn geleuchtet, wie ein Strahl aus einem Tempel,
Daß ich auf den kargen Lippen, doch die holden Spuren fand,
Die der Muse Kuß gelassen und der Charitinnen*) Hand!

Meister, mit verschränkten Armen, sinnend laß mich vor dir stehen,
Laß den Jünger dir begeistert in das Dichterauge sehen,
Sei nicht stolz, nicht streng, nicht spröde! Ach, wenn du geschieden bist,
Weiß ich nicht, ob mir vergönnt ein zweiter Tag wie dieser ist.

„Freie Kunst" hast du entboten rings in allen deutschen Reichen,
Und nur Ohnmacht sperrt sich peinlich ab in Schulen und in Zeichen;
Ob die Schwaben dein sich rühmen, ob der Norden uns gebar,
Junges Deutschland oder altes, kümmre das der Krittler Schar!

Wer als Dichter sich empfindet ist verwandt mit allen Dichtern,
Beugt sich fromm vor jedem Meister, aber nie vor Splitterrichtern;
Und zu dir in Demuth spricht er, deines Königthums bewußt:
Hefte der Berufung heilges Kreuz, o Herr, mir auf die Brust!

---

*) Die drei Huldgöttinnen: Aglaja, Thalia und Euphrosyne.

Diese Hand, die allgewaltig deine goldnen Saiten rührte,
Die gewaltger noch die scharfe Wehr des Männerwortes führte,
Lege sie aufs Herz mir, Meister, das dir hoch entgegen schlägt,
Fühle, obs den wahren Funken, obs die Afterflamme trägt?

Ja, und wenn der nächsten Zukunft bange Räthsel sich erfüllen,
Daß, aus Ost und West gestiegen, Wetter unser Land umhüllen,
Wenn nach draußen voll Gefährde, innerlich voll Zwist und Noth,
Wie dein Morgen, so dein Abend, neue Stürme niederdroht;

Dann den Heldenkranz im Haare und das Schwert in hoher Rechte,
Tritt, ein Greis, vor unsre Glieder, führ uns Uhland, zum Gefechte!
Deutsches Recht und deutsche Freiheit! Hör, wir wissen noch das Wort,
Und wo Lanzen nöthig werden, schleudern wir die Federn fort.

Oder, so nach wohlverdienter Ruhe deinen Leib gelichtet,
Leg in unser Zelt dich nieder, deine Jünger stehn gerüstet!
Furchtlos neig dein sieggekröntes Haupt, o Meister! Gute Nacht!
Schlummre unter Mohn und Lorbeer, deine Jünger halten Wacht!

---

57. Meiner Mutter.

Da schwingt sich über Thal und Hügel
Ein herbstlich Blatt hinauf zu dir,
Und bringt dir auf des Windes Flügel
Den schönsten, wärmsten Gruß von mir;
Der soll sich denen eng vereinen,
Die heute feiernd dich umwehn,
Daß du und alle Lieben meinen
Mich selbst in ihrem Kreis zu sehn.

Und daß es doch ein Hymnus wäre
Von tausend Stimmen voll und mild,
Ein Blumenkranz, wie für Altäre,
Ein Licht, wie vor ein Heiligenbild!
Daß Töne in den Saiten schliefen,
Wie Orgelklang und Sturmesnacht,
Und jubelnd dir entgegen riefen,
Wie treu dein Sohn an dich gedacht!

O, wenn mir schon ein Lied gelungen,
Das aus den jungen Saiten bricht,
Wenn einst mein Sang mit Feuerzungen
An gleichgestimmte Herzen spricht:
Es war, es ist ja deine Seele,
Die, Mutter, sich in mir erschließt,
Bald weinend singt wie Philomele,
Bald adlergleich gen Himmel schießt!

Wer lehrte mich durch Frühlingsauen
Mit Frühlingssinn hindurch zu gehn,
Die Wunder der Natur zu schauen
Und ihre Träume zu verstehen?
Wer zog die schwankenden Gestalten
Der Knabenbrust zum lichten Tag,
Und hieß zur Blüte sich entfalten
Was träumend und gebunden lag?

Und wenn ich bang durchs Leben irrte,
Das früh zu dunkeln schon begann,
Wenn sich mein Geist, der leicht verwirrte,
Mit düstrer Träumerei umspann:
So führtest du mit frommer Liebe
Mich in ein freundliches Asyl,
So fand der Blick, der thränentrübe
In deinem Aug ein tröstlich Ziel.

Wohl mit der Sehnsucht Bettelworte
An manche Thüre klopft' ich an,
Doch ward dem Wandrer keine Pforte,
Kein Herz dem Herzen aufgethan;
Wenn Andre kalt mich aufgegeben
Und meinen Liebesdurst verhöhnt,
Hast du mich mit dem kargen Leben
Mich mit mir selber ausgesöhnt.

Und wie du stets mit Muttersorgen
Den kranken Liebling treu beschirmt,
Wenn durch der Jugend grauen Morgen
Des Todes Schreckenshauch gestürmt,
So hast auch du mit starkem Schilde
Den innern Feind mir abgewehrt,
Und mich mit heilger Frauenmilde
Des Lebens Liebe neu gelehrt.

Ach, daß ein Gott mir Macht gegeben,
Nun dir als Schutzgeist nah zu sein,
Wie wollt ich deinen Weg durchs Leben
Mit Frucht und Blüte reich bestreun.
Wie sorgsam würd' ich das entfernen,
Was dich gedrückt auf trüber Bahn,
Wie trüg ich zu den ewgen Sternen
Auf Ruhmesflügeln dich hinan!

Statt dessen nimm mit alter Güte
Zum reichsten Fest den ärmsten Gruß,
Als wär er eine frische Blüte,
Auf deine Hand ein langer Kuß!
Fürwahr, der Gottes Liedersegen
Wird heute erst mir werth und lieb,
Weil er auf meiner Mutter Wegen
Ein spätes Blümchen feiernd trieb!

Karl Egon Ebert.

Die Perle wahrend im Gehäuse,
Das seinen Schatz umfangen hält;
So schifft die stille Muschel leise
Durchs tiefe Wogenmeer der Welt.

Der Muschel gleichen meine Lieder,
Von einer Thräne sind sie schwer,
Und leise ziehn sie auf und nieder
Durch meiner Schmerzen tiefes Meer.

K. E. Ebert.

Karl Egon Ebert, geb. zu Prag am 5. Juni 1801, ist gegenwärtig Böhmens talentvollster und berühmtester Dichter. Sein Vater, ein Mann von vorzüglichem Geiste und vielseitigen Kenntnissen war Landesadvokat und fürstlich fürstenbergscher Hofrath und gab seinem Sohne den ersten Unterricht. Später ließ er ihn in einer Erziehungsanstalt der Piaristen in Wien für die Universität vorbereiten. In Prag, der ältesten deutschen Hochschule, studirte Ebert die Rechte. Noch nicht 25 Jahre alt wurde er Bibliothekar und Archivar und 1829 ernannte ihn der Fürst Karl Egon zu Fürstenberg zum Rath und Archivdirector in Donaueschingen. Gegenwärtig lebt er in Prag. Als Student schrieb er viele Dramen, die aber ungedruckt blieben und nur als poetische Vor- und Uebungsschule des Dichters zu betrachten sind. In seinem Vaterlande ist Ebert hochgeehrt und schon Goethe schrieb ihm „ein schönes Talent" zu. Obgleich nun Ebert sein Haupt über manchen seiner östreichischen Dichtergenossen erheben darf, weil er nicht selten durch edle Gesinnung, Wärme des Gemüths und Wahrheit und Einfachheit des Gefühls, wie überhaupt durch größere poetische Begabung sich vor denselben auszeichnet; so enthält doch auch der umfangreiche Band seiner Gedichte Vieles, was in jeder Beziehung

Besserem hätte weichen sollen. Ebert verfiel bei der Herausgabe seiner Gedichtesammlung in einen Fehler, vor dem sich nur Uhland und in neuester Zeit Geibel zu hüten wußten, nämlich in den: Alles drucken zu lassen, was er gedichtet, anstatt die Kinder seiner Muse strengstens zu sichten und nur die an Geist und Leib gesunden und wohlgebildeten in die Welt zu schicken. Am gelungensten sind Eberts Balladen, von denen auch Bellati in Mailand — außer Gedichten von Uhland, Rückert und Körner — mehrere ins Italienische übersetzt hat. — Der „Sänger im Palast“, ein Gedicht, zu welchem sich in der poetischen Literatur so manches Vortreffliche verwandten Inhalts findet, zeigt „des Liedes Hochgewalt“, die das rachedürstende königliche Herz besänftigt und zur Versöhnung stimmt, so daß der Herrscher seinem ehemals mächtigsten Feinde selbst die Fesseln löst und ihn in Frieden in seine Heimat ziehen heißt. Dann bricht er noch die größte Perle aus seiner goldnen Krone und gibt sie zum Danke dem schlichten Liedersohne, der ihn bis zu Thränen gerührt und vor dem harten Urtheilsspruch bewahrt hat. „Frau Hitt“, welche in einigen Stellen an Bürgers „wilden Jäger“ erinnert, schmäht und verhöhnt eine Bettlerin, die ihr nacktes, weinendes Kind im Arme hat und sie um eine kleine Gabe, um ein Stückchen Linnen anfleht, worauf die stolze, herrische Frau einen Stein aus dem Felsen bricht und ihr denselben darreicht. Für diesen Frevel ereilt sie die Rache des Himmels, sie wird in Stein verwandelt und es erfüllt sich somit der schwere Fluch der tiefgekränkten und verachteten Bettlerin:

„O würdest du selber zu hartem Erz,
Die den Jammer des Armen höhnt!“

Eberts größere Dichtungen wurden besonders in Böhmen mit großem Beifall aufgenommen, weil der Stoff dazu größtentheils aus dem dortigen Volk und Land genommen ist.

Schriften: Gedichte. Prag. 1824 und 1828; Stuttgart 1845. — Wlasta, ein böhmisch-nationales Heldengedicht in drei Büchern. Prag. 1829 — Bretislaw und Jutta, dramatisches Gedicht. Prag. 1828. — Czestmir. Ein Trauerspiel. 1835. — Das Kloster, idyllische Erzählung in 5 Gesängen. Stuttgart 1833.

58. Wasser.

Wasser trägt im Oceane
Tröstend fernhin den Betrübten,
Spült im Fluß auf leichtem Kahne
Den Geliebten zur Geliebten.

Wasser rauscht aus Felsgeklüften,
Als Gesang herab zum Thale,
Perlt als Thau aus Morgenlüften
In der Blumen Duftpokale.

Wasser träuft als milder Regen
Kühlend in die trockne Erde,
Wasser labt als Quell an Wegen
Wandrer, Hirten, Wild und Heerde.

Ohne, daß es Wasser sauge,
Stürb auf Erden alles Schöne;
Ach und nur im Menschenauge
Ist das Wasser — eine Thräne!

59. Der Morgen im Walde.

Ein sanfter Morgenwind durchzieht,
Des Forstes grüne Hallen,
Hell wirbelt der Vögel muntres Lied,
Die jungen Birken wallen.

Das Eichhorn schwingt sich von Baum zu Bau
Das Reh durchschlüpft die Büsche,
Viel hundert Käfer im schattigen Raum
Erfreun sich der Morgenfrische.

Und wie ich so schreit im luftigen Wald,
Und alle Bäum erklingen,
Um mich her Alles singet und schallt,
Wie sollt ich allein nicht singen?

Ich singe mit starkem, freudigem Laut
Dem, der die Wälder säet,
Der droben die luftige Kuppel gebaut
Und Wärm und Kühlung wehet.

---

60. Der Rhonegletscher.

Ich hatte längst dich lieb gewonnen,
Geschäftig waltende Natur,
In deinen Blumen, Sternen, Sonnen,
In deinen Quellen, deiner Flur;
Und so mich schweres Leiden drückte,
Und arm ich war, dem Aermsten gleich,
Wenn ich in deinen Reichthum blickte,
Da war ich gleich auch wieder reich.

So bin ich denn hinaufgezogen
Bis an der Erde höchste Höhn,
Dort oben in den blauen Bogen
Dein Wirken, Herrliche, zu sehen;
Ich ließ den Wassersturz zur Seite,
Ich flog vorbei am blühnden Hang,
Hinauf und höher stets ins Weite
Trieb mich der Sehnsucht heißer Drang.

Doch nimmermehr begann zu zaudern,
Der kurz vorher noch flinke Schritt,
Ich sah um mich und sah mit Schaudern
Ein ödres Land bei jedem Tritt;
Da war nur Steingeröll und Klippe,
Was rings sich bot zu banger Schau,
Vergelbtes Gras am Felsgerippe,
Sonst Alles kahl und nackt und grau.

Und trauernd klagt' ich: „Glühend Streben,
Wie täuschtest grausam du mein Herz,
Ich finde Tod und suche Leben,
Ich suchte Lust und finde Schmerz!"
Ich riefs, und innerlich erbittert
Klomm ich zum Gipfel, der schon nah,
Und blickte auf, und wie erschüttert
Vom Schlag des Donners stand ich da.

Denn unter mir in Stundentiefe
Lag Eis gethürmt zu mächtgen Höhn,
Als ob allhier der Winter schliefe,
So wahrlich war es anzusehn,
Und wundersam im Sonnenscheine
In Gelb und Blau und Grün und Weiß,
Wie Millionen Edelsteine,
So flammt und flimmerte das Eis.

Auf rief ich nun: „Ich Thor der Thoren!
Die höchsten Kräfte klagt ich an;
Sie, die so Herrliches geboren,
Hat dieses Wunder auch gethan,
Und bildet sich, gewohnt zu wirken,
In diesem öden Felsverließ,
In diesen eisigen Bezirken
Aus Frost ein neues Paradies.

Und wo kein Baum, erquickt vom Strahle,
Kein Strauch lebt, keine Stimme schallt,
Schafft sie aus Eis sich Berg und Thale,
Und Kluft und Ebne, Busch und Wald,
Und läßt Paläste mitten innen
Und Thürm und Warten sich erbaun,
Die mit den Gold- und Silberzinnen
Die seltne Schöpfung überschaun.

Und, daß sie auch den Drang erfülle,
Zu nützen all und überall,
So rieselt aus der schneegen Hülle
Die rege Flut in stetem Schwall,
Und stürzt hinunter in die Lande,
Und schwillt und stärkt sich mehr und mehr,
Und schlingt, als Strom, die Segensbande
Um viel beglückte Fluren her."

---

61. Der Sänger im Palast.

Ein Sänger tritt, die Harf im Arme,
Durch das Gewühl des Volks hervor
Und drängt sich aus dem lauten Schwarme
In des Palastes Säulenthor.

Gehöhlt und bleich sind seine Wangen,
Sein Haar durchschlingt ein grüner Kranz,
Sein grau Gewand mit schwarzen Spangen,
Paßt seltsam auf des Hauses Glanz.

Der Höfling, wie der Edelknabe,
Mißt scheel die klägliche Gestalt,
Die, wie ein Geist, entrückt dem Grabe,
Durch die geschmückten Gänge wallt.

Der Schalksnarr ruft mit kindscher Posse:
„Ei seht, da kommt Gevatter Tod!
Kein Herz schlägt morgen in dem Schlosse
Und keine Wang ist morgen roth!"

Den Sänger macht der Spott nicht wirre,
Er lächelt nur ein einzig Mal
Und schreitet fort, und wird nicht irre,
Die Treppen aufwärts in den Saal.

Dort sitzt der König ernst im Throne,
In dunkel purpurnem Gewand,
Auf stolzem Haupt die goldne Krone,
Das blanke Schlachtschwert in der Hand.

Vor ihm gebückt in schweren Banden,
Ein Mann, dem Qual im Antlitz liegt,
Einst Herrscher von gewaltgen Landen,
Jetzt von des Königs Arm besiegt.

Und rings umher im weiten Kreise
Der Räth' und Richter hohe Schar,
Der Hofmann, Ritter und der Weise
Im Goldwamms, Panzer und Talar.

Da tritt mit sicherem, muthgen Gange
Der schlichte Sänger vor den Thron!
„Herr, wollest horchen meinem Sange
Und meiner guten Harfe Ton.

Der König drauf mit finsterm Blicke,
Der flammend schießt nach seinem Feind:
„Ja, singe mir von Falsch und Tücke,
Von Allem, was das Herz versteint.

Denn eben will ich schwer mich rächen
An dem, der mir mein Land zerstört,
Ein hartes Urtheil will ich sprechen,
So hart, wies nie die Welt gehört".

Der Sänger zu dem König wieder:
„Herr, gern erräng ich deine Gunst,
Doch kenn ich keine harten Lieder,
Der Sang ist eine milde Kunst.

Auch sing ich nicht vor dieser Menge,
Mein Lied gehört für dich allein;
Entfliehen laß uns dem Gedränge,
Dann mag ich gern dir willig sein.“

Da hebt der König sich vom Throne,
Er öffnet leis ein still Gemach,
Er winkt dem schlichten Liedersohne,
Der folgt ihm rasch und freudig nach.

„Was gönnt der Herr so hohe Rechte
Dem überkecken Liedermann,
Der nie das Schwert hob im Gefechte,
Der nie im ernsten Rathe sann?

Gilt mehr ein Lied, als ein Gerichte,
Der Harfner mehr ihm als der Rath;
Nun dann, so wähl er solche Wichte
Und bleibe ohne Rath und That“.

So murrts die Reihen auf und nieder,
Der Saal erdröhnt von dem Gebraus;
Da öffnet sich die Thüre wieder,
Der König tritt bewegt heraus.

Zu seinem Feind mit nassen Blicken
Tritt er in stiller Heiterkeit,
Er löst die Hände ihm vom Rücken,
Die von den Fesseln er befreit.

„Zieh heim!“ so ruft er, „zieh in Frieden,
Und denk an dieses Mannes Sang!
Und gehts dir einst noch wohl hienieden
So denk an dieser Harfe Klang“.

Dann bricht er aus der goldnen Krone
Die größte Perle flugs heraus:
„Nimm hin, o Sänger, dies zum Lohne,
Und kehr einst wieder in mein Haus.

Die Perle sei ein Bild der Thräne,
Der Thräne, die mir heut entfloß,
Als sich der Wohllaut deiner Töne
So lindernd mir ins Herz ergoß“.

Und zu des milden Königs Füßen
Stürzt dankend der befreite Feind,
Der Sänger neigt mit freudgen Grüßen
Sich vor dem König, geht und weint.

Und staunend sehn ihn Alle scheiden
Und blicken ihm voll Ehrfurcht nach,
Der Höfling selbst muß ihn beneiden,
Der so den Sinn des Königs brach.

Der Schalksnarr kann nun nimmer scherzen,
Er beugt sich vor der Gramgestalt,
Er steht mit reuerfülltem Herzen
Und ehrt des Liedes Hochgewalt.

Der Sänger aber eilt von hinnen,
Schon steht er wieder vor dem Haus,
Mit seiner Perl und froh von Sinnen,
Zieht er ins weite Land hinaus.

---

62. Frau Hitt.

Wo schroff die Straße und schwindlich jäh
Hernieder leitet zum Inn,
Dort saß auf der mächtigen Bergeshöh
Am Weg eine Bettlerin.

Ein nacktes Kindlein lag ihr im Arm
Und schlummert in süßer Ruh,
Die zärtliche Mutter hüllt es warm
Und wiegt' es und seufzte dazu:

„Du freundlicher Knabe, du liebliches Kind,
Dich zieh ich gewiß nicht groß,
Bist ja der Sonne, dem Schnee und dem Wind
Und allem Elend bloß.

Zur Speise hast du ein hartes Brot,
Das ein Andrer nimmer mag,
Und wenn dir Jemand ein Aepflein bot,
So wars dein bester Tag.

Und blickt doch, du Armer, dein Auge hold,
Wie des Junkers Auge so klar,
Und ist doch dein Haar so reines Gold,
Wie des reichsten Knaben Haar".

So klagte sie bitter und weinte sehr,
Als Lärmen ans Ohr ihr schlug.
Mit Jauchzen trabte die Straße einher
Ein glänzender Reiterzug.

Voran auf falbem, schnaubendem Roß
Die herrlichste aller Frauen,
Im Mantel, der strahlend vom Nacken ihr floß,
Wie ein schimmernder Stern zu schauen.

„Blickt rechts, blickt links hin in die Fern,
Blickt vor- und rückwärts herum;
So weit ihr überall schauet, ihr Herrn,
Ist all mein Eigenthum.

Viel tapfre Vasallen gehorchen mir,
Beim ersten Winke bereit;
Fürwahr, ich bin eine Fürstin hier,
Und fehlt nur das Purpurkleid!"

Die Bettlerin hörts und rafft sich auf
Und steht vor der Schimmernden schon
Und hält den weinenden Knaben hinauf
Und fleht in kläglichem Ton:

„O seht dies Kind, des Jammers Bild,
Erbarmet, erbarmet euch sein
Und hüllt das zitternde Würmlein mild
In ein Stückchen Linnen ein!“

„Weib, bist du rasend?“ zürnt die Frau,
Wo nähm ich Linnen her?
Nur Seid ist all, was an mir ich schau,
Von funkelndem Golde schwer.“

„Gott hüte, daß ich begehren sollt,
Was fremde mein Mund nur nennt,
O, so gebt mir, gebet, was ihr wollt,
Und was ihr entbehren könnt!“

Da ziehet Frau Hitt ein hämisch Gesicht
Und neigt sich zur Seite hin
Und bricht einen Stein aus der Felsenschicht
Und reicht ihn der Bettlerin.

Da ergreift die Verachtete wüthender Schmerz,
Sie schreit, daß die Felswand dröhnt:
„O würdest du selber zu hartem Erz,
Die den Jammer des Armen höhnt!“

Die strahlende Herrin war Frau Hitt,
Die Reichste im ganzen Land,
Doch auch die Aermste an Tugend und Sitt,
Die rings im Lande man fand.

Ihr Goldroß hielt die Stolze an,
Und hob sich mit leuchtendem Blick,
Und spähte hinunter und spähte hinan,
Und wandte sich dann zurück:

Sie schreits und der Tag verkehrt sich in Nacht,
Und heulende Stürme ziehn
Und brüllender Donner rollt und kracht
Und zischende Blitze glühn.

Den stutzenden Falben spornt Frau Hitt —
„Ei, Wilder, was bist du so faul?“
Sie treibt ihn durch Hieb und Stöße zum Ritt,
Doch fühllos steht der Gaul.

Und plötzlich fühlt sie sich selbst so erschlafft
Und gebrochen den kecken Muth;
In jeglicher Sehne stirbt die Kraft,
In den Adern stockt das Blut.

Herunter will sie sich schwingen vom Roß,
Doch versagen ihr Fuß und Hand,
Entsetzt will sie rufen dem Rittertroß,
Doch die Zunge ist festgebannt.

Ihr Antlitz wird so finster und bleich,
Ihr herrisches Aug erstarrt,
Ihr Leib, so glatt und zart und weich,
Wird rauh und grau und hart.

Und unter ihr strecken sich Felsen hervor
Und heben vom Boden sie auf
Und wachsen und steigen riesig empor
In die schaurige Nacht hinauf.

Und droben sitzt ein Bild von Stein,
Frau Hitt im Donnergeroll
Und schaut, umzuckt von der Blitze Schein,
Ins Land so grausenvoll.

Joseph Freiherr von Eichendorff.

Hörst du nicht die Bäume rauschen
Draußen durch die stille Rund?
Lockts dich nicht hinab zu lauschen
Von dem Söller in den Grund,
Wo die vielen Bäche gehen
Wunderbar im Mondenschein
Und die stillen Schlösser sehen
In den Fluß vom hohen Stein?

Kennst du noch die irren Lieder
Aus der alten, schönen Zeit?
Sie erwachen alle wieder
Nachts in Waldeseinsamkeit,
Wenn die Bäume träumend lauschen
Und der Flieder duftet schwül
Und im Fluß die Nixen rauschen —
Komm herab, hier ists so kühl.

Den lieben Gott laß in dir walten,
Aus frischer Brust nur treulich sing!
Was wahr in dir, wird sich gestalten,
Das Andre ist erbärmlich Ding. —

Jos. Frhrr. v. Eichendorff.

Joseph Freiherr von Eichendorff, geb. am 10. März 1788 auf seinem väterlichen Schlosse Lubowitz (bei Ratibor in Oberschlesien), besuchte das katholische Gymnasium zu Breslau und studirte dann von 1805—8 die Rechte auf den Universitäten Halle und Heidelberg. Nach vollendeten Studien reiste er nach Paris, lebte hierauf einige Jahre in Wien und machte in der verhängnißvollen Zeit des Kriegs von 1813 — 15 als Freiwilliger im Lützow'schen Chor die Feldzüge gegen Frankreich mit. (Vergl. die

schönen Gedichte: „Auf der Feldwacht" und „die Lützow'schen Jäger"). 1816 kehrte er nach Deutschland zurück, ward Referendar in Breslau, 5 Jahre später Regierungsrath in Danzig, bald darauf (1824) Oberpräsidialrath in Königsberg, von wo er 1830 nach Berlin versetzt wurde. Im Jahr 1841 wurde er als Geheimer-Regierungsrath im Ministerium angestellt, um daselbst die Arbeiten der geistlichen Angelegenheiten für katholisches Kirchen- und Schulwesen zu besorgen *). —

Eichendorff ist der liebenswürdigste und zarteste Lyriker der romantischen Schule. In fliegenden Blättern erschienen seine ersten Gedichte, die er „Florens" unterzeichnete. Ueberall erkennt man in Eichendorffs Liedern das Schaffen und Walten eines echt-lyrischen Geistes, der nur in „stillgeweihter Stunde" seine Leier zu süßem Gesange stimmt:

„Von der Poesie sucht Kunde
Mancher im gelehrten Buch;
Nur des Lebens schöne Runde
Lehret dich den Zauberspruch;
Doch in stillgeweihter Stunde
Will das Buch erschlossen sein". —

Rührend tiefe Wehmuth, seltenste Zartheit und innigste Vaterliebe zeichnen die herrlichen kleinen Lieder aus: „Auf meines Kindes Tod"; reiner, süßer Athem der Liebe, schwärmerisch innige Begeisterung und stärkender Gotteshauch mildfrommer Andacht wehen uns aus seinen lyrischen Dichtungen so wohlthuend entgegen. Der laue Wind, welcher die duftige Frühlingswelt erweckt, weckt auch im blütenreichen Gemüthe und in der liederfrohen

---

*) Von nun an lauten die Angaben sehr verschieden und ich habe mich vergebens bemüht die Widersprüche durch den Dichter selbst oder dessen Freunde zu lösen. Einmal liest man: „Eichendorff starb 1816", dann: „er lebt in Wien" ꝛc. und in K. Gödekes Elf Bücher deutscher Dichtung: „Eichendorff trat 1845 in Ruhestand und lebt seitdem in Lubowitz". Diesem steht aber entgegen die sichere Nachricht aus Ratibor, daß das Eichendorff'sche Schloß Lubowitz schon vor 20 Jahren an einen andern Besitzer übergegangen und der gegenwärtige Aufenthalt Eichendorffs dort gänzlich unbekannt sei. —

Brust des Sängers alte Freuden und Schmerzen. Wie oft flüstert leise der Wald und neigt sich im stillen Gebet („Morgengebet", „Mondnacht", „Stimmen der Nacht", „der Wächter" rc.); wie oft reißt uns der Dichter — durchdrungen von himmlischer Sehnsucht — Herz und Sinn vom Irdischen los und lenkt sie nach dem, was droben ist („Einsiedler", „Nachtgebet", „Wen hat nicht einmal Angst befallen" rc.). Frohe Wanderlust mit ernsten Betrachtungen verwoben spricht sich aus in den herrlichen Liedern: „der frohe Wandersmann", „der wandernde Musikant" rc. Nicht selten durchblitzt auch ein Strahl schalkhaften, feinen Ernstes und unschuldiger, gutmüthiger Laune das heilige Waldesdunkel. Der volksthümliche Ton, wie die musikalische Sprache, welche in hohem Grade fast allen Eichendorffschen Gedichten eigen ist, hat manche derselben zu verbreiteten Volksliedern gemacht, z. B. „das zerbrochene Ringlein" u. a. Sehr treffend nannte Th. Mundt den Eichendorff eine „Singvogelnatur"; denn er singt in rechter Naturlust, wie Drossel und Nachtigall, bald mit starkem, freudigem, bald mit sanftem, klagendem Laut seine echten Herzenslieder und spürt dabei „immer neu", daß „Lied" und „Sänger" aus dem „Himmel, dem blauen Meer der Sehnsucht stammen." —

„Mit den wenigen Tönen, die immer und immer bei ihm wiederkehren, mit wenigen Gestalten aus der vagabundirenden Klasse der Komödianten, der Zigeuner, der wandernden Musiker, der Landsknechte und muthwilligen Studentenwirthschaft, mit jenen schwülen Gewitternächten und thaunassen Morgen, mit dem frischen Waldesduft, rauschenden Quellen, stillen Gründen, breiten Strömen und vereinsamten Schlössern macht er immer denselben und doch immer einen frischen Eindruck". (K. Gödeke.)

Die größern Dichtungen Eichendorffs, „Novellen" und „Romane", sind meist mit Liedern durchwebt; sie sind „prosaische Gesangstücke" wie die Novelle: „Aus dem Leben eines Taugenichts", welche mit dem süßesten romantischen Zauber übergossen ist und mit Recht die „wundersame Poesie des heitersten

Nichtsthuns" genannt wird. Ueberall ist es die zarte, melodische Sprache, wie die Innigkeit und Wahrheit des Gefühls, durch welche uns der Dichter noch ganz besonders anzieht.

Schriften: Ahnung und Gegenwart. Nürnberg 1815. (Dieser Roman ist Eichendorffs erste größere Arbeit. Er schildert darin die schwere Noth der Zeit und tadelt mit männlicher Kraft die Geist- und Sittenlosigkeit der Menschheit als die Ursache des politischen Verfalls von Deutschland). — Krieg den Philistern, dramatisches Märchen. Berlin 1824. (Ganz im Geiste der Romantik geschrieben und mit Tieckschem Humor gewürzt. Die Poetischen bekriegen und besiegen die Philister.) — Die Novellen: Aus dem Leben eines Taugenichts und — das Marmorbild. Berlin 1826, 1843. — Die Trauerspiele: Ezzelin von Romano. Königsberg 1828, und — der letzte Held von Marienburg. Das. 1830. — Meyerbeths Glück und Ende. Berlin 1828. — Die Freier. Lustspiel. Stuttgart 1833. — Die Novellen: Viel Lärmen um Nichts, und — Dichter und ihre Gesellen. Berlin 1833 und 34. — Gedichte. Berlin 1837, 43. — Werke. 4 Bde. Das. 1843. — Ueber die ethische und religiöse Bedeutung der neuern romantischen Poesie in Deutschland. Leipzig 1847. — Uebersetzungen aus dem Spanischen: Graf Lucanor. Berlin 1841, 43 und — Geistliche Schauspiele von Calderon. Stuttgart 1846.

---

63. Im Walde. (Abschied.)

O Thäler weit, o Höhen,
O schöner, grüner Wald,
Du meiner Lust und Wehen
Andächtger Aufenthalt.
Da draußen, stets betrogen,
Saust die geschäftge Welt;
Schlag noch einmal die Bogen
Um mich, du grünes Zelt.

Wenn es beginnt zu tagen,
Die Erde dampft und blinkt,
Die Vögel lustig schlagen,
Daß dir dein Herz erklingt:
Da mag vergehn, verwehen
Das trübe Erdenleid,

Da sollst du auferstehen
In junger Herrlichkeit!

Da steht im Wald geschrieben
Ein stilles, ernstes Wort
Von rechtem Thun und Lieben
Und was des Menschen Hort.
Ich habe treu gelesen
Die Worte schlicht und wahr
Und durch mein ganzes Wesen
Wards unaussprechlich klar.

Bald werd ich dich verlassen,
Fremd in der Fremde gehn,
Auf buntbewegten Gassen
Des Lebens Schauspiel sehn;
Und mitten in dem Leben
Wird deines Ernsts Gewalt
Mich Einsamen erheben;
So wird mein Herz nicht alt.

---

64. Der Einsiedler.

Komm, Trost der Welt, du stille Nacht!
Wie steigst du von den Bergen sacht,
Die Lüfte alle schlafen,
Ein Schiffer nur noch, wandermüd,
Singt übers Meer sein Abendlied
Zu Gottes Lob im Hafen.

Die Jahre, wie die Wolken, gehn,
Und lassen mich hier einsam stehn,
Die Welt hat mich vergessen,
Da tratst du wunderbar zu mir
Wenn ich beim Waldesrauschen hier
Gedankenvoll gesessen.

O Trost der Welt, du stille Nacht!
Der Tag hat mich so müd gemacht,
Das weite Meer schon dunkelt.
Laß ausruhn mich von Lust und Noth,
Bis daß das ewge Morgenroth
Den stillen Wald durchfunkelt.

---

65. Stimmen der Nacht.

Weit tiefe, bleiche, stille Felder —
O, wie mich das freut,
Ueber alle, alle Thäler, Wälder
Die prächtige Einsamkeit!

Aus der Stadt nur schlagen die Glocken
Ueber die Wipfel herein,
Ein Reh hebt den Kopf erschrocken
Und schlummert gleich wieder ein.

Der Wald aber rühret die Wipfel
Im Schlaf von der Felsenwand,
Denn der Herr geht über die Gipfel
Und segnet das stille Land.

---

66. Mondnacht.

Es war als hätt' der Himmel
Die Erde still geküßt,
Daß sie im Blütenschimmer
Von ihm nun träumen müßt'.

Die Luft ging durch die Felder,
Die Aehren wogten sacht,
Es rauschten leis die Wälder,
So sternklar war die Nacht.

Und meine Seele spannte
Weit ihre Flügel aus,
Flog durch die stillen Lande,
Als flöge sie nach Haus.

67. Der Wächter.

Nächtlich macht der Herr die Rund,
Sucht die Seinen unverdrossen,
Aber überall verschlossen
Trifft er Thür und Herzensgrund,
Und er wendet sich voll Trauer:
Niemand ist, der mit mir wacht. —
Nur der Wald vernimmts mit Schauer,
Rauschet fromm die ganze Nacht.

Waldwärts durch die Einsamkeit
Hört ich über Thal und Klüften
Glocken in den stillen Lüften,
Wie aus fernem Morgen weit —
An die Thore will ich schlagen,
An Palast und Hütten: Auf!
Flammend schon die Gipfel ragen,
Wachet auf, wacht auf, wacht auf!

68. Nachtgebet.

Es rauschte leise in den Bäumen,
Ich hörte nur der Ströme Lauf,
Und Berg und Gründe, wie aus Träumen,
Sie sahn so fremd zu mir herauf.

Drin aber in der stillen Halle
Ruht' Sang und Plaudern müde aus,
Es schliefen meine Lieben alle,
Kaum wieder kannt' ich nun mein Haus.

Mir wars, als lägen sie zur Stunde
Gestorben, bleich im Mondenschein,
Und schauernd in der weiten Runde
Fühlt' ich auf einmal mich allein.

So blickt in Meeres öden Reichen
Ein Schiffer einsam himmelan —
O Herr, wenn einst die Ufer weichen,
Sei gnädig du dem Steuermann!

---

69. Morgengebet.

O wunderbares, tiefes Schweigen,
Wie einsam ists noch auf der Welt!
Die Wälder nur sich leise neigen,
Als ging der Herr durchs stille Feld.

Ich fühl mich recht, wie neu geschaffen,
Wo ist die Sorge nun und Noth?
Was mich noch gestern wollt' erschlaffen,
Ich schäm mich deß im Morgenroth.

Die Welt mit ihrem Gram und Glücke
Will ich, ein Pilger, frohbereit
Betreten nur, wie eine Brücke,
Zu dir, Herr, überm Strom der Zeit.

Und buhlt mein Lied, auf Weltgunst lauernd,
Um schnöden Sold der Eitelkeit:
Zerschlag mein Saitenspiel, und schauernd
Schweig ich vor dir in Ewigkeit.

---

70. Ostern. (Frühlingsklänge.)

Vom Münster Trauerglocken klingen,
Vom Thal ein Jauchzen schallt herauf.
Zur Ruh sie dort dem Todten singen,
Die Lerchen jubeln: „Wache auf!“
Mit Erde sie ihn still bedecken,
Das Grün aus allen Gräbern bricht,
Die Ströme hell durchs Land sich strecken,
Der Wald ernst, wie in Träumen, spricht,
Und bei den Klängen, Jauchzen, Trauern,
So weit ins Land man schauen mag,
Es ist ein tiefes Frühlingsschauern,
Als wie ein Auferstehungstag.

---

71. An die Lützow'schen Jäger.

Wunderliche Spießgesellen,
Denkt ihr noch an mich,
Wie wir an der Elbe Wellen
Lagen brüderlich?

Wie wir in des Spreewalds Hallen,
Schauer in der Brust,
Hell die Hörner ließen schallen,
So zu Schreck, wie Lust?

Mancher mußte da hinunter
Unter den Rasen grün,
Und der Krieg und Frühling munter
Gingen über ihn.

Wo wir ruhen, wo wir wohnen:
Jener Waldeshort
Rauscht mit seinen grünen Kronen
Durch mein Leben fort.

---

72. Auf der Feldwacht.

Mein Gewehr im Arme steh ich
Hier verloren auf der Wacht,
Still nach jener Gegend seh ich,
Hab so oft dahin gedacht!

Fernher Abendglocken klingen
Durch die schöne Einsamkeit;
So, wenn wir zusammen gingen
Hört' ichs oft in alter Zeit.

Wolken da, wie Thürme, prangen,
Als säh ich im Duft mein Wien,
Und die Donau hell ergangen
Zwischen Burgen durch das Grün.

Doch, wie fern sind Strom und Thürme,
Wer da wohnt, denkt mein noch kaum,
Herbstlich rauschen schon die Stürme,
Und ich stehe, wie im Traum.

---

73. Der frohe Wandersmann.

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt,
Dem will er seine Wunder weisen
In Flur und Wald und Strom und Feld.

Die Trägen, die zu Hause liegen,
Erquicket nicht das Morgenroth,
Sie wissen nur vom Kinderwiegen,
Von Sorgen, Last und Noth um Brot.

Die Bächlein von den Bergen springen,
Die Lerchen schwirren hoch vor Lust,
Was sollt' ich nicht mit ihnen singen
Aus voller Kehl und frischer Brust?

Den lieben Gott laß ich nur walten,
Der Bächlein, Lerchen, Wald und Feld
Und Erd und Himmel will erhalten
Hat auch mein Sach aufs Best bestellt!

---

74. Der wandernde Musikant.

Durch Feld und Buchenhallen,
Bald singend, bald fröhlich still,
Recht lustig sei vor allen
Wers Reisen wählen will!

Wenns kaum im Osten glühte,
Die Welt noch still und weit:
Da weht recht durchs Gemüthe
Die schöne Blütenzeit!

Die Lerch, als Morgenbote,
Sich in die Lüfte schwingt,
Eine frische Reisenote
Durch Wald und Herz erklingt.

O Lust, vom Berg zu schauen,
Weit über Wald und Strom,
Hoch über sich den blauen,
Tiefklaren Himmelsdom!

Vom Berge Vöglein fliegen
Und Wolken so geschwind;
Gedanken überfliegen
Die Vögel und den Wind.

Die Wolken ziehn hernieder,
Das Vöglein senkt sich gleich,
Gedanken gehn und Lieder
Fort bis ins Himmelreich.

75. Vom Berge.

Da unten wohnte sonst mein Lieb,
Die ist jetzt schon begraben,
Der Baum noch vor der Thüre blieb,
Wo wir gesessen haben.

Stets muß ich nach dem Hause sehn
Und seh doch Nichts vor Weinen,
Und wollt' ich auch hinunter gehn,
Ich stürb dort so alleine.

76. Der Gärtner.

Wohin ich geh und schaue,
In Feld und Wald und Thal,
Vom Berg hinab in die Aue
Viel schöne, hohe Fraue,
Grüß ich dich tausend Mal.

In meinem Garten find ich
Viel Blumen schön und fein;
Viel Kränze daraus wind ich,
Und tausend Gedanken bind ich
Und Grüße mit darein.

Ihr darf ich keinen reichen,
Sie ist zu hoch und schön.
Die müssen all verbleichen,
Die Liebe nur ohne Gleichen
Bleibt fest im Herzen stehn.

Ich schein wohl guter Dinge
Und schaffe auf und ab,
Und ob das Herz zerspringe,
Ich grabe fort und singe
Und grab mir bald mein Grab.

---

77. Das zerbrochene Ringlein. (Untreue.)

In einem kühlen Grunde
Da geht ein Mühlenrad,
Mein' Liebste ist verschwunden,
Die dort gewohnet hat.

Sie hat mir Treu versprochen,
Gab mir ein'n Ring dabei,
Sie hat die Treu gebrochen,
Mein Ringlein sprang entzwei.

Ich möcht' als Spielmann reisen
Weit in die Welt hinaus
Und singen meine Weisen
Und gehn von Haus zu Haus.

Ich möcht' als Reiter fliegen
Wohl in die blutge Schlacht,
Um stille Feuer liegen
Im Feld bei dunkler Nacht.

Hör ich das Mühlrad gehen,
Ich weiß nicht, was ich will —
Ich möcht' am liebsten sterben,
Da wärs auf einmal still!

---

78. Der letzte Gruß.

Ich kam vom Walde hernieder,
Da stand noch das alte Haus,
Mein Liebchen, sie schaute wieder,
Wie sonst, zum Fenster heraus.

Sie hat einen Andern genommen,
Ich war draußen in Schlacht und Sieg,
Nun ist Alles anders gekommen,
Ich wollt 's wär wieder erst Krieg!

Am Wege, da spielte ihr Kindlein,
Das glich ihr recht auf ein Haar,
Ich küßt's auf sein rothes Mündlein:
„Gott segne dich immerdar!“ —

Sie aber schaute erschrocken
Noch lange Zeit nach mir hin,
Und schüttelte sinnend die Locken
Und wußte nicht, wer ich bin.

Da droben hoch stand ich am Baume,
Da rauschten die Wälder so sacht,
Mein Waldhorn, das klang wie im Traume,
Hinüber die ganze Nacht.

Und als die Vögelein sangen
Frühmorgens sie weinte so sehr,
Ich aber war weit schon gegangen,
Nun sieht sie mich nimmermehr!

---

79. Der stille Grund.

Der Mondenschein verwirret
Die Thäler weit und breit,
Die Bächlein, wie verirret,
Gehn durch die Einsamkeit.

Da drüben sah ich stehen
Den Wald auf steiler Höh,
Die finstern Tannen sehen
In einen tiefen See.

Ein Kahn wohl sah ich ragen,
Doch Niemand, der es lenkt,
Das Ruder war zerschlagen,
Das Schifflein halb versenkt.

Eine Nixe auf dem Steine
Flocht dort ihr goldnes Haar,
Sie meint, sie wär alleine
Und sang so wunderbar.

Sie sang und sang, in den Bäumen
Und Quellen rauscht' es sacht
Und flüsterte, wie in Träumen,
Die mondbeglänzte Nacht.

Ich aber stand erschrocken,
Denn über Wald und Kluft
Klangen die Morgenglocken
Schon ferne durch die Luft.

Und hätt' ich nicht vernommen
Den Klang zu guter Stund,
Wär nimmermehr gekommen
Aus diesem stillen Grund.

80. Auf meines Kindes Tod.

Als ich nun zum ersten Male
Wieder durch den Garten ging,
Busch und Bächlein in dem Thale
Lustig an zu plaudern fing.

Blumen halbverstohlen blickten
Reckend aus dem Gras heraus,
Bunte Schmetterlinge schickten
Sie sogleich auf Kundschaft aus.

Auch der Kukuk in den Zweigen
Fand sich bald zum Spielen ein,
Endlich brach der Baum das Schweigen:
„Warum kommst du heut allein?“

Da ich aber schwieg, da rührt' er
Wunderbar sein dunkles Haupt,
Und ein Flüstern konnt' ich spüren
Zwischen Vögeln, Blüt und Laub.

Thränen in dem Grase hingen,
Durch die Abendstille Rund
Klagend nun die Quellen gingen
Und ich weint' aus Herzensgrund.

Was ist mir denn so wehe?
Es liegt ja wie im Traum
Der Grund schon, wo ich stehe,
Die Wälder säuseln kaum

Noch von der dunkeln Höhe.
Es komme, wie es will,
Was ist mir denn so wehe —
Wie bald wird Alles still.

Das ists, was mich ganz verstöret:
Daß die Nacht nicht Ruhe hält,
Wenn zu athmen aufgehöret
Lange schon die müde Welt.

Daß die Glocken, die da schlagen,
Und im Wald der leise Wind
Jede Nacht von Neuem klagen
Um mein liebes, süßes Kind.

Daß mein Herz nicht konnte brechen
Bei dem letzten Todeskuß,
Daß ich, wie im Wahnsinn, sprechen
Nun in irren Liedern muß.

Freuden wollt' ich dir bereiten,
Zwischen Kämpfen, Lust und Schmerz
Wollt' ich treulich dich geleiten
Durch das Leben himmelwärts.

Doch du hasts allein gefunden,
Wo kein Vater führen kann,
Durch die ernste, dunkle Stunde
Gingst du schuldlos mir voran.

Wie das Säuseln leiser Schwingen
Draußen über Thal und Kluft
Ging zur selben Stund ein Singen
Ferne durch die stille Luft.

Und so fröhlich glänzt der Morgen,
'S war, als ob das Singen sprach:
Jetzo lasset alle Sorgen,
Liebt ihr mich, so folgt mir nach.

Ich führt' dich oft spaziren
In Winter-Einsamkeit,
Kein Laut ließ sich da spüren,
Du schöne, stille Zeit!

Lenz ists nun, Lerchen singen
Im Blauen über mir,
Ich weine still — sie bringen
Mir einen Gruß von dir.

Die Welt treibt fort ihr Wesen:
Die Leute kommen und gehn,
Als wärst du nie gewesen,
Als wäre Nichts geschehn.

Wie sehn ich mich aufs Neue,
Hinaus in Wald und Flur.
Ob ich mich gräm, mich freue,
Du bleibst mir treu, Natur.

Da klagt vor tiefem Sehnen
Schluchzend die Nachtigall,
Es schimmern rings von Thränen
Die Blumen überall.

Und über alle Gipfel
Und Blütenthäler zieht
Durch stille Waldeswipfel
Ein heimlich Klagelied.

Da spür ichs recht im Herzen,
Daß du, Herr, draußen bist —
Du weißts, wie mir von Schmerzen,
Mein Herz zerrissen ist!

Von fern die Uhren schlagen,
Es ist schon tiefe Nacht,
Die Lampe brennt so düster,
Dein Bettlein ist gemacht.

Die Winde nur noch gehen
Wehklagend um das Haus,
Wir sitzen einsam drinne
Und lauschen oft hinaus.

Es ist, als müßtest leise
Du klopfen an die Thür,
Du hatt'st dich nur verirret
Und kämst nun müd zurück.

Wir armen, armen Thoren!
Wir irren ja im Graus
Des Dunkels noch verloren —
Du fandst dich längst nach Haus.

Dort ist so tiefer Schatten,
Du schläfst in guter Ruh,
Es deckt mit grünen Matten
Der liebe Gott dich zu.

Die alten Weiden neigen
Sich auf dein Bett herein,
Die Vöglein in den Zweigen,
Sie singen treu dich ein.

Und wie in goldnen Träumen
Geht linder Frühlingswind
Rings in den stillen Bäumen —
Schlaf wohl mein süßes Kind!

Mein liebes Kind, Ade!
Ich konnt' Ade nicht sagen,
Als sie dich fortgetragen,
Vor tiefem, tiefem Weh.

Jetzt auf lichtgrünem Plan
Stehst du im Myrtenkranze,
Und lächelst aus dem Glanze
Uns still voll Mitleid an.

Und Jahre nahn und gehn,
Wie bald bin ich verstoben —
O bitt für mich da droben,
Daß wir uns wiedersehn!

Anmerkungen zum ersten Buch.

S. 4, Z. 18 v. oben. Der Minister Frhrr. von Stein war der große, bedeutende Staatsmann, oder wie Varnhagen sagt: „eine Art Blücher im Civilstande", der mit Arndt, Fichte, Scharnhorst u. a. gleichgesinnten, hochbegeisterten Männern den wärmsten Dank aller echten Vaterlandsfreunde erntet, weil er Deutschland frei machen half von der Macht des Fremdlings. Stein war geboren zu Nassau a. d. Lahn, wo noch jetzt die Trümmer seiner ritterlichen Stammburg bei dem etwas höher gelegenen Stammschlosse der Nassauisch-holländischen Regentenfamilie zu sehen sind. Er studirte in Göttingen die Rechte, ward preußischer Bergrath, bereiste Deutschland und Großbrittanien und wurde 1804 k. pr. Minister. Von 1807—8 war er „höchster Diener seines Königs". Napoleon ächtete den edeln Volksfreund und belegte seine Güter mit Beschlag. Stein flüchtete sich nach Oestreich. 1812 berief ihn Kaiser Alexander durch einen eigenhändigen Brief nach Rußland, damit er ihm als Rathgeber in der damals gemeinsam deutsch-russischen Angelegenheit beistehe. So stand er bald an der Spitze der Centralverwaltung der Bundesgenossen: Oestreich, Preußen, Rußland. Nachdem seine hohe Sendung erfüllt war, trat er 1815 in das Privatleben zurück, bezog sein Stammerbe an der Lahn und baute seinem Schlosse einen altdeutschen Ritterthurm an, geschmückt mit den Büsten und Bildnissen der Herrscher, Helden und andern großen Männer seines Zeitalters, mit Bildern christlicher Tugend und verziert mit der Inschrift: „Nicht mir, sondern deinem Namen gebührt die Ehre!" Später wohnte Stein am liebsten auf seinem Schlosse Kappenberg in Westphalen, wo er 1831 starb. Er war ein warmer Vaterlandsfreund und ein scharfblickender genialer Staatsmann, der „Volksbewußtsein" und innere „Volkseinheit" als die festesten Stützen staatlicher Macht und Größe erkannt und stets nach dem Wahlspruch lebte: „Es darf Nichts gethan werden, was nicht grad und offen gethan werden kann". Als thätiges Mitglied des „Tugendbundes" in Königsberg — einem „sittlich-wissenschaftlichen Vereine, der zur Wiederbelebung und Erstarkung der Vaterlandsliebe außerordentlich viel beitrug — und als Gründer der „Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde" (Frankfurt a. M. 1819) erwarb sich Stein auch ein bleibendes Verdienst. So hat dieser „freie, deutsche Mann" seinen gefeierten Namen für ewige Zeiten in die Tafeln der vaterländischen Geschichte eingegraben. Rückert hat in

seinem: „Deutschen Spruch auf den deutschen Stein" dem edeln Heimgegangenen ein schönes Denkmal gesetzt:

Das ist der deutsche Stein,
Von Trug und Falsch entblößt;
Wer an den Stein sich stößt,
Der kann kein Deutscher sein.
Das ist der deutsche Stein,
Mit Treu und Muth betraut,
Wer auf den Stein nicht baut,
Das muß kein Deutscher sein.
Das ist der deutsche Stein,
In Noth und Tod erprobt!
Und wer den Stein nicht lobt,
Das muß ein Welscher sein.

Auch Arndt ehrt das Andenken seines hohen Freundes nicht blos in dem Gedicht: „Das Lied vom Stein", sondern auch in den schönen Worten, welche er 1843 im Stein'schen Hause zu Nassau gesprochen: „In diesen Räumen hat ein edler und großer Mann gewandelt; diese Bäume haben den beschattet, diese Himmelssterne den beleuchtet, der unsterblich im Gedächtniß der Nachwelt leben wird, so lange im deutschen Liede und aus deutschem Herzen noch ein Laut erklingt. Ja, dieses Haus, dieser Garten, diese Bäume werden vergangen sein; die Steine dieser Hügel und Berge werden im Laufe der Jahrtausende zerbröckeln und sich senken und der Name „Stein" wird noch in jugendlicher Frische leben".

S. 9, Z. 3 v. oben. Leider sei es zu unsrer Schmach gesagt, daß deutscher Arm (Rheinbund!) in den französischen Reihen gegen die treuen Vaterlandssöhne gefochten und deutsche Zunge im trunknen Siegestaumel sich gerühmt hat unter den Fahnen des welterobernden Corsen sieggekrönt gestanden zu haben.

S. 10, Z. 15 v. oben. Deutschland reicht „so weit die deutsche Zunge klingt", also vom deutschen Elsaß und Lothringen, das uns in bösen Stunden vom Herzen gerissen wurde, bis zum Pregel, wo die russische Mark beginnt, „die die treuen Königsberger hüten", vom Belt, wo Schleswig-Holstein „deutsch sein und bleiben will", bis zu den riesigen Alpen, diesen Gedächtnißsäulen der Schöpfung. Deutsche Treue, Kraft, gesetzliche Freiheit,

sittliche Größe, Wahrheit, Recht und Wachsamkeit sind die festen Stützen des deutschen Volkes und der sicherste Weg zu seiner steigenden nationalen Größe.

S. 18, Z. 3 von oben. Gerh. Dav. von Scharnhorst, geb. am 10. Nov. 1756 zu Hämelsee, sollte, weil seine Eltern bürgerlich und unbemittelt waren, Landwirth werden; allein bald machten ihn günstige Verhältnisse zum Soldaten. In den Diensten verschiedener Staaten stieg er endlich in Preußen bis zum Generallieutenant und Chef des Blücher'schen Heeres. — So wie v. Stein 1807 das Staatswesen durchgreifend volksthümlich verbesserte, so der edle Scharnhorst das preuß. Kriegs- und Heerwesen, in dem auch der Bürgerliche wieder Zutritt zu Offiziersstellen haben und nur persönliches Verdienst adeln sollte. Durch Wiederbelebung des Ehrgefühls ward das Volk seiner freien, sittlichen Kraft bewußt und das Nationalgefühl wuchs mächtig. Bei Lützen ward Sch. schwer verwundet; er ging nach Prag, vorgeblich um sich dort zu heilen, wollte aber Oestreich zur Theilnahme an der großen, allen Deutschen gemeinsamen Sache bewegen. Mitten im schönen Streben für Deutschlands Heil starb er daselbst an den Folgen seiner Wunden (28. Juni 1813). In jedem deutschen Herzen lebt sein Andenken und der ritterlich fromme Schenkendorf sang ihm nach:

„Sein Name wird im Volke leben
Besser, als in Stein und Erz!"

E. M. Arndt sagt von ihm: „Schlank und eher hager, als wohlbeleibt, trat er, ja schlenderte er sogar unsoldatisch einher, gewöhnlich vornüber geneigt. Sein Gesicht war von edler Form und mit stillen, edeln Zügen ausgeprägt; sein blaues Aug groß, offen, geistreich und schön; doch hielt er das Visier seines Antlitzes gewöhnlich geschlossen, selbst das Aug halb geschlossen, gleich einem Manne, der nicht Ideen in sich aufjagt, sondern über Ideen ausruht. Es tummelten sich Ideen in diesem hellen Kopfe immer herum; er hatte aber gelernt seine Gefühle und Gedanken mit einem nur halbdurchsichtigen ruhigen Schleier zu umhängen, während es in seinem Innern kochte. Doch wie sicher und festgeschlossen er sein Antlitz und die Geberde desselben auch hielt, er machte den Eindruck des schlichten besonnenen Mannes; man sah keine Vorlegeschlösser vor denselben. Seine Rede war langsam und schritt fast lautlos einher; er sprach im dehnenden Tone kühnste Gedanken oft mit sprichwörtlicher Kürze aus. — Millionen glitten durch seine Hände, aber er hatte auch nicht den Schmutz eines Kupferpfennigs

daran kleben. Scharnhorst war ein uneigennütziger Mann (Vir innocens) im Sinn der großen Alten gewesen: er ist arm gestorben. — Solche war die Art dieses ernsten und tugendhaften Mannes, der tiefer, als irgend Einer, des Vaterlandes Weh gefühlt und mehr, als irgend Einer, zur Heilung desselben gestrebt und gewirkt hat. Wenn er so da stand, auf seinem Stock gelehnt, sinnend und überschauend, gesenkten Haupts und halb verschlossenen Augs und doch zugleich kühnster Stirn, hätte man meinen mögen, er sei der Todesgenius, der über den Sarkophag der preuß. Glorie gelehnt, den Gedanken verklärte: „wie herrlich waren wir einst!"

S. 21, Z. 19 von oben. Blücher, geboren zu Rostock am 16. Dez. 1742) ist der greise Sieger bei Lützen (2. Mai 1813), an der Katzbach (26. Aug. 1813), bei Wartburg (3. Okt. 1813) und bei Leipzig (16.—18. Okt. 1813). Mit seinem Heer ging er in der Neujahrsnacht 1814 beim zwölften Glockenschlage über den Rhein, siegte dann in mehreren Schlachten auf französischem Boden und half am 18. Juni 1815 die Entscheidungsschlacht bei Waterloo schlagen. Er war der Abgott seines Heeres, der Liebling seiner Nation und der bitterste Feind Napoleons. Der „Fürst von Wahlstadt", der „Marschall Vorwärts" der Russen und der „alte Husarengeneral", wie ihn Napoleon nannte, starb (12. Sept. 1819 auf seinem Gute in Schlesien. Als ihn sein König besuchte und dem kranken Helden von Hoffnung auf Wiedergenesung sprach, erwiederte Blücher: „Ew. Majestät wissen wohl, mein Weg geht vorwärts; ich fühle, daß ich nicht weit mehr vom Ziele bin und umkehren, das war nie meine Sache". — Goethe dichtete ihm folgende Grabschrift:

„In Harren und Krieg,
In Sturz und Sieg
Bewußt und groß,
So riß er uns vom Feinde los".

Arndt schildert uns Blüchers Gesicht: „Es hatte zwei verschiedene Welten, die selbst bei Scherz und Spaß, welchen er sich ganz frisch und soldatisch mit Jedem ergab, ihre Farbe nicht wechselten. Auf Stirn, Nase und in den Augen konnten Götter wohnen; um Kinn und Mund trieben die gewöhnlichen Sterblichen ihr Wesen. Daß ich es sage: In jener oberen Region war nicht allein Schönheit und Hoheit ausgedrückt, sondern auch eine tiefe Schwermuth, die ich der schwarzdunkeln Augen wegen, die der finstern Meeresbläue glichen, fast eine Meerschwermuth nennen möchte; denn wie freundlich diese Augen auch zu lachen und zu winken verstanden, sie verdunkelten sich oft auch plötzlich zu einem fürchterlichen Ernst und Zorn. Mund und Kinn aber gaben einen ganz andern Ein-

druck. — Hier saß immer die Husarenlist gesammelt, deren Zügenspiel zuweilen bis in die Augen hinauflief, und Etwas, wie von einem Marder, der auf seinen Fang lauert".

S. 50, Z. 2 v. oben. Bei Bacharach steht ein riesiger Fels, Lorelei (Lurlei) genannt. Alle vorbeifahrenden Schiffer rufen ihn an und freuen sich des vielfachen Echos." (Brentano.) Die Sage soll von Brentano erfunden sein; sie ist seitdem Eigenthum des Volkes geworden und von mehreren Dichtern, am glücklichsten von Heine besungen worden. Der Sage nach ist die Lorelei eine Wassernixe, welche sich oft auf dem Felsen zeigte und durch ihre reizende Schönheit, wie durch ihren süßen, lockenden Gesang die Schiffer so sehr fesselte, daß sie das Fahrzeug nicht mehr beachteten und am Felsenriff ihr Verderben in den Wellen fanden.

S. 70, Z. 19. Dieses Weib war auch Chamisso's Waschfrau, der in einem anderen Liede sagt:

„Es hat euch anzuhören wohl-behagt,
Was ich von meiner Waschfrau euch gesagt;
Ihr habts für eine Fabel wohl gehalten?" —

Sie stand allein, hilflos, arm und vergessen, die jede Arbeit gewohnt war und nun, von der Jahre Last niedergedrückt und entkräftet, eingesteht, daß sie sich nicht mehr durch ihre Hand ernähren kann. „Gott wird mich ernähren", ruft sie gläubig aus; denn auch sie hatte, so lange sie rüstig am Waschtrog stand, stets eine offene Hand für die Dürftigen, weil sie wußte, wie Hunger thut. Chamisso bat bei wohlthätigen Menschen um eine Unterstützung für sie:

„Vor eure Füße leg ich meinen Hut,
Sie selber ist im Betteln unerfahren.
Ihr Fraun und Herrn, Gott lohn es euch zumal,
Er geb euch dieses Weibes Jahre Zahl
Und spät dereinst ein gleiches Sterbekissen;
Denn, wohl vor Allem, was man Güter heißt,
Sinds diese beiden, die man billig preist:
Ein hohes Alter und ein rein Gewissen."

S. 92, Z. 14 v. oben. „Chamisso trug selbst eine elegante polnische Kurtka mit Schnüren besetzt und ging mit schwarzem, natürlich herabhängendem Haare und einer leichten Mütze, was dem

schönen Mann mit kleinem Schnurrbart und geistreichem, ernstem Gesichte sehr gut stand". (Rosa Maria, Schwester Varnhagens.)

S. 102, Z. 19 v. oben. Arion war aus Methymna auf Lesbos, einer Insel im ägeischen Meere, die jetzt Metelino oder Midilli heißt. Er lebte ungefähr 600 Jahre v. Chr., war ein berühmter Zitherspieler und bildete den Gesang aus, welcher dem Weingotte (Bacchus) am Altar von einem Chor gesungen wurde. Der Sage nach soll er von Periander, dem Beherrscher Korinths, nach Unteritalien geschickt worden sein und in dichterischem Wettstreite zu Tarent den Preis erhalten haben. Mit reichen Schätzen beladen wollte er auf einem korinthischen Schiffe wieder zurückkehren; aber das Schiffsvolk beschloß aus Habgier seinen Tod. Arion bat, man möge ihn noch einmal Zither spielen und singen lassen. Die Bitte wurde gewährt. Arion trat, festlich geschmückt, mit dem Saitenspiel aufs Verdeck und stürzte sich nach dem Gesang in die Meerflut hinab. Ein Delphin (fischähnliches, pfeilschnelles Meer-Säugethier) soll ihn auf seinem Rücken wohlbehalten bis an die Küste seines Vaterlandes getragen haben. Die Schiffer, welche vorgaben, Arion sei gestorben, ließ Periander ans Kreuz schlagen. Arions Leier und der Delphin wurden unter die Sternbilder versetzt.

S. 103, Z. 5 v. o. Troubadours (provenzal. trobador, d. i. Erfinder) hießen die ehemals südfranzösischen Dichter und Meistersänger. Ihre Begleiter, welche nur singen, aber nicht dichten konnten, waren die Menestrels oder Ministrels (auch Jongleurs), welche die Lieder der Troubadours musikalisch vortrugen und dafür belohnt wurden.

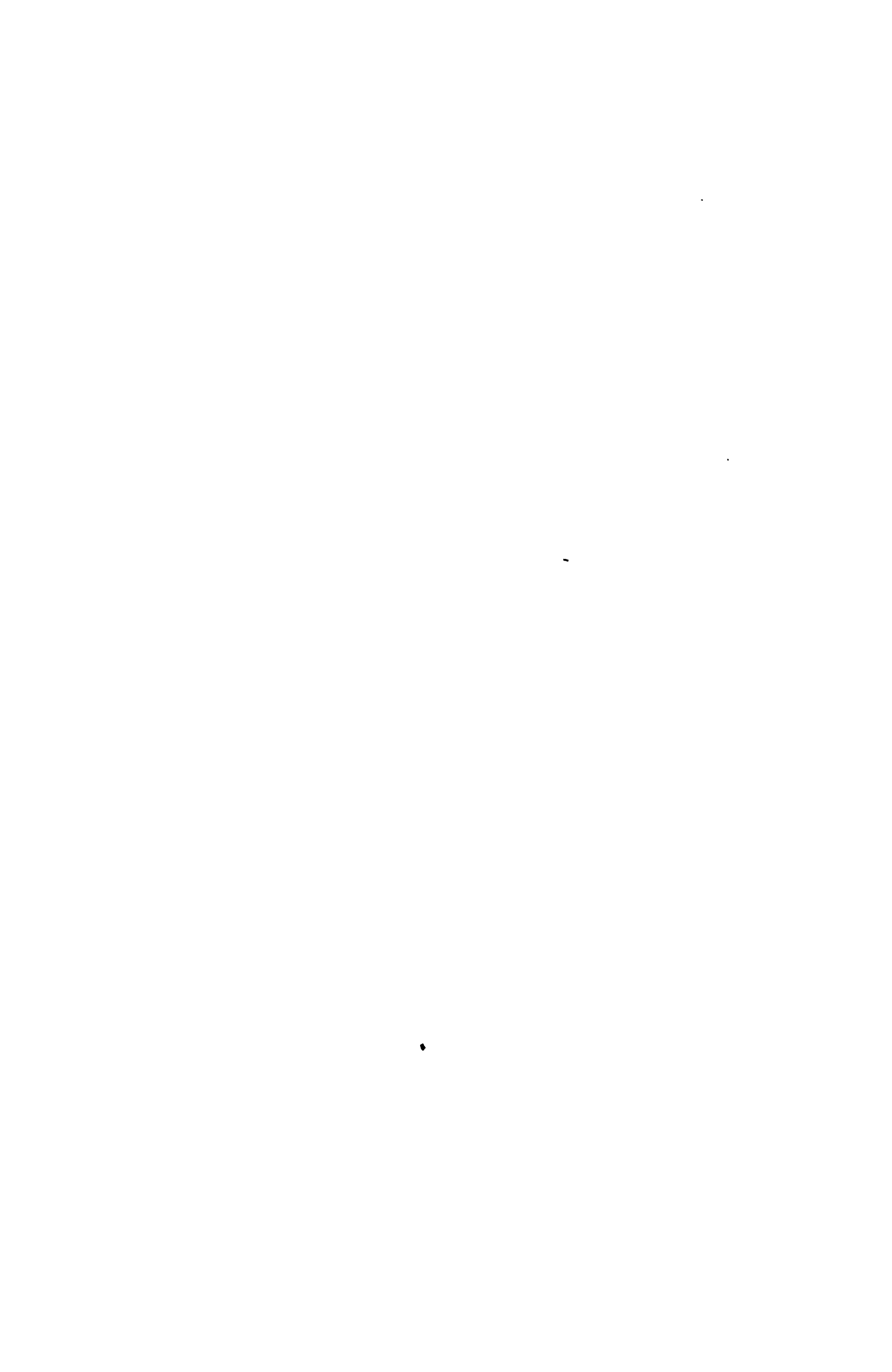
S. 107, Z. 11 v. oben. Die Piaristen oder Piaren sind Schulmönche oder Mitglieder eines geistlichen Ordens, den der spanische Edelmann, Jos. Casalanza, zu Anfang des 17. Jahrhunderts stiftete. Von diesen „Vätern der frommen Schulen" wird die Jugend unentgeltlich unterrichtet.

Zweites Buch.

Ferdinand Freiligrath. — Emanuel Geibel. — Johann Wolfgang von Goethe.

Schön ist es überall, ein Stellvertreter sein,
Zu gelten für die Welt und nicht für sich allein.
Die Vielen gehn dahin vom Drang des Tags getrieben
Und wo sie gingen ist nicht ihre Spur geblieben.
Stehn bleiben Wenige, das Zeugniß nachzutragen
Vom Streben ihrer Zeit, wenn andre Zeiten tagen.
Das sind die Geister auf der Menschheit höchsten Stufen,
Bei deren Namen sind die Zeiten aufgerufen.
Doch wie ein weit Gebirg am Horizonte sinkt
Und endlich sichtbar nur der höchste Gipfel blinkt;
Die vielen Gipfel, die im Ferneduft verschwammen,
Sind gleichsam unsichtbar im Einen nur zusammen:
So von den Geistern auch wird Einem aufgetragen
Im Namen Aller, die hinunter gehn, zu ragen.
Und Alles sammelt sich, was groß nur ist und schön,
Um die am Horizont gebliebnen Menschheitshöhn.

Fr. Rückert.



Ferdinand Freiligrath.

„Nur heute noch den Orient
Vertausche mit des Abends Landen;
Die Sonne sticht, die Wüste brennt!
O lasse nicht dein Lied versanden!"

O könnt' ich folgen euerm Rath! —
Doch düster durch versengte Halme
Wall ich der Wüste dürren Pfad;
Wächst in der Wüste nicht die Palme?

F. Freiligrath.

Ferdinand Freiligrath, der Sohn eines Lehrers, ist am 17. Juni 1810 zu Detmold im Fürstenthum Lippe geboren; er besuchte daselbst bis in sein 15tes Jahr das Gymnasium und widmete sich dann, auf den Wunsch seines Vaters, der Kaufmannschaft. Später beklagte er sehr, daß er kein Griechisch gelernt und ihm nun ein dreifach Siegel der Griechen Schriftthum verschließe; er bedauerte, wie ihm viele Blätter im Buche des Wissens dunkel geblieben seien und nur das Buch des Lebens offen vor ihm liege. Seine Lehrjahre verbrachte er in Soest. Von 1831 — 36 arbeitete er in einem Banquierhause in Amsterdam und dann bis 1839 in einem Handlungshause in Barmen. Im Lippschen Sonntagsblatte, in westphälischen Blättern und im deutschen Musenalmanach für 1835 machte er seine ersten poetischen Versuche bekannt und als diese probehaltigen Beifall fanden, entsagte er der Kaufmannschaft und widmete sich ganz der Dichtkunst. — In Unkel a. Rh. lernte er seine jetzige Frau (Ida Melos aus Weimar) kennen, welche dort Erzieherin bei einer englischen Familie war. Nachdem er einen Winter in Weimar gelebt, verheirathete er sich und zog nach

Darmstadt. Als ihn der König von Preußen aufs Neujahr 1842 mit einem Jahrgehalte von 300 Thlrn. bedacht hatte, begab sich Freiligrath nach St. Goar am schönen Rheinstrom. Bis zu dieser Zeit war er noch allen Parteien fremd, indem er über denselben stehen wollte, wie er in seinem Gedicht: „Aus Spanien" auch sagt:

„Der Dichter steht auf einer höhern Warte,
Als auf den Zinnen der Partei!"

G. Herwegh entgegnete hierauf von Paris aus sein Partei-Lied und nun war der Krieg zwischen Dichtern und Tagsschriftstellern eröffnet. Unter dem Titel: „Glaubensbekenntniß" erschien 1844 eine Sammlung Freiligrath'scher Gedichte. Der Dichter war durch sie doch von seiner höhern Warte herab und auf die niedrigere Zinne der Partei gestiegen. Hoffmann von Fallersleben hat ihn in jener denkwürdigen Nacht vom 16. auf den 17. August zu Coblenz im Riesen zu dem neuen politischen Glaubensbekenntniß bekehrt. Freiligrath versichert mit Ruhe, daß keines der Gedichte „gemacht", sondern jedes durch die Ereignisse „geworden" sei; allein man merkt doch gar zu bald, daß er gedichtet, weil er gewollt und nicht, weil er gemußt. Am gelungensten darin ist: „Eine Seele (Tochter Jordans)" und „Aus dem schlesischen Gebirge". Das Glaubensbekenntniß lag als Manuscript fertig im Pulte, als Freiligrath von dem Erbgroßherzog zu Weimar aufgefordert wurde, eine Stelle an der Bibliothek zu übernehmen; den Gehalt könnte er sich selbst bestimmen. Freiligrath schwankte ein wenig und lehnte ab. Zu Asmannshausen in der Krone machte er sein Gedicht gegen die Krone druckfertig. Den Sommer brachte er in Karonthl am Taunus zu; im Herbst ging er nach Ostende und den Winter blieb er in Brüssel. Gleichzeitig mit dem Erscheinen des Glaubensbekenntnisses kündigte er durch ein Schreiben an den preuß. Minister seine Pension, die er von Neujahr 1844 nicht mehr bezog. Das Buch wurde seiner politischen Tendenz wegen verboten und so die größere Verbreitung desselben befördert. Im Frühling 1845 begab sich Freiligrath nach der Schweiz und wohn-

während des Sommers in Rappertswil an den schönen Ufern des Zürchersees; im Herbste aber zog er in die Landgemeinde Hottingen bei Zürich. 1846 (im Juli) reiste er nach London, um die kaufmännische Correspondenz des angesehenen Handlungs- und Banquierhauses F. Huth und Comp. zu besorgen. Sein Freund, der reiche amerikanische Dichter Longfellow, den er in Marienberg bei Boppard kennen lernte, lud ihn dringend ein zu ihm nach Nordamerika zu kommen. Schon war Freiligrath fest entschlossen, im Frühjahr 1848 Europa zu verlassen, als die Nachricht von der plötzlichen Neugestaltung Deutschlands ihn überraschte und seinen Plan völlig änderte. Im Mai desselben Jahres kam er über den Canal herüber, ließ sich mit seiner Familie in Düsseldorf nieder und ward Führer der demokratischen Partei. Seine politischen Gedichte: „Februarstrophen ꝛc." genügen nicht einmal den billigsten Forderungen der Poesie und selbst das Gedicht: „Schwarz, Roth, Gold" hat nur wenige, echtpoetische Klänge. Freiligrath sucht hier, wie in seinem Glaubensbekenntniß, die Muse zu zwingen, ihm auch im politischen Lied hold zu sein; allein sie grollt ihm, sie verschmäht und flieht ihn. Wegen seines Gedichtes: „Die Todten an die Lebenden" ward er am 29. August 1848 verhaftet, am 3. Oktober aber vom Geschwornengericht in Düsseldorf freigesprochen. Hierauf siedelte er nach Köln hinüber und betheiligte sich an der Herausgabe der „Neuen rheinischen Zeitung", welche aber bald einging. Freiligraths gegenwärtiger Aufenthalt ist immer noch Cöln. Sehr characteristisch für ihn ist der Schluß seiner Revolutionshymnen „Ça ira":

„Kein besser Schachbrett als die Welt:
Zur Limmat rück ich von der Schelde!
Ihr sprengt mich wohl von Feld zu Feld,
Doch schlagt ihr mich nicht aus dem Felde!
— Mir ist, als müßt' ich auch von hier
Den Stab noch in die Weite setzen;
Als würden auch aus Tells Revier
Die Launen dieses Spiels mich hetzen!

Ich bin bereit, noch braust das Meer
Um Norwegs freie Bauernstätten;
Noch rasselt es von Frankreich her,
Wie Klirren von gebrochnen Ketten!

Kein flüchtig Haupt hat Engelland
Von seiner Schwelle noch gewiesen;
Noch winkt mir eine Freundeshand
Nach des Ohio lustgen Wiesen!

Von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt,
Von Land zu Land, mich scheert es wenig!
Kein Zug des Schicksals setzt mich matt:
Matt werden kann ja nur der König!"

In seinen gesammelten „Gedichten" (1838) schlug Freiligrath einen in der lyrischen Poesie bis dahin nie gehörten Ton an. Er hat sich ein eignes Reich der Dichtung erobert und beherrscht es mit aller Macht seines kühnen Geistes. „Die schmetterlingjagende Lyrik, die um ein zertretnes Blümlein auf der Au weinen konnte, erschrack, als der westphälische Dichter bei isländischem Moose an die nordlichterhellten Nächte und die Glut- und Wasserspeier dachte, bei denen jene bittern Flechten gewachsen; als er den Löwenritt schilderte, als er den Sklaven Scipio an den einzigen Genuß, der dem reichen Pflanzer mangele, an den Genuß des Menschenfleisches denken ließ. Die Reimkünstler, die leben und weben, klingen und singen konnten, erschracken über die neuen Reime Gnu und Karu, Cochenille und Vanille, Tiefen und Lakkiven. Die zarte, geglättete Bildung wurde über die Barbarei der Stoffe, die geschniegelte Künstelei über die Barbarei der Formen stutzig und die Kenner athmeten unter dem brausenden Hauche dieser naturerfrischenden Luft wie im Sturm nach schwüler matter Dürre. Die markige, kernige Sprache, die treffende, schlagartige Schilderung der Einzelnheiten, die brennende Pracht satter Farben, der kühne, dröhnende Gang der Verse, die bewußte Begegnung in fremdartiger Form, das Alles wirkte zündend und Freiligraths

Gedichte fielen wirklich, wie er es vorausgesagt, siedend zischend in die Phantasie." (K. Gödeke. Elf Bücher deutscher Dichtung.) Des Dichters große Vorliebe für den Orient, die afrikanischen Wüsten und nordamerikanischen Urwälder, wurde erregt und frisch erhalten durch das Lesen der Robinsonaden, der Reisebeschreibungen Le Veillants und die braune Bilderbibel, von der er sagt:

„Dir Dank, durch dich begrüßte
Mein Aug eine fremde Welt,
Sah Palm, Kameel und Wüste
Und Hirt und Hirtenzelt."

Gar gern drückt er sich den Turban auf die schwarzen Haare, schlägt sein Zelt in Ammons Flächen auf, füllt sich den Köcher mit wehendem Sand und läßt in seines Liedes goldnem Becher den Taumelmohn des Ostens schäumen. Es drängt ihn über die Grenzen seines Vaterlandes und seines Erdtheils hinaus und er fühlt sich nur heimisch auf den schäumenden Wogen des weiten Oceans, im brennendheißen Wüstensande, bei Negern, Hottentotten, Kaffern, Indianern und Arabern, bei Tigern, Löwen, Leoparden und andern Ungethümen des Waldes. Dingelstedt meint es sei dieser Drang Freiligraths „dieselbe Sehnsucht, welche die Hohenstaufen nach Italien und die Kreuzritter nach dem heiligen Grabe zog". Er kann nicht folgen denen, die ihm rathen, in seiner, an dichterischem Stoff so reichen deutschen Heimat zu bleiben, aus dem Born in der Nähe zu schöpfen, wach zu sein, um die Stimmen der Zeit zu vernehmen, eigne Lust und eignes Leid zu besingen. Selten ist es das reiche, menschliche Gemüth, der unerschöpfliche Schatz tiefinnerlicher, edler Gefühle und Laute des Herzens 2c., was er poetisch auszusprechen sucht. Die Poesie scheint ihm nicht, wie Chamisso, die Quelle innern Friedens und Trostes zu sein; denn sonst würde er weder seufzen: „Gott, warum gabst du mir Lieder", noch ausrufen: „der Dichtung Flamm ist allezeit ein Fluch" und „das Mal der Dichtung ist ein Kainsstempel" 2c.

Trotz der vielfach allgewaltigen, lebendigen Schilderung, der meisterhaft poetischen Anschaulichkeit und Gestaltung brennt doch

nicht immer der Kuß der echten Muse in seiner Seele und seine Naturbilder sind öfters mit allzukecker Hand entworfen und mit zu grellen Farben gemalt, als daß der kritische Blick des Beschauers mit Wohlgefallen darauf weilen könnte. Obgleich Freiligrath eine gelehrte Kenntniß seines dichterischen Stoffes zeigt, so malt er doch nicht immer die Natur getreu, wie z. B. „Mähnen flattern durch die Büsche", was von Tiger und Leopard gelten soll, die aber keine Mähnen haben; ebenso bezieht er: „an den Zähnen giftgen Schaum" auf die giftlose Riesenschlange. Bei der ersten Ausgabe seiner Gedichte wurde Freiligrath mehrmals brieflich und mit Freundesstrenge von Chamisso gewarnt, welcher ihm schrieb: „Lassen Sie mich (dem so oft und schwer der Vorwurf gemacht worden) Sie vor der Klippe warnen, die Poesie im Gräßlichen zu suchen. — Seien Sie sehr vorsichtig, sehr streng in der Auswahl, gehen Sie nicht darauf los, das Buch dick zu machen. Bedenken Sie, daß, was einmal da gedruckt ist, Sie nicht mehr zurücknehmen können. Der Geschmack ist ein empfindlicher großer Herr, den man nicht ein Mal beleidigt haben darf." Die Wichtigkeit dieser freundlichen und wohlgemeinten Warnung hat Freiligrath bisweilen sehr ungleichmäßig beachtet. Allzuhäufig macht er auch tadelnswerthe Jagd auf Schlagwörter, die er der lateinischen, französischen, englischen, italischen, arabischen rc. Sprache entlehnt und fast jede Seite seiner Gedichte zeugt von dem zusammengesuchten Sprachreichthum, über den oft das beste Lexikon keinen Aufschluß zu geben vermag. Im Glaubensbekenntniß ist der Dichter in der Sprache wenigstens deutscher geworden, als er früher war. Bei seinen Nachahmern ist das Haschen nach Fremdwörtern erst recht in Gang gekommen und ganz unerträglich geworden. Kaum waren die ersten Gedichte Freiligraths im Musenalmanach erschienen, als Chamisso ihm schrieb: „Wissen Sie wohl, daß Sie schon Ihre Nachahmer haben? Die Wasserflut, welche den äußern Damm des Musenalmanachs bespült, wirft schon Freiligrathereien heraus, über die Sie lachen würden." —

Das Gedicht: „Der Löwenritt" ist wegen der lebendigen

Auffassung, der Wahrheit und des Reichthums der Anschauungen allen andern Naturbildern Freiligraths vorgezogen worden. Wahrscheinlich wurde es durch Pringles: „The lion and the giraffe" (Der Löwe und die Giraffe) hervorgerufen. Nicht minder zu beachten wegen schöner Vorzüge ist auch: „Prinz Eugen der edle Ritter", oder: „Zelte, Posten, Werdarufer!" worin er uns ein ganz getreues und lebenvolles Bild eines Heerlagers entrollt. Am würdigsten jedoch stellt sich Freiligrath neben die lorbeerumkränzten Meister deutschen Sanges in den herrlichen Gedichten: „Der Blumen Rache", „der Tod des Führers", „die Auswanderer", „Ruhe in der Geliebten", „der Liebe Dauer", in denen der reine Ton edler Empfindung so vortrefflich angeschlagen ist, daß auch in anderer Menschen Herzen die verwandten Saiten gerührt werden und harmonisch mitertönen. „Odysseus" ist ein schöner Nachruf an Platen, wie auch das Gedicht: „Bei Coblenz" an Schenkendorf. Ebenso hören wir den Dichter gerne, wenn er, wie in: „Dorfgeschichten" das Andenken der Männer ehrt, welche ein Herz für die Freuden und Leiden ihres deutschen Volkes hatten und Leben und Sitten desselben so einfach und treu in ihren Schriften geschildert haben. Reich an trefflich poetischen Einzelheiten des Elegischen ist auch: „Der ausgewanderte Dichter."

Schließlich sei noch bemerkt, daß Freiligrath sich auch im Uebersetzen fremder Poesieen ins Deutsche als Meister gezeigt hat, wie Victor Hugos Oden, vermischte Gedichte, Dämmerungsgesänge und die vielen, in Freiligraths Gedichten abgedruckten Uebersetzungen aus dem Französischen (Alf. de Lamartine, Alfr. de Musset, Jean Reboul etc.) und Englischen (Walter Scott, John Keats, Rob. Southey, Thom. Moore, Rob. Burns etc.) beweisen.

Schriften: Gedichte. Stuttgart 1838. 11. Aufl. 1849. — Rolands-Album. Cöln 1840. — K. Immermann, Blätter der Erinnerung. Stuttgart 1842. — Victor Hugos Oden und vermischte Gedichte. Deutsch. Frankfurt 1836. — Victor Hugos Dämmerungsgesänge. Frankfurt 1836. — Glaubensbekenntniß. Mainz 1844. —

Ça ira! Sechs Gedichte. Herisau 1846. — Zwischen den Garben. Eine Nachlese älterer Gedichte. Stuttgart 1849. (Viel „Uebersetztes." Zum ersten Male: „der Liebe Dauer" und „Ruhe in der Geliebten"). — Ueber Freiligrath vergl. F. Dingelstedt in: Jahrbuch der Literatur. Hamburg 1839. S. 221—256. — Ferner: F. Freiligrath, ein Literaturbild in: Deutsche Dichter der Gegenwart von A. Nodnagel. Darmstadt 1842. S. 1—86.

81. Der Löwenritt.

Wüstenkönig ist der Löwe; will er sein Gebiet durchfliegen,
Wandelt er nach der Lagune, in dem hohen Schilf zu liegen.
Wo Gazellen und Giraffen trinken, kauert er im Rohre;
Zitternd über dem Gewaltgen rauscht das Laub der Sycomore.

Abends, wenn die hellen Feuer glühn im Hottentottenkraale,
Wenn des jähen Tafelberges bunte, wechselnde Signale
Nicht mehr glänzen, wenn der Kaffer einsam schweift durch die Karroo,
Wenn im Busch die Antilope schlummert und am Strom das Gnu.

Sieh, dann schreitet majestätisch durch die Wüste die Giraffe,
Daß mit der Lagune trüben Fluten, sie die heiße, schlaffe
Zunge kühle; lechzend eilt sie durch der Wüste nackte Strecken,
Knieend schlürft sie langen Halses aus dem schlammgefüllten Becken.

Plötzlich regt es sich im Rohre; mit Gebrüll auf ihren Nacken
Springt der Löwe; welch ein Reitpferd! sah man reichere Schabracken
In den Marstallkammern einer königlichen Hofburg liegen,
Als das bunte Fell des Renners, den der Thiere Fürst bestiegen?

In die Muskeln des Genickes schlägt er gierig seine Zähne;
Um den Bug des Riesenpferdes weht des Reiters gelbe Mähne.
Mit dem dumpfen Schrei des Schmerzes springt es auf und flieht gepeinigt;
Sieh, wie Schnelle des Kameeles es mit Pardelhaut vereinigt.

Sieh, die mondbestrahlte Fläche schlägt es mit den leichten Füßen!
Starr aus ihrer Höhlung treten seine Augen; rieselnd fließen
An dem braungefleckten Halse nieder schwarzen Blutes Tropfen,
Und das Herz des flüchtgen Thieres hört die stille Wüste klopfen.

6 Gleich der Wolke, deren Leuchten Israel im Lande Yemen
Führte, wie ein Geist der Wüste, wie ein fahler, luftger Schemen,
8 Eine sandgeformte Trombe in der Wüste sandgem Meer,
Wirbelnd eine gelbe Säule Sandes hinter ihnen her.

Ihrem Zuge folgt der Geier; krächzend schwirrt er durch die Lüfte;
Ihrer Spur folgt die Hyäne, die Entweiherin der Grüfte;
Folgt der Panther, der des Kaplands Hürden räuberisch verheerte;
Blut und Schweiß bezeichnen ihres Königs grausenvolle Fährte.

Zagend auf lebendgem Throne sehn sie den Gebieter sitzen,
Und mit scharfer Klaue seines Sitzes bunte Polster ritzen.
Rastlos, bis die Kraft ihr schwindet, muß ihn die Giraffe tragen;
Gegen einen solchen Reiter hilft kein Bäumen und kein Schlagen.

Taumelnd an der Wüste Saume stürzt sie hin und röchelt leise.
Todt, bedeckt mit Staub und Schaume, wird das Roß des Reiters Speise.
Ueber Madagaskar, fern im Osten, sieht man Frühlicht glänzen; —
So durchsprengt der Thiere König nächtlich seines Reiches Gränzen.

---

82. Gesicht des Reisenden.

Mitten in der Wüste war es, wo wir Nachts am Boden ruhten;
3 Meine Beduinen schliefen bei den abgezäumten Stuten.
In der Ferne lag das Mondlicht auf der Nilgebirge Jochen;
Rings im Flugsand umgekommner Dromedare weiße Knochen.

Schlaflos lag ich; statt des Pfühles diente mir mein leichter
Sattel,
Dem ich unterschob den Beutel mit der dürren Frucht der Dattel.
Meinen Kaftan ausgebreitet hatt' ich über Brust und Füße;
Neben mir mein bloßer Säbel, mein Gewehr und meine Spieße.

Tiefe Stille; nur zuweilen knistert das gesunkne Feuer;
Nur zuweilen kreischt verspätet ein vom Horst verirrter Geier;
Nur zuweilen stampft im Schlafe eins der angebundnen Rosse;
Nur zuweilen fährt ein Reiter träumend nach dem Wurfgeschosse.

Da auf einmal bebt die Erde; auf den Mondschein folgen trüber
Dämmrung Schatten; Wüstenthiere jagen aufgeschreckt vorüber.
Schnaubend bäumen sich die Pferde; unser Führer greift zur Fahne;
Sie entsinkt ihm und er murmelt: Herr, die Geisterkarawane! —

Ja, sie kommt! vor den Kameelen schweben die gespenstischen
Treiber;
Ueppig, in den hohen Sätteln lehnen schleierlose Weiber;
Neben ihnen wandeln Mädchen, Krüge tragend, wie Rebekka
Einst am Brunnen; Reiter folgen — sausend sprengen sie nach
14 Mekka.

Mehr noch! — nimmt der Zug kein Ende? Immer mehr!
wer kann sie zählen?
Weh, auch die zerstreuten Knochen werden wieder zu Kameelen,
Und der braune Sand, der wirbelnd sich erhebt in dunkeln Massen,
Wandelt sich zu braunen Männern, die der Thiere Zügel fassen.

Denn dies ist die Nacht, wo Alle, die das Sandmeer schon
verschlungen,
Deren sturmverwehte Asche heut vielleicht an unsern Zungen
Klebte, deren mürbe Schädel unsrer Rosse Huf zertreten,
Sich erheben und sich scharen, in der heilgen Stadt zu beten.

Immer mehr! — noch sind die Letzten nicht an uns vorbei-
gezogen,
Und schon kommen dort die Ersten schlaffen Zaums zurückgeflogen,

1 Von dem grünen Vorgebirge nach der Babelmandebenge
Sausten sie, eh noch mein Reitpferd lösen konnte seine Stränge.

Haltet aus! die Rosse schlagen! jeder Mann zu seinem Pferde!
Zittert nicht, wie vor dem Löwen die verirrte Widderheerde!
Laßt sie immer euch berühren mit den wallenden Talaren!
Rufet: Allah! — und vorüber ziehn sie mit den Dromedaren.

Harret, bis im Morgenwinde eure Turbanfedern flattern!
Morgenwind und Morgenröthe werden ihnen zu Bestattern.
Mit dem Tage wieder Asche werden diese mächtgen Zieher!
Seht, er dämmert schon! ermuthgend grüßt ihn meines Thiers Gewieher.

---

83. Nebo. (1830.)

Auf Jordans grünen Borden,
Da weilte Jakobs Samen,
Da feierten die Horden,
Die von Mizraim kamen,
Da lagerten die Scharen,
Da hielt der Heerzug Rast,
Seit langen, langen Jahren
Der sandgen Wüste Gast.

Da legten ihre Stecken
Die Wandrer aus den Händen,
Und spreizten weiche Decken,
Entgürtend ihre Lenden.
Und auf den Decken reinlich,
Da lagen, buntgeschart,
Die Männer schlank und bräunlich,
Mit schwarzgelocktem Bart.

Da waren ihre Hütten
Von Leinen aufgestellt,
Und in der Zelte Mitten
Hob sich des Stiftes Zelt.
Da schützten grüne Sträuche
Sie vor der Glut der Sonnen;
Da füllten sie die Schläuche
Am kühlen Wasserbronnen.

Da salbten sie die Leiber,
Die staubigen, mit Oele;
Da striegelten die Treiber
Die dampfenden Kameele;
Da ruhte wiederkäuend
Im Grase Heerd an Heerde;
Da flogen wild und scheuend
Die langgeschweiften Pferde.

Da freuten sich die Müden
Und hoben froh die Hände,
Daß ihnen bald beschieden
Der langen Wallfahrt Ende;
Da schärften sie die Schneide
Des Schwerts mit kräftger Hand,
Zu kämpfen um grüne Weide
In ihrer Väter Land,

Das ihrer schien zu warten
Am andern Bord des Flusses,
Ein lachender Gottesgarten,
Ein Land des Ueberflusses.
Auf ihren Wüstenzügen
Sahn sie es oft im Geist —
Jetzt sehn sies vor sich liegen,
Das Land, wo Milch und Honig fleußt.

Im Thal ruhn die Nomaden
Und jauchzen: Canaan! —
Ihr Haupt auf steilen Pfaden
Klimmt das Gebirg hinan.
Schneeweiße Locken fließen
Auf seine Schultern dicht!
Zwei goldne Strahlen schießen
Aus Mosis Haupte licht.

Und wie er nun die Höhe,
Die schauende erreicht
Und, daß er Alles sehe,
Sich zitternd vorwärts beugt:
Da glänzen ihm die Auen,
Von tausend Freuden voll,
Die er nur sehnend schauen,
Doch nicht betreten soll.

Da dehnen sich die Flächen,
Wo Korn und Traube reift;
Da ist mit weißen Bächen
Das grüne Land gestreift;
Da schwärmen Bienenkörbe,
Da wiehert Pfluggespann;
Da funkelt Judas Erbe
Von Berseba gen Dan.

„Ich habe dich gesehen,
Jetzt ist der Tod mir recht!
Säuselnd mit leisem Wehen,
Herr, hole deinen Knecht!" —
Da naht auf lichter Wolke
Der Herr des Berges Rücken,
Dem müden Pilgervolke
Den Führer zu entrücken. —

Auf einem Berge sterben,
Wohl muß das köstlich sein!
Wo sich die Wolken färben
Im Morgensonnenschein.
Tief unten der Welt Gewimmel,
Forst, Flur und Stromeslauf,
Und oben thut der Himmel
Die goldnen Pforten auf.

---

84. Die Bilderbibel.

Du Freund aus Kindertagen,
Du brauner Foliant,
Oft für mich aufgeschlagen
Von meiner lieben Hand;
Du, dessen Bildergaben
Mich Schauenden ergötzten,
Den spielvergeßnen Knaben
Nach Morgenland versetzten:

Du schobst für mich die Riegel
Von ferner Zone Pforten,
Ein kleiner, reiner Spiegel
Von dem, was funkelt dorten!
Dir Dank! durch dich begrüßte
Mein Aug eine fremde Welt,
Sah Palm, Kameel und Wüste
Und Hirt und Hirtenzelt.

Du brachtest sie mir näher,
Die Weisen und die Helden,
Wovon begeisterte Seher
Im Buch der Bücher melden;

Die Mädchen, schön und bräutlich,
So ihre Worte schildern,
Ich sah sie alle deutlich
In deinen feinen Bildern.

Der Patriarchen Leben,
Die Einfalt ihrer Sitte,
Wie Engel sie umschweben
Auf jedem ihrer Schritte;
Ihr Ziehn und Heerdentränken,
Das hab ich oft gesehn,
Könnt' ich mit stillem Denken
Vor deinen Blättern stehn.

Mir ist, als lägst du prangend
Dort auf dem Stuhle wieder,
Als beugt' ich mich verlangend
Zu deinen Bildern nieder.
Als stände, was vor Jahren
Mein Auge staunend sah,
In frischen, wunderbaren,
Erneuten Farben da;

Als säh ich in grotesken *),
Verworrenen Gestalten
Aufs Neue die Moresken,
Die bunten, mannichfalten,
Die jedes Bild umfaßten,
Bald Blumen, bald Gezweig,
Und zu dem Bilde paßten,
An sinniger Deutung reich:

Als trät ich, wie vor Zeiten,
Zur Mutter bittend hin,

*) Seltsamen, wunderlichen.

Daß sie mir sollte deuten
Jedweden Bildes Sinn.
Als lehrte zu jedem Bilde
Sie Sprüche mich und Lieder,
Als schaute sanft und milde
Der Vater auf uns nieder.

O Zeit, du bist vergangen!
Ein Märchen scheinst du mir!
Der Bilderbibel Prangen,
Das gläubige Aug dafür,
Die theuern Eltern beide,
Der stillzufriedne Sinn,
Der Kindheit Lust und Freude —
Alles dahin, dahin!

---

85. Der Tod des Führers.

„Von den Segeln tropft der Nebel,
Auf den Buchten zieht der Duft.
Zündet die Latern am Maste!
Grau das Wasser, grau die Luft!
Todtenwetter! — Zieht die Hüte!
Mit den Kindern kommt und Fraun!
Betet! denn in der Kajüte
Sollt ihr einen Todten schaun!

Und die deutschen Ackersleute
Schreiten dem aus Boston nach,
Treten mit gesenktem Haupte
In das niedre Schiffsgemach.
Die nach einer neuen Heimat
Ferne steuern übers Meer
Sehn im Todtenhemd den Alten,
Der sie führte bis hieher;

Der aus leichten Tannenbrettern
Zimmerte den Hüttenkahn,
Der vom Neckar sie zum Rheine
Trug, vom Rhein zum Ocean;
Der, ein Greis, sich schweren Herzens
Losriß vom ererbten Grund;
Der da sagte: „Laßt uns ziehen!
Laßt uns schließen einen Bund!"

Der da sprach: „Brecht auf nach Abend!
Abendwärts glüht Morgenroth!
Dorten laßt uns Hütten bauen,
Wo die Freiheit hält das Loth!
Dort laßt unsern Schweiß uns säen,
Wo, kein todtes Korn, er liegt!
Dort laßt uns die Scholle wenden,
Wo die Garben holt, wer pflügt!

Lasset unsern Herd uns tragen
In die Wälder tief hinein!
14 Lasset mich in den Savannen
Euren Patriarchen sein!
Laßt uns leben, wie die Hirten
In dem alten Testament!
Unsres Weges Feuersäule
Sei das Licht, das ewig brennt!

Dieses Lichtes Schein vertrau ich,
Seine Führung führt uns recht!
Selig, in den Enkeln schau ich
Ein erstandenes Geschlecht!
Sie — ach, diesen Gliedern gönnte,
Noch die Heimat wohl ein Grab!
Um der Kinder willen greif ich
Hoffend noch zu Gurt und Stab.

Auf darum, und folgt aus Gosen,
Der Vorangegangnen Spur!
Ach, er schauete, gleich Mosen,
Kanaan von ferne nur.
Auf dem Meer ist er gestorben,
Er und seine Wünsche ruhn;
Der Erfüllung und der Täuschung
Ist er gleich enthoben nun!

Rathlos, die verlassne Schar jetzt,
Die den Greis bestatten will.
Scheu verbergen sich die Kinder,
Ihre Mütter weinen still.
Und die Männer schaun beklommen
Nach den fernen Uferhöhn,
Wo sie fürder diesen Frommen
Nicht mehr bei sich wandeln sehn.

„Von den Segeln tropft der Nebel,
Auf den Buchten zieht der Duft!
Betet! Laßt die Seile fahren!
Gebt ihn seiner nassen Gruft!“
Thränen fließen, Wellen rauschen,
Grellen Schreis die Möve fliegt;
In der See ruht, der die Erde
Fünfzig Jahre lang gepflügt.

---

86. Die Auswanderer. (Sommer 1832.)*)

Ich kann den Blick nicht von euch wenden;
Ich muß euch anschaun immerdar;
Wie reicht ihr mit geschäftgen Händen
Dem Schiffer eure Habe dar!

*) Vergl. Kinkels Gedicht: „Die Auswanderer“ und Prutz: „Die erste Saat“.

Ihr Männer, die ihr von dem Nacken
Die Körbe langt, mit Brot beschwert,
Das ihr aus deutschem Korn gebacken,
Geröstet habt auf deutschem Herd;

Und ihr, im Schmuck der langen Zöpfe,
Ihr Schwarzwaldmädchen, braun und schlank,
Wie sorgsam stellt ihr Krüg' und Töpfe
Auf der Schaluppe grüne Bank.

Das sind dieselben Töpf' und Krüge,
Oft an der Heimat Born gefüllt;
Wenn am Missouri Alles schwiege,
Sie malten euch der Heimat Bild;

Des Dorfes steingefaßte Quelle,
Zu der ihr schöpfend euch gebückt,
Des Herdes traute Feuerstelle,
Das Wandgesims, das sie geschmückt.

Bald zieren sie im fernen Westen
Des leichten Bretterhauses Wand;
Bald reicht sie müden, braunen Gästen,
Voll frischen Trunkes, eure Hand.

Es trinkt daraus der Tscherokese,
Ermattet, von der Jagd bestaubt;
Nicht mehr von deutscher Rebenlese
Tragt ihr sie heim mit Grün belaubt.

O sprecht! warum zogt ihr von dannen?
Das Neckarthal hat Wein und Korn;
Der Schwarzwald steht voll finstrer Tannen,
Im Spessart klingt des Aelplers Horn.

Wie wird es in den fremden Wäldern
Euch nach der Heimatberge Grün,
Nach Deutschlands gelben Weizenfeldern,
Nach seinen Rebenhügeln ziehn!

Wie wird das Bild der alten Tage
Durch eure Träume glänzend wehn!
Gleich einer stillen, frommen Sage
Wird es euch vor der Seele stehn.

Der Bootsmann winkt! — Zieht hin in Frieden!
Gott schütz euch, Mann und Weib und Greis!
Sei Freude eurer Brust beschieden
Und euren Feldern Mais und Reis.

---

87. Der ausgewanderte Dichter.

(Bruchstücke eines unvollendeten Cyklus.)

Die Tanne fäll ich, drauf die Adler horsten;
Sie kracht zu Boden, Schnee vom Haupte schüttelnd.
Ich wohne fürder einsam in den Forsten,
Die Menschen fliehend und die Föhren rüttelnd.

Ich habe nicht, da ich mein Haupt hinlege;
Von keinem Herde bin ich dort geschieden.
Mein erstes Haus mit Hammer und mit Säge,
Bau ich mir selber bei den Atlantiden,

Kunstlos und rauh; — vom Felsen reiß ich Farren
Und ander Kraut, daß ich die Fugen stopfe;
Die moosge Rinde laß ich an den Sparren;
Dumpf durch die Kluft dröhnt meiner Axt Geklopfe.

Ein leises Wehn spielt mit den dürren Blättern —
Geist dieser Wälder, sei mit meiner Hütte,
Daß sie Orkan und Blitze nicht zerschmettern,
Daß sie der Schnee des Berges nicht verschütte!

Daß ihr Gebälk kein feindlich Beil zerhaue,
Daß lange Zeit die Sonn ihr Dach vergülde,
Daß sie nicht gleich sei dieser Spur der Klaue
Des Elennthieres auf dem Schneegefilde.

In einer solchen Werkstatt ist gut zimmern.
Die Waldung funkelt in des Morgens Glanze,
Die Büsche blitzen und die Zweige schimmern,
Und jede Tann ist eine starre Lanze.

Mit riesgem Nacken an den Himmel stemmen
Die Berge sich; still, doch belebt die Auen.
Am Strome drüben, auf den schneegen Dämmen,
Seh ich den Biber seine Hütten bauen.

Fern aus dem Dickicht ragts gleich Renngeweihen;
Der Bison bückt sich, daß den Schnee er lecke;
Das Birkhuhn schwirrt und von der Hinde scheuen
Fußtritten knarrt des Bodens Flockendecke.

Der bunte Luchs tritt dreist aus seiner Höhle,
Der Trab des Elenns donnert durch die Föhren. —
Ein neues Lied geht auf in meiner Seele:
Ich dicht es hämmernd — doch wer wird es hören? —

Oft wandl ich Abends auf die steilsten Höhen,
Einsam mit meiner Lieb und meinem Grimme,
Zu meinen Füßen die gewaltgen Seen —
Und dann erheb ich meine tiefe Stimme.

Die werthen Lieder aus den alten Tagen,
Die ich mit Freunden hundertmal gesungen,
In diese Wälder hab ich sie getragen,
Drin nie zuvor ein deutsches Lied geklungen.

Wie zitterte, darauf ich lag, der Gipfel,
Wie gab mir jener froh mein Singen wieder,
Wie flüsterten der alten Bäume Wipfel,
Als sie vernahmen Ludwig Uhlands Lieder!

Wie stutzeten und hoben ihre Hörner
Die Hirsch' im Thal, als auf den Bergen oben,
Ich Lieder drauf von Kerner und von Körner,
Von Schwab und Arndt und Schenkendorf erhob

O, schmerzlich wohl klang manches mir, dem Wandr
Hier Heimatlieder! — Dennoch, als sie klangen,
7 Stand ich ein Orpheus — mit den Liedern Andrer!
Zwar Steine nicht, doch tanzten wilde Schlangen.

Allein, allein! — und so will ich genesen?
Allein, allein! — und das der Wildniß Segen?
Allein, allein! — o Gott ein einzig Wesen,
Um dieses Haupt an seine Brust zu legen!

In meinem Dünkel hab ich mich vermessen:
„Ich will sie meiden, die mein Treiben schelten.
Mir selbst genug, will ich dies Volk vergessen;
Fahr hin, o Welt — im Herzen trag ich Welten!" —

Ein einzig Jahr hat meinen Stolz gebrochen;
Mein Herz ist einsam und mein Aug ist trübe.
Es reuet mich, was frevelnd ich gesprochen;
Dem Haß entfloh ich, aber auch der Liebe.

Allein, allein! — und so will ich genesen?
Allein, allein! — und das der Wildniß Segen?
Allein, allein! — o Gott, ein einzig Wesen,
Um dieses Haupt an seine Brust zu legen!

Die Indianer sitzen um die Flamme
Und schüren düster sie, schweigsame Schürer.
Da plötzlich — wohl der Aelteste vom Stamme
Spricht zu den Andern also einer ihrer:

„In Frieden ruh er, den wir heut begruben
Dort, wo der Urwald säumet die Savannah!
Wie einem Weißen, diesem gleich, erhuben
Ein Mal vom Lorenz wir zum Susquehannah!

Er war nicht, wie die Andern seiner Farbe;
Drum zu den Rothen hat er sich geschlagen,
In unsern dunkeln Reihn glich er der Garbe
Des Maiskorns, die zu Tannen man getragen.

Was mocht' ihm sein? — mit seinen Jagdgeräthen
Stand oft er sinnend unter einem Baume,
Und hört' er rufend in das Holz uns treten,
So fuhr er auf, und folgt' uns wie im Traume.

Auch stand er einsam wohl am Strome dorten;
Oft durch die Büsche sahn ihn die Genossen.
Dann war es, daß in fremder Sprache Worten
Ihm lange Reden von den Lippen flossen.

Der Worte keines haben wir verstanden,
Doch hörten gerne wir der Worte Schallen.
Es war ein Takt drin, wie wenn Kriegerbanden
Mit gleichem Schritt auf hartem Schneefeld wallen.

Verstanden haben wir der Worte keines,
Doch hat uns stets zu hören sie verlanget.
Es war ein Klang drin, gleich den Tönen eines
Schilds, der im Wind den Ast schlägt, dran er hanget.

Und um sich schaut' er, war er nun zu Ende,
Und sah er jetzt, daß Keiner ihn vernommen.
Dann drückt' er stumm sein Antlitz in die Hände,
5 Und ist zum Wigwam still zurückgekommen.

In Frieden ruh er, den wir nicht mehr sehen!
Laßt eine Hütt auf seinem Grab uns bauen.
Sein Haupt liegt westwärts, denn sein [illegible] Flehen
War: „Krieger, o nach Morgen laßt [illegible] schauen!“

88. Odysseus.

Sei gegrüßt, o südlich Fahrzeug, sei gegrüßt mir hoch im Norden!
Bärtge Männer, fremd gekleidet, stehn auf deinen hohen Borden.

Und der Sprache, die sie reden, goldgeschriebne Zeichen melden
Ueber den Kajütenlucken mir den Namen eines Helden.

Jenes Dulders, welchen lange Sturm und Götterzorn verschlugen,
9 Bis ihn im Phäakenschiffe heim zuletzt die Wogen trugen.

Bärtge Männer, schlanke Rudrer, seid denn ihr auch nicht Phäaken?
Holz von Corfu dieser Mastbaum! Lein von Scheria dies Laken!

13 Dieses Segel sah von ferne Neritons belaubte Gipfel;
14 Rauschten, waldige Zakynthos, ihm nicht Fahrwind deine Wipfel?

15 Sahen es, geschart am Ufer, schimmern nicht die Lotophagen?
Wer, an desen Mast gebunden, hörte die Sirenen klagen?

Klar in meiner Seele wieder läßt, was ich von jenem alten
Irrenden Odysseus hörte, dieser neue sich gestalten.

19 Doch nicht will ich in Homeros reiche Welt mich jetzt versenken,
Nicht des Dulders Fahrten folgen, oder etwa dies bedenken:

Wie, da längst der Griechen Schriftthum mir verschließt ein dreifach Siegel,
Heut ein griechisch Wort ich wieder las — auf eines Schiffes Spiegel;

Wie mir, ach! das Buch des Wissens dunkel blieb auf vielen Blättern,
Aber wie das Buch des Lebens vor mir liegt mit farbgen Lettern;

Dies und was daran sich knüpfet, will ich jetzo nicht erwägen;
28 Denn die Brigg erschallt von Liedern und die Flut von Ruderschlägen,

Die mir sagen: mache diesen Inselfürsten dir zum Boten! —
Wohl, Odysseus, sei mein Bote! sei gesandt an einen Todten! —

Aber such ihn nicht, wie Jener, an des Schattenreiches Pforten!
Schrägen Masts vorübersause jenen schauerlichen Orten!

5 Wo Trinakrias Gestade sich erheben aus der Welle,
6 Dort, nicht fern von den Cyklopen, ist am Ufer eine Stelle.

Dort, von Blumen leis umflüstert und von immergrünen Zweigen,
Wird ein frisches Grab, Odysseus, deinen Wimpeln bald sich zeigen.

Diesem — hört es, ihr im Tauwerk, braune trotzige Gesichter! —
Diesem gelten meine Grüße: in ihm ruht ein deutscher Dichter!

Ruht ein Dichter, dem, wie Wen'gen, Dichterfeuer im Herzen brannte,
Wehe, daß mit seinem Volke hadernd, er sich von ihm wandte!

Weh — doch nein, in deinem Grabe schlummre jetzo du in Frieden!
18 Seiner Muse letzte Boten, seid ihm Wächter, Abbassiden!

Und ins Klirren eurer Schwerter, Abbas kriegerische Söhne,
20 Lasset Theokritos Hirten mischen ihrer Flöten Töne!

Daß er süß und ruhig schlummre, dem dies frühe Grab geworden!
Dieses ferne! Tief im Süden schwieg, deß Lied erfüllt den Norden.

Laute Trauer bei der Botschaft hat das deutsche Land durchzittert.
Einer Aeolsharfe glich es, die ein Windstoß jäh erschüttert.

Und wie sonst auch man gerichtet, Alles jetzt wich diesem Einen:
Seinem Irren zu vergeben, sein Verstummen zu beweinen.

Wüßt' er es! und, o vernähm' er übers Meer auch meine Klagen,
Fangt sie auf, ihr faltgen Segel, gen Sicilien sie zu tragen!

Dort am Ufer laßt sie tönen; meldet euch mit leisem Rauschen!
Der Verbannte dem Verbannten; gern wird euch der Todte lauschen!

Bläht euch dann! mir aber meldet, wenn ihr kehrt vom West gekräuselt,
Ob, als ewge Kron, ein Lorbeer über diesem Grabe säuselt!

Eil, Odysseus! Aufgewunden deine Anker! frisch von hinnen!
Fliege, bis du schimmern siehest Syracusas goldne Zinnen!

---

89. Bei Koblenz. (Zwischen den Garben.)
(Am Grabe Schenkendorfs.)

Dorten durch der Brücke Bogen
Eilt die Mosel in den Rhein,
Dorten ragt die Kastorkirche
Und der Ehrenbreitenstein.

Um die Berge klimmt die Rebe,
In der Ebne wallt das Korn,
Mädchen mit dem Pfeil im Haare
Füllen Krüge sich am Born.

In des Herbstes milder Sonne
Sanft und feiernd liegt die Welt,
Schwalben rüsten sich zur Reise,
Und ich irre durch das Feld.

Irr auf unbetretnen Wegen,
Wie der Landmann rauh sie bahnt,
Bis zur Einkehr unter Weiden
Mich ein Gottesacker mahnt.

Gottesacker, Gottesfrieden!
Auf den Gräbern Sonnenstrahl,
Und der Jahrszeit letzte Blumen
Duften um der Kreuze Zahl.

Bunt die Blumen, grau die Kreuze,
Eines seh ich dort erhöht
Drauf mit ernsten, schlichten Lettern
„Schenkendorf“ geschrieben steht.

Nahe dem geliebten Strome,
Dem es laut in Zorn und Schmerz
Freiheitslieder zugesungen,
Schläft das reine Dichterherz.

Ach, die Freiheit, die du meintest,
Kam noch nicht mit ihrem Schein!
Ach und wiederum in Fesseln
Zieht dein Felsenkind, dein Rhein!

Was du sangst, wofür du strebtest,
Ach von Allem Nichts erfüllt!
Wohl dir, daß du nicht erlebtest,
Was dein Hügel dir verhüllt!

Ich indeß will ihn bedecken
Mit dem frischgebrochnen Strauß,
Will an meinem Wanderstecken
Grollend ziehn zur Welt hinaus.

Ob ich je zum Rheine kehre,
Heimatdurstig, wandermatt?
Ob die Freiheit je, die hehre,
Wache hält auf dieser Statt?

In des Herbstes milder Sonne
Sanft und feiernd ruht das Feld,
Sanft und feiernd ruht dein Hügel —
Laß mich! Vor mir liegt die Welt!

---

90. Eine Seele.

(Tochter Jordans. — Glaubensbekenntniß.)

Flog zum Himmel eine junge Seele,
Leisen Fluges hob sie sich empor;
Fast ein Kind noch, rein und ohne Fehle,
Trat sie schüchtern durch das goldne Thor.

7 Und: „Sieh da, das Kind des Patrioten!'
Irrt ein Murmeln hier und dort im Nu.
Standen auf die besten deutschen Todten,
Schritten hastig auf die Todte zu.

11 Kam heran der edle, starre Seume,
Mann der Freiheit und der Poesie;
Eilte Schiller durch die lichten Räume;
14 Hutten, Schubart — alle kamen sie.

Sahn sie an mit unverstellter Klage;
Boten Gruß ihr, warm und fest und schlicht;
Blickten stumm und ängstlich eine Frage
In das schmerzlich lächelnde Gesicht.

Ach sie senkt' es, sah zur Erde nieder;
Zitternd stand sie, zitternd und geknickt;
Heiße Thränen sprangen durch die Lieder,
Die des Vaters Hand — nicht zugedrückt!

Sieh, da zuckt es in der Faust dem Seume;
Schubart's dunkle breite Stirne schwoll;
„Freiheit ist nur in dem Reich der Träume",
Sagte Schiller, bittern Zornes voll.

Aber Seume: „Mädchen, sei zufrieden!
Auch der Tod, du weißt es, kann befrein!
Laß sie Schlösser, laß sie Ketten schmieden —
Frei mit Freien wird dein Vater sein!

Frei zu mir und diesen wird er treten,
Auch ein Todter für das Vaterland!
Auch ein Licht, zu dem in Sturmesnöthen
Deutsche Männer heben Herz und Hand!

O, wie stolz dann wird der Müde rasten,
Freilich — dann erst! Bete, daß er stirbt.
Bete Kind! Ich kenne die Dynasten,
Deren Willkür seine Kraft zermürbt!

Ihn ins Enge, mich vordem ins Weite,
Trieb derselbe finstre Herrscherstamm;
Sagten dir nicht eher schon die Leute,
Daß der Seume nach Neuschottland schwamm?

Drum, so fleh, daß bald mit grünen Spitzen
Gras der Lahn um einen Hügel kost!
Neben Hutten soll dein Vater sitzen —
Tochter Jordans, bet und sei getrost!

---

91. Dorfgeschichten. (An Berthold Auerbach.)

Als Knabe schon von Berg und Hüttenmännern
Hab ich entzückt ein kleines Buch gelesen;
Es führte mich zu frommen Kohlenbrennern
Und ist ein herzigs kleines Buch gewesen,
Ein rechter Spiegel alter Bauerntugend; —
7 Mit Namen hieß es: „Heinrich Stillings Jugend.“

Das war die erste deutsche Dorfgeschichte!
Die hat mit Lied, mit Märchen und mit Sage,
Die hat in Einfalt und in eitler Schlichte
Das Gold im Volke treu geschürft zu Tage,
Die ließ mich schaun durch ihrer Meiler Schwelen
Im festen Umriß starke, muthge Seelen.

1 Nach diesem hat auch Pestalozz geschrieben
Von tüchtgen Herzen unter schlechtem Kittel:
Wie die Geringen hoffen, dulden, lieben —
„Lienhard und Gertrud“ ist des Buches Titel.
Oft las ich es — mit Augen, ach, die quollen! —
Nun ist es auch wohl, jenem gleich, verschollen!

Dann kam Brentano! Wie mit Blutestropfen
Schrieb der sein „Annerl“ in gewaltgen Zügen!
Der wußt' es wohl, wie niedre Herzen klopfen,
Und wie so heiß des Volkes Pulse fliegen,
Der warf zuerst aus grauer Bücherwolke
Den prächtgen Blitz, die Leidenschaft im Volke!

13 Drauf Immermann! Das war westphälisch Leben!
Da sitzt die Lisbeth bei den Hofeseichen;
Von seinen Knechten aber steht umgeben
Der Patriarch, der Hofschulz sonder Gleichen;
Ein Fels von Mann, ein gold- und eisenhaltger!
Ein jüngrer Ebert Stilling — nur gewaltger!

19 Als Fünfter nun gesellst du dich zu diesen,
Die treu geschildert einfach, kräftge Sitten;
Aus deines „Schwarzwalds“ tannendunkeln Wiesen
Mit seinen Kindern kommst du froh geschritten,
Und setzest ein das Tuchwamms und die Flechte
In ihre alten dichterischen Rechte!

Das ist ein Buch! Ich kann es dir nicht sagen
Wie michs gepackt hat recht in tiefer Seele;
Wie mir das Herz bei diesem Blatt geschlagen,
Und wie mir jenes zugeschnürt die Kehle;
Wie ich bei dem die Lippen hab gebissen
Und wieder dann hell-auf hab lachen müssen.

Das Alles aber ist dir nur gelungen,
Weil du dein Werk am Leben ließest reifen;

Was aus dem Leben frisch hervorgesprungen,
Wird, wie das Leben selber, auch ergreifen,
Und rechts und links mit Wonnen und mit Schmerzen
Sturmschritts erobern warme Menschenherzen!

So geht es dir, so ging es jenen Vieren,
Wie schön ihr dasteht in geschlossner Reihe,
Für ein Jahrhundert den Beweis zu führen,
Daß immer jung bleibt deutsche Sitt und Treue: —
Derb schaut mich an dasselbe Volksgesichte
Aus deinen Blättern wie aus Jungs Geschichte!

An Neckar, Ruhr, in Bayern, Schweiz und Siegen,
Ob hundert Jahre sich durchs Land auch drängten,
Dasselbe Antlitz mit denselben Zügen!
Und überall noch, was sie auch verhängten,
Gedrücktsein, Armuth, Kriegesnoth und Trubeln —
Dasselbe Lachen, Weinen, Zürnen, Jubeln!

O, das erhebt! Wer mag ihn unterdrücken,
Den Kern im Volk, den ewig tüchtgen, derben?
So laß uns frisch denn auf und vorwärts blicken,
Ein Keim, wie der, wird nimmermehr verderben;
Der fängt erst an, in Pracht sich zu entfalten,
Mag Gott die Hände segnend drüber halten.

In solcher Hoffnung biet ich dir die Rechte!
Wär ich der Schwarzwald, meine Wipfel ballt' ich
Und schüttelte der Aeste Wucht und brächte
Ein Ständchen dir, wildrauschend und gewaltig!
Ich hoff, er thuts! Mag dir auf weitern Flügen
Indeß mein Handschlag und mein Lied genügen!

---

92. Aus dem schlesischen Gebirge. (Glaubensbekennt

„Nun werden grün die Brombeerhecken;
Hier schon ein Veilchen — welch ein Fest!
Die Amsel sucht sich dürre Stecken,
Und auch der Buchfink baut sein Nest.
Der Schnee ist überall gewichen,
Die Koppe nur sieht weiß ins Thal;
Ich habe mich von Haus geschlichen,
Hier ist der Ort — ich wags ein Mal:
Rübezahl!

Hört ers? Ich seh ihm dreist entgegen!
Er ist nicht bös! Auf diesen Block
Will ich mein Leinwandpäckchen legen —
Es ist ein richtges volles Schock!
Und fein! Ja dafür kann ich stehen!
Kein bessres wird gewebt im Thal —
Er läßt sich immer noch nicht sehen!
Drum frischen Muthes noch ein Mal:
Rübezahl!

Kein Laut! — Ich bin ins Holz gegangen,
Daß er uns hilft in unsrer Noth!
O, meiner Mutter blasse Wangen —
Im ganzen Haus kein Stückchen Brot!
Der Vater schritt zum Markt mit Fluchen —
Fänd er auch Käufer nur einmal!
Ich wills mit Rübezahl versuchen —
Wo bleibt er nur? Zum dritten Mal:
Rübezahl!

Er half so Vielen schon vor Zeiten —
Großmutter hat mirs oft erzählt!
Ja, er ist gut den armen Leuten,
Die unverschuldet Elend quält!

So bin ich froh denn hergelaufen
Mit meiner richtgen Ellenzahl!
Ich will nicht betteln, will verkaufen!
O, daß er käme! Rübezahl!
Rübezahl!

Wenn dieses Päckchen ihm gefiele,
Vielleicht gar bät er mehr sich aus!
Das wär mir recht! Ach gar zu viele
Gleich schöne liegen noch zu Haus!
Die nähm er alle bis zum letzten!
Ach, fiel auf dies noch seine Wahl!
Da löst' ich ein selbst die versetzten —
Das wär ein Jubel! Rübezahl!
Rübezahl!

Dann trät ich froh ins kleine Zimmer
Und riefe: Vater, Geld genug!
Dann flucht' er nicht, dann sagt' er nimmer:
Ich web euch nur ein Hungertuch!
Dann lächelte die Mutter wieder
Und tischt' uns auf ein reichlich Mahl;
Dann jauchzten meine kleinen Brüder —
O käm, o käm er! Rübezahl!
Rübezahl!"

So rief der dreizehnjährge Knabe;
So stand und rief er matt und bleich.
Umsonst! Nur dann und wann ein Rabe
Flog durch des Gnomen altes Reich.
So stand und paßt' er Stund auf Stunde,
Bis, daß es dunkel ward im Thal,
Und er halblaut mit zuckendem Munde,
Ausrief durch Thränen noch ein Mal:
Rübezahl!

Dann ließ er still das buschige Fleckchen,
Und zitterte und lallte: Hu!
Und schritt mit seinem Leinwandpäckchen
Dem Jammer seiner Heimat zu.
Oft ruht' er aus auf moosgen Steinen
Matt von der Bürde, die er trug.
Ich glaub, sein Vater webt dem Kleinen
Zum Hunger- bald das Leichentuch! —
— Rübezahl!

---

93. Prinz Eugen, der edle Ritter.

Zelte, Posten, Werda-Rufer!
Lustge Nacht am Donauufer!
Pferde stehn im Kreis umher
Angebunden an den Pflöcken;
An den engen Sattelböcken
Hangen Karabiner schwer.

Um das Feuer auf der Erde,
Vor den Hufen seiner Pferde
Liegt das östreichsche Piquet *).
Auf dem Mantel liegt ein Jeder,
Von den Tschako's weht die Feder
Lieutnant würfelt und Kornet *).

Neben seinem müden Schecken
Ruht auf einer wollnen Decken
Der Trompeter ganz allein:
„Laßt die Knöchel, laßt die Karten!
Kaiserliche Feldstandarten
Wird ein Reiterlied erfreun!

---

*) Feldwache. — **) Fahnenträger bei der Reiterei.

Vor acht Tagen die Affaire
Hab ich, zu Nutz dem ganzen Heere,
In gehörgen Reim gebracht;
Selber auch gesetzt die Noten,
Drum, ihr Weißen, und ihr Rothen!
Merket auf und gebet Acht!"

Und er singt die neue Weise
Einmal, zweimal, dreimal leise
Denen Reitersleuten vor;
Und wie er zum letzten Male
Endet, bricht mit einem Male
Los der volle, kräftge Chor:

„Prinz Eugen, der edle Ritter!"
Hei, das klang wie Ungewitter
Weit ins Türkenlager hin.
Der Trompeter thät den Schnurrbart streichen
Und sich auf die Seite schleichen
Zu der Marketenderin.

---

94. Der Blumen Rache.

Auf des Lagers weichem Kissen
Ruht die Jungfrau schlafbefangen,
Tiefgesenkt die braune Wimper,
Purpur auf den heißen Wangen.

Schimmernd auf dem Binsenstuhle
Steht der Kelch, der reichgeschmückte,
Und im Kelche prangen Blumen,
Duftge, bunte, frischgepflückte.

Brütend hat sich dumpfe Schwüle
Durch das Kämmerlein ergossen,
Denn der Sommer scheucht die Kühle,
Und die Fenster sind verschlossen.

Stille rings und tiefes Schweigen!
Plötzlich, horch! ein leises Flüstern!
In den Blumen, in den Zweigen
Lispelt es und rauscht es lüstern.

Aus den Blütenkelchen schweben
Geistergleiche Duftgebilde;
Ihre Kleider zarte Nebel,
Kronen tragen sie und Schilde.

Aus dem Purpurschoß der Rose
Hebt sich eine schlanke Frau;
Ihre Locken flattern lose,
Perlen blitzen drin, wie Thau.

Aus dem Helm des Eisenhutes
Mit dem dunkelgrünen Laube
Tritt ein Ritter keckem Muthes;
Schwert erglänzt und Pickelhaube.

Auf der Haube nickt die Feder
Von dem silbergrauen Reiher.
Aus der Lilie schwankt ein Mädchen;
Dünn, wie Spinnweb, ist ihr Schleier.

Aus dem Kelch des Türkenbundes
Kommt ein Neger stolz gezogen;
Licht auf seinem grünen Turban
Glüht des Halbmonds goldner Bogen.

Prangend aus der Kaiserkrone
Schreitet kühn ein Scepterträger;
Aus der blauen Iris folgen
Schwertbewaffnet seine Jäger.

Aus den Blättern der Narzisse
Schwebt ein Knab mit düstern Blicken,
Tritt ans Bett, um heiße Küsse
Auf des Mädchens Mund zu drücken.

Doch ums Lager drehn und schwingen
Sich die Geister wild im Kreise;
Drehn und schwingen sich und singen
Der Entschlafnen diese Weise:

„Mädchen, Mädchen! von der Erde
Hast du grausam uns gerissen,
Daß wir in der bunten Scherbe
Schmachten, welken, sterben müssen!

O, wie ruhten wir so selig
An der Erde Mutterbrüsten,
Wo, durch grüne Wipfel brechend,
Sonnenstrahlen heiß uns küßten;

Wo uns Lenzeslüfte kühlten,
Unsre schwanken Stengel beugend;
Wo wir Nachts als Elfen spielten,
Unserm Blätterhaus entsteigend.

Hell umfloß uns Thau und Regen;
Jetzt umgibt uns trübe Lache;
Wir verblühn, doch eh wir sterben,
Mädchen! trifft dich unsre Rache!

Der Gesang verstummt; sie neigen
Sich zu der Entschlafnen nieder.
Mit dem alten, dumpfen Schweigen
Kehrt das leise Flüstern wieder.

Welch ein Rauschen, welch ein Raunen!
Wie des Mädchens Wangen glühen!
Wie die Geister es anhauchen!
Wie die Düfte wallend ziehen!

Da begrüßt der Sonne Funkeln
Das Gemach; die Schemen weichen.
Auf des Lagers Kissen schlummert
Kalt die Lieblichste der Leichen.

Eine welke Blume selber,
Noch die Wange sanft geröthet,
Ruht sie bei den welken Schwestern, —
Blumenduft hat sie getödtet!

---

95. Ruhe in der Geliebten. (Zwischen den Garben.)

So laß mich sitzen ohne Ende,
So laß mich sitzen für und für!
Leg deine beiden frommen Hände
Auf die erhitzte Stirne mir!
Auf meinen Knien, zu deinen Füßen,
Da laß mich ruhn in trunkner Lust;
Laß mich das Auge selig schließen
In deinem Arm, an deiner Brust!

Laß es mich öffnen nur dem Schimmer,
Der deines wunderbar erhellt;
In dem ich raste nun für immer,
O du, mein Leben, meine Welt!
Laß es mich öffnen nur der Thräne,
Die brennend heiß sich ihm entringt;
Die hell und lustig, eh ichs wähne,
Durch die geschlossne Wimper springt!

So bin ich fromm, so bin ich stille,
So bin ich sanft, so bin ich gut!
Ich habe dich, das ist die Fülle!
Ich habe dich, mein Wünschen ruht!
Dein Arm ist meiner Unrast Wiege,
Vom Mohn der Liebe süß umglüht;
Und jeder deiner Athemzüge
Haucht mir ins Herz ein Schlummerlied!

Frei zu mir und diesen wird er treten,
Auch ein Todter für das Vaterland!
Auch ein Licht, zu dem in Sturmesnöthen
Deutsche Männer heben Herz und Hand!

O, wie stolz dann wird der Müde rasten,
Freilich — dann erst! Bete, daß er stirbt.
Bete Kind! Ich kenne die Dynasten,
Deren Willkür seine Kraft zermürbt!

Ihn ins Enge, mich vorbem ins Weite,
Trieb derselbe finstre Herrscherstamm;
Sagten dir nicht eher schon die Leute,
Daß der Seume nach Neuschottland schwamm?

Drum, so fleh, daß bald mit grünen Spitzen
Gras der Lahn um einen Hügel kost!
Neben Hutten soll dein Vater sitzen —
Tochter Jordans, bet und sei getrost!

---

91. **Dorfgeschichten.** (An Berthold Auerbach.)

Als Knabe schon von Berg und Hüttenmännern
Hab ich entzückt ein kleines Buch gelesen;
Es führte mich zu frommen Kohlenbrennern
Und ist ein herzigs kleines Buch gewesen,
Ein rechter Spiegel alter Bauerntugend; —
7 Mit Namen hieß es: „Heinrich Stillings Jugend.“

Das war die erste deutsche Dorfgeschichte!
Die hat mit Lied, mit Märchen und mit Sage,
Die hat in Einfalt und in eitler Schlichte
Das Gold im Volke treu geschürft zu Tage,
Die ließ mich schaun durch ihrer Meiler Schwelen
Im festen Umriß starke, muthge Seelen.

Dann kniest du nieder an der Gruft
Und birgst die Augen trüb und naß
— Sie sehn den Andern nimmermehr —
Ins lange, feuchte Kirchhofgras,

Und sprichst: „O schau auf mich herab,
Der hier an deinem Grabe weint;
Vergib, daß ich gekränkt dich hab,
O Gott, es war nicht bös gemeint.“

Er aber sieht und hört dich nicht!
Kommt nicht, daß du ihn froh empfängst,
Der Mund, der oft dich küßte, spricht
Nie wieder: „Ich vergab dir längst!“

Er thats, vergab dir lange schon,
Doch manche heiße Thräne fiel
Um dich und um dein herbes Wort,
Doch still — er ruht, und ist am Ziel.

O lieb, so lang du lieben kannst,
O lieb, so lang du lieben magst,
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst.

Emanuel Geibel.

Ich habe nie nach Gunst gerungen;
Ich sang allein was ich gemußt!

Was ich bin und weiß, dem verständigen Norden
verdank ichs;
Doch das Geheimniß der Form hat mich der Süden
gelehrt.
E. Geibel.

Emanuel Geibel wurde am 18. Oktober 1815 in Lübeck geboren. Er ist der dritte Sohn eines reformirten Geistlichen, besuchte das treffliche Gymnasium seiner Vaterstadt und ging in seinem 20ten Jahre auf die Hochschule in Bonn, um daselbst Theologie und Philologie zu studiren. In der Ueberzeugung, daß beide Wissenschaften nur sehr schwierig zu vereinigen seien, gab er bald die Theologie auf und beschäftigte sich hauptsächlich mit der schönen Literatur und dem Studium der Alten. 1836 bezog er die Universität Berlin, ward dort mit Chamisso, J. E. Hitzig, v. Gaudy, Frz. Kugler 2c. bekannt und geistig von ihnen angeregt. Durch den deutschen Musenalmanach, den Chamisso damals gemeinschaftlich mit G. Schwab herausgab, wurde Geibel als Dichter ins Publikum eingeführt und dieses zollte den Poesieen des jungen Sängers reichen und dauernden Beifall. Noch war er nicht volle 3 Jahre auf der Hochschule, als ihm durch freundliche Vermittlung Savignys und des Barons Sina in Wien die Stelle eines Erziehers der Kinder des russischen Gesandten, Fürsten Katakazi, in Athen angetragen wurde. Geibel, der schon lange

große Sehnsucht nach dem Süden und namentlich nach Griechenlands klassischem Boden zeigte, willigte eiligst ein, verließ im März 1838 Berlin, reiste durch Süddeutschland und die Lombardei, absichtlich nicht sehr schnell, nach Griechenland und kam im Juni in Athen an. Im ersten Jahre daselbst war seine Stellung für seine wissenschaftlichen und poetischen Arbeiten wenig günstig; durch gütliche Uebereinkunft jedoch wurde sie später eine fast ganz unabhängige und Geibel konnte sich nun nach Wunsch den sprachlichen und poetischen Studien völlig hingeben. Außer Griechenlands altklassischen Dichtern (Homer, Aeschylus, Sophokles) wählte er sich unter den Deutschen vorzugsweise Goethe und Platen, die durch die Ruhe, das Maß der Kunst und durch die Vollendung der Form so schön mit den Herrlichkeiten des Südens stimmten. Von Athen aus machte Geibel öfters Reisen, auch besuchte er mit seinem Freunde und ehemaligen Schulgenossen Ernst Curtius die Cykladen, eine höchst fruchtbare Insel im griechischen Archipel. Das waren schöne und für seine geistige Entwicklung sehr erfolgreiche Tage, indem er an Uebersetzungen altgriechischer Dichter arbeitete.

Im Sommer 1840 kehrte Geibel wieder in sein Vaterland zurück und gab in Berlin den Band seiner „Gedichte“ heraus — deren erste Sammlung bei dem Brande einer Druckerei zu Grunde gegangen sein soll, — die sich so erstaunlich schnell Eingang im Volke verschafften, daß bis jetzt schon zwanzig sehr starke Auflagen nöthig wurden. In seinem elterlichen Hause suchte nun der Dichter den in Griechenland gesammelten Stoff theilweise zu verarbeiten; gleichzeitig wendete er sich aber auch zum Studium der spanischen und italischen Literatur. Ein hessischer Edelmann, der Baron Karl von der Malsburg — Bruder des Uebersetzers von „Calderon“ und „Lope de Vega“ — lud ihn ein zu einem längern Besuche auf seinem Gute Escheberg bei Cassel. Freudig nahm Geibel die Einladung seines väterlichen Freundes an; er ging im Vorsommer 1841 nach Escheberg, hielt sich daselbst ein volles Jahr als willkommener Gast auf und hatte die gute Bibliothek spanischer und italischer Bücher des Barons zu freiester Benutzung.

Hier übersetzte er fleißig aus dem Spanischen, dichtete seine „Zeitstimmen“ und seine Tragödie: „König Roderich“. Dieses Trauerspiel ist Geibels erster dramatischer Versuch. Die Sprache ist edel und mitunter künstlerisch vollendet; aber das tragische Motiv des an sich großartigen Stoffes ist verfehlt; denn das unerbittliche Schicksal wird auf eine höchst gezwungene Weise hereingezogen und der Dichter bestrebt sich, die antike Schicksalstragödie mit der modernen Charaktertragödie zu vereinigen. Obwohl die Behandlung des Stoffs keine unbedingt glückliche ist und Geibel selbst diese Dichtung ein „Jünglingswerk“ nennt, dem noch „viel gebricht“, so hat doch der Dichter die höchste Ansicht von der Bühne und dem Trauerspiel, indem er sagt:

„Es sei die Bühne, was dereinst sie war,
Ein Heiligthum; es sei das Trauerspiel,
Ein dunkler Spiegel drin zum Bild gefaßt
Das ewige Gesetz des Weltengangs
Gestaltenvoll dem Volk sich offenbart.
Drum wolle Keiner, der in Zeit und Vorzeit
Des Gottes mächtges Schreiten nie vernahm
Und nicht die Sühnung kennt und nicht das Maß,
Hier Priester sein. Und wer zu opfern kommt
Sei reines Sinns und nahe sich in Ehrfurcht
Der ernsten Muse, der Gewaltigen,
Die hoch herwandelnd That und Missethat
Der Sterblichen in erzner Schale wägt.“

Von Escheberg begab sich Geibel wieder nach Lübeck. Hier machte er einen Band „Spanischer Volkslieder und Romanzen“ druckfertig. Um das Neujahr 1843 war er mit der Herausgabe der 2ten Auflage seiner „Gedichte“ und „Zeitstimmen“ beschäftigt, als ihn die Nachricht freudig überraschte, daß ihm der König von Preußen, der die Kunst und ihren Jünger ehren wollte, einen Jahrgehalt von 300 Thlrn. ausgesetzt habe. Befreit von der schlimmsten Musestörerin, der Sorge, ging Geibel vergnügt nach St. Goar zu Freiligrath. Rasch verflog ihm hier die schöne

Sommerzeit. Als blauen Scheins die Traube dunkelte, das Laub sich gelber färbte und der Kranich von dannen zog, da zog auch der Dichter wieder, selbst ein Wandervogel, davon und sang:

„Fahr wohl! Von Wallnußbäumen
Umrauscht, mein St. Goar;
Das war ein süßes Träumen
In deinem Schoß fürwahr! 2c.“

Den folgenden Winter verbrachte Geibel in Stuttgart und Weinsberg, das Jahr 1844 aber in Lübeck, Hannover und Schlesien (bei dem Dichter Grafen Strachwitz) und das folgende [illegible]eise wieder in Hannover und dem Klosterorte Ilefeld im Harz. Alsdann lebte er abwechselnd in Berlin, Lübeck und Hamburg und auch gegenwärtig wohnt er in Lübeck. Im Sommer 1846 schrieb er für Felix Mendelssohn Bartholdy die romantische Oper: „Lorelei“, deren Composition der gefeierte Künstler unmittelbar nach Vollendung seines geistlichen Singstücks (Oratoriums) „Elias“ begann. Der erste Akt war bereits in Musik gesetzt, als ein allzufrüher Tod uns den genialen Mendelssohn (4. Nov. 1847) entriß. Geibel wollte dem großen Tondichter einen letzten Ehrenkranz aufs Grab legen und widmete ihm deßhalb ein Gedicht. In den letzten Jahren beschäftigte sich Geibel mit größern dramatischen Arbeiten, die aber bis jetzt nur seinen vertrautesten Freunden bekannt wurden. Auch wendete sich sein poetischer Genius wieder mehr dem öffentlichen Leben zu und zeigte sich wach für die Stimmen der Zeit. Zu Anfang des Jahres 1846 erschien das kleine Epos: „König Sigurds Brautfahrt“, wovon schon nach wenigen Monaten eine zweite Auflage gedruckt werden mußte. Das Epos ist im wohlklingenden und gewandten Nibelungenversmaße gedichtet und bekundet ebenfalls Geibels Dichtergröße. König Sigurd will die schöne Alfsonne minnen, die ihn aber verschmäht. Sigurd kommt mit seinen Recken; Alf und Ereck vertheidigen ihre Schwester Alfsonne und werden mit ihren Mannen erschlagen. Alfsonne trinkt Gift und als Sigurd sie zur Hochzeit haben will, bringt man ihm ihre schöne Leiche entgegen, die er, nebst seinen erschlagenen Recken,

auf das prächtig ausgerüstete Hochzeitsschiff tragen läßt. Er stößt vom Strande, steuert in die offne See und verbrennt sich und das stolze Schiff.

Im Herbste 1846 erschienen „Zwölf Sonette", die schleswigholsteinische Sache betreffend. Sie sind durchdrungen von echtdeutschem Geiste, erfüllt mit Kraft und Macht, fester Zuversicht und freudiger Hoffnung. Ein solcher Sonettenklang wurde seit den Rückertschen „geharnischten Sonetten" in Deutschland nicht mehr gehört. Sie stehen da als künstlerisch vollendete, wie in Erz gegossene, aber von göttlichem Odem belebte Gestalten; denn der ihnen den Leib geschaffen, wußte ihnen auch die Seele zu geben. Der Schluß des Jahres 1847 brachte einen zweiten Band Geibelscher Gedichte unter dem Titel: „Juniuslieder", worin auch Alles enthalten, was Geibel in der letzten Zeit Lyrisches und Episches dichtete. König Sigurds Brautfahrt, die Sonette für Schleswig-Holstein und Einiges aus den Zeitstimmen finden wir gleichfalls darin abgedruckt.

Kein einziger Dichter hat sich so rasch Eingang im Volke verschafft wie Geibel, was gewiß ein schönes Zeugniß für seine Poesieen ist, indem sie aus dem Herzen und zum Herzen dringen. Er ist vorzugsweise Lyriker und hat namentlich im Liede eine Meisterschaft bekundet, die ihn würdig macht, neben den besten Liederdichtern aller Zeit zu stehen; so daß wir wohl mit Schiller sagen dürfen:

„Ihm schenkte des Gesanges Gabe,
Der Lieder süßen Mund Apoll."

Was zeichnet nun die Dichtungen des hanseatischen Sängers, „dessen Herz es bedarf zu lieben und zu glauben", so vortheilhaft vor den lyrischen Erzeugnissen andrer sangesrühriger Dichter aus? Es ist die Klarheit des Gedankens, die Reinheit und der Adel der Gesinnung, die Lauterkeit, wohlthuende Wärme, frische Unmittelbarkeit und schöne Innigkeit des Gefühls, die echte, mildchristliche Frömmigkeit, reine Glaubenszuversicht und feste Hoffnung, die wonnigsüße, herzinnige Liebe, der Wohlklang der Sprache, die Schönheit der Form, wie die Ruhe und das Maß

der Kunst in Allem, die kindlichreine Freude an der Natur, die lindklagende, süße Wehmuth, wie der Ernst und die Heiterkeit des Lebens, vor Allem aber die Fülle der Melodie in gemessenem Klange, der leichte Silbenfall, die Sangbarkeit der Verse und überhaupt alle Elemente, die der Poesie das Gepräge des echten Herzens- und Volksliedes geben. Die Musik, diese liebliche, tonreiche Schwester der Poesie, hat daher so manchem klangvollem Liede Geibels ihre ganze Gunst zugewandt, indem die Tonsetzer darin auch das rechte musikalische Wort für die Melod[illegible] in ihrem Innern gefunden haben. Außer Goethe, Uhland[illegible]. Müller, Rob. Reinick, H. Heine und Just. Kerner hat kei[illegible]er Lieder gedichtet, die, wie die Geibelschen, klassische Muster sind und so mächtig zum Gesange herausfordern, daß man sie beim Lesen auch gleich singen möchte, und Sangbarkeit ist doch der wahre Prüfstein für das echte Lied. Ganz von Melodie getragen und unwiderlegbar schön sind namentlich: „Spielmannslied", „Gute Nacht", „Der Knabe mit dem Wunderhorn", „O stille dies Verlangen", „Viel tausend Küsse gib", „Der Mai ist gekommen", „Der Zigeunerbube im Norden", „Scheiden und Leiden", „Wenn sich zwei Herzen scheiden", „Es rauscht das rothe Laub zu meinen Füßen", „Sehnsucht", „Die stille Wasserrose", ꝛc. Da ist kein Gewimmer über eingebildetes Herzeleid, kein mondscheintrunkner Liebestaumel, keine Blasirtheit und moderne Zerrissenheit, kein greller Uebersprung von der idealen Höhe der Kunst in die Tiefen der Gemeinheit! Alles ist einfach, anspruchslos, natürlich und doch von wahrhaft bezaubernder Wirkung. Manche, wie z. B. das einfache, herzinnige Lied: „Rühret nicht daran" und das zur frommen Andacht stimmende: „Ave Maria" oder „Abendfeier in Venedig" sind gelungen ins Englische übersetzt. Das herrliche „Minnelied" hat den Rhythmus wie der Choral: „Wie wohl ist mir o Freund der Seelen". Von mächtig schöner Wirkung ist das zum Gebet und zur Wachsamkeit aufrufende „Thürmerlied", welches nach dem bekannten vortrefflichen

Kirchenlied: „Wachet auf! ruft uns die Stimme! rc." von Phil. Nicolai, gedichtet ist. Die „junge Nonne" ist in volksthümlicher Einfachheit tiefergreifend. „Platens Vermächtniß" ist ein ehrendes Denkmal des kühnen Sprachbewältigers und lange verkannten Dichters. Im „Zigeunerleben" ist das düstere, trostlose Treiben und das unheimliche Wesen der weltflüchtigen Zigeuner gemalt, die überall und nirgends zu Hause sind. — Geibel ist ein Mann, der sich und die Zeichen der Zeit versteht und in „Barbarossas Erwachen" ein wohlgetroffenes Bild der Gegenwart gezeichnet hat. Die „Juniuslieder" zeigen deutlich, daß dem Sänger im Junius oder Vorsommer seines Lebens die erhabene, ernstgewaltige Muse nicht minder hold blieb, als ihm im Wonnemond der Liebe und Jugend die sanftlächelnden Grazien es waren. Seine Lieder sind wie duftiger Wein, dessen Blume Friede und Lust der Minne ist und bleiben soll; er singt sie, daß sie wie aus der „Nachtigallen Kehle im Silberton hinperlend quillen" und die Herzen aller Hörer zwingen. In seinen politischen Gesängen und Zeitgedichten bleibt Geibel der edeln Himmelstochter, der heiligen Freiheit, getreu und dient nie dem „wilden Weib, im blutigen, aufgeschürzten Kleide". Er hält sich zum Banner der Freiheit, haßt die Despoten, mehr aber den Pöbel, der sich den rothen zerfetzten Königsmantel umgeschlagen. „Zu bauen, zu bilden, zu versöhnen" dünkt ihm ein besseres Amt als Niederreißen und Zerstören. Deutschlands Größe, Macht und Einheit gehen ihm über Alles. „Ein Lied am Rhein", „Protestlied für Schleswig-Holstein", die „Sonette für Schleswig-Holstein" und andere Gedichte beweisen dies. Seine Muse fröhnt nicht in den wilden Tagen den wilden Trieben der Menge und der Sänger geht unbeirrt und unbekümmert um den niedern Preis des Marktes durch die aufgeregte Masse:

„Denn nicht verwechseln läßt sich nach Belieben,
Wofür begeistert eine Brust geschlagen;
Und was ein Gott mich lehrt im Herzen tragen,
Das kann mit meinem Herzen nur zerstieben.

Behagt mein Lied euch nicht, so laßt mich gehen
Und horcht den Weisen Andrer, die geschwinde
Nach eurer flüchtgen Gunst den Mantel drehen.

Ich singe dann den Wäldern und dem Winde,
Den lichten Sternen über blauen Seen;
Doch kann ich singen nur, was ich empfinde".

Sehr charakteristisch für Geibel ist auch folgende Strophe:

„So helfe Gott mir, daß ich walte
Getreu des Pfundes, das mir ward,
Daß ich getreu am Banner halte
Der deutschen Ehre, Zucht und Art.
Fern von dem Schwarm, der unbesonnen
Altar und Herz in Trümmern schlägt,
Quillt mir der Dichtung heilger Bronnen
Am Felsen, der die Kirche trägt."

Geibel hat sich über den geistig unfreien Standpunkt bloßer politischer Tendenzdichtung ins Reich der freien Menschlichkeit erhoben. Die Folge davon war, daß die zerstörungssüchtigen, blut- und rachedürstigen Poeten des Tages und die hochgepriesenen Bannerträger der Zeit seinen ehrenhaften, deutschen Sinn und männlichen Charakter zu verdächtigen und zu schmähen suchten, weil er nicht in die Lärmposaune stieß, sondern ernst und würdig mit der Klarheit und Festigkeit eines deutschen Mannes, als ein Herold der neuen Zeit und neuen Freiheit mit Klang und Schall voranzuschreiten wagte. G. Herwegh, den er wegen seiner schwertesscharfen, glockentönigen Lieder schon 1842 in die Schranken gewiesen, dichtete gegen ihn und Freiligrath das: „Duett der Pensionirten" und nun drangen die reimklingelnden, unpoetischen Dichterlinge und überzeugungslosen, neidischen Kritiker von allen Seiten auf den braven Sänger ein; allein den sichern Platz, den er sich in dem Herzen des deutschen Volkes erobert hat, werden sie ihm durch keinerlei grundlose Anfeindungen je entreißen.

Hören wir nun zum Schlusse noch eine achtbare kritische Stimme (K. Gödeke), die das bisher Gesagte bestätigt und ergänzt: „Geibel trat als fertige Erscheinung, ohne polemischen Charakter, aber ganz und entschieden, durch seine Gedichte selbst für die menschliche Berechtigung der Poesie auf und führte, indem er die ewigen Stimmen des menschlichen Herzens wieder laut werden ließ, die Begeistrung in die jugendlichen Gemüther zurück, deren sie auf die Dauer nicht entbehren können. Seit Schiller war kein Dichter so voll Seele gewesen, keiner so heiß geliebt, wie Geibel. Sein persönliches Wesen gab seiner dichterischen Persönlichkeit erst die rechte und volle Bedeutung. — In seinen Liedern ist ein ganzer voller Mensch mit gleichmäßiger Anstrengung aller Seelenkräfte thätig, wie es bei Klopstock, Schiller und Platen der Fall war; nichts Gemachtes, nichts Erzwungenes; Alles, der Schmerz, wie die Lust, kommt tief aus vollem innersten Gemüthe und in so vollendeter Form, daß Nichts müssig, Nichts zu wenig daran ist. Lieder der Liebe, wie die Geibelschen, hatte die Poesie seit Jahrhunderten in Deutschland nicht geschaffen, und neben diesen Liedern standen Gedichte voll so unergründlicher und klarer Tiefe, daß der ernsteste Mann, dessen Gemüth noch durch einen poetischen Hauch zu erwarmen ist, sich daran erfrischen mochte. Diese in sich einige Dichtererscheinung, voll Kraft des Mannes und Weichheit des Jünglings, an die Troubadours mahnend, die in Kampf und Gesang ihr Leben führten, mußte in einer Zeit, wo die Halbheit und Roheit Alles zu überragen drohten, des tiefsten Erfolges sicher sein. Und der Erfolg ist gekommen, trotz aller Anfeindungen der politischen Parteien und der Neider, die einen Charakter verurtheilen, ohne ihn kennen gelernt zu haben. Geibels Gedichte haben die Stürme des Jahres 1848 überdauert, in denen so viel Ruhm erbleicht, so viel Liebe erkaltet ist. Die Literatur wird diese Feuerprobe nicht vergessen.“ —

Schriften: Gedichte. Berlin 1840. Zwanzigste Auflage 1850. — Zeitstimmen. Lübeck 1841 und öfter. — Spanische Volkslieder und Romanzen. Berlin 1843. — König Roderich. Stuttgart 1841. — König Sigurds Brautfahrt, eine nordische Sage. Berlin 1846 ꝛc. — Zwölf Sonetten. Lübeck 1846. — Auf Felix Mendelssohn-Bartholdys Tod. Hamburg 1847. — Juniuslieder. Stuttgart 1848. Vierte Auflage 1850.

97. Die Wasserrose.

Die stille Wasserrose
Steigt aus dem blauen See,
Die Blätter flimmern und blitzen,
Der Kelch ist weiß, wie Schnee.

Da gießt der Mond vom Himmel
All seinen goldnen Schein,
Gießt alle seine Strahlen
In ihren Schoß hinein.

Im Wasser um die Blume
Kreiset ein weißer Schwan,
Er singt so süß, so leise
Und schaut die Blumen an.

Er singt so süß, so leise
Und will im Singen vergehn —
O Blume, weiße Blume,
Kannst du das Lied verstehn?

98. Wenn sich zwei Herzen scheiden ꝛc.

Wenn sich zwei Herzen scheiden,
Die sich dereinst geliebt,
Das ist ein großes Leiden,
Wie's größeres nimmer gibt.

Und singt den Wolkenlämmern
Ein Lied zur guten Nacht;
Und wie er singt so leise,
Da bringt vom Sternenkreise
Der Schall ins Ohr mir sacht.
Schlafet in Ruh, schlafet in Ruh!
Vorüber der Tag und sein Schall,
Die Liebe Gottes deckt euch zu
Allüberall.

Nun suchen in den Zweigen
Ihr Nest die Vögelein,
Die Halm' und Blumen neigen
Das Haupt im Mondenschein,
Und selbst des Mühlrads Wellen
Lassen das wilde Schwellen
Und schlummern murmelnd ein.
Schlafet in Ruh ꝛc.

Von Thür zu Thüre wallet,
Der Traum, ein lieber Gast,
Das Harfenspiel verhallet
Im schimmernden Palast.
Im Nachen schläft der Ferge,
Die Hirten auf dem Berge
Halten ums Feuer Rast.
Schlafet in Ruh ꝛc.

Und wie nun alle Kerzen
Verlöschen durch die Nacht,
Da schweigen auch die Schmerzen,
Die Sonn und Tag gebracht;
Lind säuseln die Cypressen,
Ein selʼges Vergessen
Durchweht die Lüfte sacht.
Schlafet in Ruh ꝛc.

100. Sind die Sterne fromme Lämmer 2c.

Sind die Sterne fromme Lämmer,
Die, wenn fern die Sonne scheidet,
Auf den blauen Himmelsfluren
Still die Nacht, die Hirtin, weidet?

Oder sind es Silber-Lilien,
Die den reinen Kelch erschließen
Und des Schlummerduftes Wogen
Durch die müde Welt ergießen?

Oder sind es lichte Kerzen,
Die am Hochaltare funkeln,
Wenn der weite Dom der Lüfte
Sich erfüllt mit heilgen Dunkeln?

Nein! Es sind die Silberlettern
Drin ein Engel uns von Lieben
In das blaue Buch des Himmels
Tausend Lieder aufgeschrieben.

---

101. April.

Du feuchter Frühlingsabend,
Wie hab ich dich so gern —
Der Himmel wolkenverhangen,
Nur hier und da ein Stern.

Wie leiser Liebesodem
Hauchet so lau die Luft,
Es steigt aus allen Thalen
Ein warmer Veilchenduft.

Ich möcht' ein Leid ersinnen,
Das diesem Abend gleich;
Und kann den Klang nicht finden
So dunkel, mild und weich.

---

102. Es rauscht das rothe Laub rc.

Es rauscht das rothe Laub zu meinen Füßen,
Doch wenn es wieder grünt, wo weil ich dann?
Wo werden mich die ersten Schwalben grüßen?
Ach ferne, fern der Süßen,
Und nimmer bin ich mehr ein froher Mann.

Sonst sang ich stets durch Flur und Bergeshalde
Im braunen Herbst, in flocker Winterzeit:
„O schöner Frühling, komm zu deinem Walde,
Komme balde, balde, balde!"
Nun sing ich: „Schöner Frühling bleibe weit!"

Umsonst! Wie jetzt sich Haid und Forst entkleiden,
So blühn sie neu; was kümmert sie mein Lied!
Das Veilchen kommt, ich muß es eben leiden,
Muß wandern und muß scheiden,
Doch o! — wie soll ich leben, wenn ich schied!

---

103. Mein Herz ist wie die dunkle Nacht.

Mein Herz ist wie die dunkle Nacht,
Wenn alle Wipfel rauschen;
Da steigt der Mond in voller Pracht
Aus Wolken sacht —
Und sieh, der Wald verstummt in tiefem Lauschen.

Der Mond, der helle Mond bist du;
Aus deiner Liebesfülle
Wirf einen, einen Blick mir zu
Voll Himmelsruh —
Und sieh, dies ungestüme Herz wird stille.

---

104. Sehnsucht.

Ich blick in mein Herz und ich blick in die Welt,
Bis vom schwimmenden Auge die Thräne mir fällt;
Wohl leuchtet die Ferne mit goldenem Licht,
Doch hält mich der Nord — ich erreiche sie nicht —
O die Schranken so eng und die Welt so weit
Und so flüchtig die Zeit!

Ich weiß ein Land, wo aus sonnigem Grün
Um versunkne Tempel die Trauben blühn,
Wo die purpurne Woge das Ufer beschäumt
Und von kommenden Sängern der Lorbeer träumt,
Fern lockt es und winkt dem verlangenden Sinn
Und ich kann nicht hin.

O hätt' ich Flügel, durchs Blau der Luft
Wie wollt ich baden im Sonnenduft!
Doch umsonst! Und Stunde auf Stunde entflieht —
Vertraure die Jugend — begrabe das Lied —
O die Schranken so eng und die Welt so weit
Und so flüchtig die Zeit!

---

105. Rühret nicht daran!

Wo still ein Herz von Liebe glüht,
O rühret, rühret nicht daran;
Den Gottesfunken löscht nicht aus —
Fürwahr, es ist nicht wohlgethan.

Wenns irgend auf dem Erdenrund
Ein unentweihtes Plätzchen gibt,
So ists ein junges Menschenherz,
Das fromm zum ersten Male liebt.

O gönnet ihm den Frühlingstraum,
In dems voll rosger Blüten steht;
Ihr wißt nicht, welch ein Paradies
Mit diesem Traum verloren geht.

Es brach schon manch ein starkes Herz,
Da man sein Lieben ihm entriß,
Und manches duldend wandte sich
Und ward voll Haß und Finsterniß;

Und manches, das sich blutend schloß,
Schrie laut nach Lust in seiner Noth
Und warf sich in den Staub der Welt;
Der schöne Gott in ihm war todt.

Dann weint ihr wohl und klagt euch an,
Doch keine Thräne heißer Reu
Macht eine welke Rose blühn,
Erweckt ein todtes Herz aufs Neu.

---

106. O stille dies Verlangen!

O stille dies Verlangen,
Stille die süße Pein!
Zu seligem Umfangen
Laß den Geliebten ein.
Schon liegt die Welt im Traume,
Blühet die duftige Nacht,
Der Mond im blauen Raume
Hält für die Liebe Wacht.

Wo Zwei sich treu umfangen,
Da gibt er den holdesten Schein —
O stille dies Verlangen,
Laß den Geliebten ein!

Du bist das süße Feuer,
Das mir am Herzen zehrt;
Lüfte, lüfte den Schleier,
Der nun so lang mir wehrt;
Laß mich vom rosgen Munde
Küssen die Seele dir,
Aus meines Busens Grunde
Nimm meine Seele dafür —
O stille dies Verlangen,
Stille die süße Pein,
Zu seligem Umfangen
Laß den Geliebten ein!

Die goldnen Sterne grüßen
So klar vom Himmelszelt,
Es geht ein Wehn und Küssen
Heimlich durch alle Welt;
Die Blumen selber neigen
Sehnsüchtig einander sich zu;
Die Nachtigall singt in den Zweigen —
Träume, liebe auch du!
O stille dies Verlangen,
Laß den Geliebten ein!
Von Lieb und Traum umfangen
Wollen wir selig sein.

107. Viel tausend, tausend Küsse gib ꝛc.

Viel tausend, tausend Küsse gib,
Süß Liebchen mir beim Scheiden,
Viel tausend Küsse, süßes Lieb,
Geb ich zurück mit Freuden!

Was ist die Welt doch gar ohn End
Mit ihren Bergen und Meeren,
Daß sie zwei treue Herzen trennt,
Die gut beisammen wären!

Ich wollt', ich wär ein Vögelein,
Da flög ich hoch im Winde
Alle Nacht, alle Nacht im Mondenschein
Zu meinem blonden Kinde.

Und fänd ich sie betrübt zum Tod,
Da wollt' ich mit ihr klagen,
Doch fänd ich mein Röslein frisch und roth,
Wie wollt' ich jauchzen und schlagen!

Wie wollt' ich mit dem süßen Schall
Die stille Nacht durchklingen!
Im Busch, im Busch die Nachtigall
Sollte nicht besser singen.

O tausend, tausend Küsse gib,
Süß Liebchen, mir, beim Scheiden,
Viel tausend Küsse, süßes Lieb,
Geb ich zurück mit Freuden!

---

108. Der Mai ist gekommen ꝛc.

Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus,
Da bleibe wer Lust hat mit Sorgen zu Haus;
Wie die Wolken wandern am himmlischen Zelt,
So steht auch mir der Sinn in die weite, weite Welt.

Herr Vater, Frau Mutter, daß Gott euch behüt,
Wer weiß, wo in der Ferne mein Glück mir noch blüht!
Es gibt so manche Straße, da nimmer ich marschirt,
Es gibt so manchen Wein, den ich nimmer noch probirt.

Frisch auf drum, frisch auf im hellen Sonnenstrahl,
Wohl über die Berge, wohl durch das tiefe Thal;
Die Quellen erklingen, die Bäume rauschen all,
Mein Herz ist wie 'ne Lerche, und stimmet ein mit Sch

Und Abends im Städtlein, da kehr ich durstig ein:
„Herr Wirth, Herr Wirth, eine Kanne blanken Wein!
Ergreife die Fiedel, du lustger Spielmann du,
Von meinem Schatz das Liedel, das sing ich dazu.“

Und find ich keine Herberg, so lieg ich zu Nacht,
Wohl unter blauem Himmel; die Sterne halten Wacht;
Im Winde die Linde, die rauscht mich ein gemach,
Es küsset in der Früh das Morgenroth mich wach.

O Wandern, o Wandern, du freie Burschenlust,
Da wehet Gottes Odem so frisch in die Brust;
Da singet und jauchzet das Herz zum Himmelszelt:
Wie bist du doch so schön, o du weite, weite Welt!

---

109. Scheiden, Leiden.

Und bist du fern und bist du weit,
Und zürnst noch immer mir,
Doch Tag und Nacht voll Traurigkeit
Ist all mein Sinn bei dir.
Ich denk an deine Augen blau
Und an dein Herz dazu —
Ach keine, keine find ich je,
Die mich so liebt, wie du.

Wie stand die Welt in Rosen schön,
Da ich bei dir noch war,
Da rauscht' es grün von allen Höhn,
Da schien der Mond so klar.
Du brachst die Ros, ich küßte dich,
Ich küßt' und sang dazu:
Wohl keine, keine, find ich je,
Die mich so liebt, wie du.

Wohl bin ich frei nun, wie der Falk,
Der über die Berge fliegt,
Vor dem die Welt, die schöne Welt
Hellsonnig offen liegt;
Doch hat der Falk sein heimisch Nest,
Und wo wird mir einst Ruh?
Ach keine, keine find ich je,
Die mich so liebt, wie du.

O schlimmer Tag, o schlimme Stund,
Die uns für immer schied;
Da sind aus meines Herzensgrund
Geschieden Freud und Fried.
Nun such ich wohl durch Land und See
Und habe nicht Rast und Ruh;
Doch keine, keine find ich je,
Die mich so liebt, wie du.

---

110. Der Knabe mit dem Wunderhorn.

Ich bin ein lustger Geselle,
Wer könnt auf Erden fröhlicher sein?
Mein Rößlein so helle, so helle,
Das trägt mich mit Windesschnelle
Ins blühende Leben hinein —
Trarah!
Ins blühende Leben hinein.

Es tönt an meinem Munde
Ein silbernes Horn von süßem Schall,
Es tönt wohl manche Stunde,
Von Fels und Wald in der Runde
Antwortet der Wiederhall —
Trarah!
Antwortet der Wiederhall.

Und komm ich zu festlichen Tänzen,
Zu Scherz und Spiel im sonnigen Wald,
Wo schmachtende Augen mir glänzen
Und Blumen den Becher bekränzen,
Da schwing ich vom Roß mich alsbald —
Trarah!
Da schwing ich vom Roß mich alsbald.

Süß lockt die Guitarre zum Reigen,
Ich küsse die Mädchen, ich trinke den Wein!
Doch will hinter blühenden Zweigen,
Die purpurne Sonne sich neigen,
Da muß es geschieden sein —
Trarah!
Da muß es geschieden sein.

Es zieht mich hinaus in die Ferne,
Ich gebe dem flüchtigen Rosse den Sporn —
Ade! Wohl blieb ich noch gerne,
Doch winken schon andere Sterne,
Und grüßend vertönet das Horn —
Trarah!
Und grüßend vertönet das Horn.

---

111. Gute Nacht.

Schon fängt es an zu dämmern,
Der Mond, als Hirt, erwacht

Und singt den Wolkenlämmern
Ein Lied zur guten Nacht;
Und wie er singt so leise,
Da dringt vom Sternenkreise
Der Schall ins Ohr mir sacht.
Schlafet in Ruh, schlafet in Ruh!
Vorüber der Tag und sein Schall,
Die Liebe Gottes deckt euch zu
Allüberall.

Nun suchen in den Zweigen
Ihr Nest die Vögelein,
Die Halm' und Blumen neigen
Das Haupt im Mondenschein,
Und selbst des Mühlrads Wellen
Lassen das wilde Schwellen
Und schlummern murmelnd ein.
Schlafet in Ruh ꝛc.

Von Thür zu Thüre wallet,
Der Traum, ein lieber Gast,
Das Harfenspiel verhallet
Im schimmernden Palast.
Im Nachen schläft der Ferge,
Die Hirten auf dem Berge
Halten ums Feuer Rast.
Schlafet in Ruh ꝛc.

Und wie nun alle Kerzen
Verlöschen durch die Nacht,
Da schweigen auch die Schmerzen,
Die Sonn und Tag gebracht;
Lind säuseln die Cypressen,
Ein seliges Vergessen
Durchweht die Lüfte sacht.
Schlafet in Ruh ꝛc.

Und wo von heißen Thränen
Ein schmachtend Auge blüht,
Und wo in bangem Sehnen
Ein liebend Herz verglüht,
Der Traum kommt leis und linde
Und singt dem kranken Kinde
Ein tröstend Hoffnungslied.
Schlafet in Ruh ꝛc.

Gute Nacht denn all ihr Müden,
Ihr Lieben nah und fern,
Nun ruh auch ich in Frieden,
Bis glänzt der Morgenstern.
Die Nachtigall alleine
Singt noch im Mondenscheine
Und lobet Gott den Herrn.
Schlafet in Ruh ꝛc.

112. Spielmannslied.

Und legt ihr zwischen mich und sie
Auch Strom und Thal und Hügel,
Gestrenge Herrn, ihr trennt uns nie,
Das Lied, das Lied hat Flügel.
Ich bin ein Spielmann wohlbekannt,
Ich mache mich auf die Reise
Und sing hinfort durchs weite Land
Nur noch: die Eine Weise:
Ich habe dich lieb, du Süße,
Du meine Lust und Qual,
Ich habe dich lieb und grüße
Dich tausend, tausend Mal!

Und wandr ich durch den laubgen Wald,
Wo Fink und Amsel schweifen:
Mein Lied erlauscht das Völkchen bald
Und hebt es an zu pfeifen.
Und auf der Haide hörts der Wind,
Der spannt die Flügel heiter
Und trägt es über den Strom geschwind
Und über den Berg und weiter:
Ich habe dich lieb ꝛc.

Durch Stadt und Dorf, durch Wies' und Korn
Spiel ichs auf meinen Zügen,
Da singens bald zu Nacht am Born
Die Mägde mit den Krügen;
Der Jäger summt es vor sich her,
Spürt er im Buchenhage;
Der Fischer wirft sein Netz ins Meer
Und singts zum Ruderschlage:
Ich habe dich lieb ꝛc.

Und frischer Wind und Waldvöglein,
Und Fischer, Mägd' und Jäger,
Die müssen alle Boten sein
Und meiner Liebe Träger.
So kommts im Ernst, so kommts im Scherz
Zu deinem Ohr am Ende,
Und wenn dus hörst, da pocht dein Herz,
Du spürst es, wer es sende:
Ich habe dich lieb ꝛc.

---

113. Die junge Nonne.

Ach Gott, was hat mein Vater und meine Mutter gedacht,
aß sie mich zu den Nonnen in das Kloster gebracht;
un darf ich nimmer lachen und muß im Schleier gehn
nd darf kein liebend Herze mein Herze verstehn.

Sie haben abgeschnitten mein langes, schwarzes Haar,
Hat Keiner sich erbarmet meiner sechszehn Jahr;
Ich bin schon so betrübt und bin doch noch so jung,
Und hat die Welt der Freuden doch für Alle genung.

An meiner Zelle Fenster bauen die Vögelein,
Da möcht' ich oft mit ihnen so frei und lustig sein.
Ich höbe meine Flügel und fände wohl den Steg
Weit über alle Thürme und Klöster weg.

Und wenn der Abend dämmert und dunkelt die Nacht
Hab ich viel tausend Mal an meinen Schatz gedacht.
Nun bin ich eine Nonne, mein Schatz ist so weit,
Drum fließen meine Thränen allezeit.

Es fließen wohl die Wellen mitsammen in das Meer,
Es fliegen mitsammen die Vögel drüber her,
Der Tag hat seine Sonne, die Nacht den Sternenschein,
Nur ich muß alle Stunden einsam sein.

Ich wollt', sie läuteten im Kreuzgang erst um mich,
Und trügen mit den Kerzen mich still und feierlich.
Da wär ich los auf einmal von aller Noth und Pein
Und dürfte mit den Engeln wieder fröhlich sein.

---

114. Minnelied.

Es gibt wohl Manches, was entzücket,
Es gibt wohl Vieles, was gefällt,
Der Mai, der sich mit Blumen schmücket,
Die güldne Sonn im blauen Zelt.
Doch weiß ich Eins, das schafft mehr Wonne,
Als jeder Glanz der Morgensonne,
Als Rosenblüt und Lilienreis;
Das ist getreu im tiefsten Sinne
Zu tragen eine fromme Minne,
Davon nur Gott im Himmel weiß.

Wem er ein solches Gut beschieden,
Der freue sich und sei getrost,
Ihm ward ein wunderbarer Frieden,
Wie wild des Lebens Brandung tost.
Mag alles Leiden auf ihn schlagen:
Sie lehrt ihn nimmermehr verzagen,
Sie ist ihm Hort und sichrer Thurm;
Sie bleibt im Labyrinth der Schmerzen
Die Fackelträgerin dem Herzen,
Bleibt Lenz im Winter, Ruh im Sturm.

Doch suchst umsonst auf irrem Pfade
Die Liebe du im Drang der Welt,
Denn Lieb ist Wunder, Lieb ist Gnade,
Die wie der Thau vom Himmel fällt.
Sie kommt, wie Nelkenduft, im Winde,
Sie kommt, wie durch die Nacht, gelinde
Aus Wolken fließt des Mondes Schein;
Da gilt kein Ringen, kein Verlangen,
In Demuth magst du sie empfangen,
Als kehrt' ein Engel bei dir ein.

Und mit ihr kommt ein Bangen, Zagen,
Ein Träumen aller Welt versteckt;
Mit Freuden mußt du Leide tragen,
Bis aus dem Leid ihr Kuß dich weckt;
Dann ist dein Leben ein geweihtes,
In deinem Wesen blüht ein zweites,
Ein reineres voll Licht und Ruh;
Und todesfroh in raschem Fluten
Fühlst du das eigne Ich verbluten,
Weil du nur wohnen magst im du.

Das ist die köstlichste der Gaben,
Die Gott dem Menschenherzen gibt,

Die eitle Selbstsucht zu begraben,
Indem die Seele glüht und liebt.
O süß Empfangen, selges Geben!
O schönes Ineinanderweben!
Hier heißt Gewinn, was sonst Verlust.
Je mehr du schenkst, je froher scheinst du,
Je mehr du nimmst, je selger weinst du —
O, gib das Herz aus deiner Brust!

In ihrem Auge deine Thränen,
Ihr Lächeln sanft um deinen Mund,
Und all dein Denken, Träumen, Sehnen,
Obs dein, obs ihr, dir ists nicht kund.
Wie wann zwei Büsche sich verschlingen,
Aus denen junge Rosen springen,
Die weiß, die andern roth erglüht,
Und Keiner merkt, aus wessen Zweigen
Die hellen und die dunkeln steigen.
So ists; du fühlest nur: Es blüht.

Es blüht; es ist ein Lenz tiefinnen,
Ein Geisteslenz für immerdar,
Du fühlst in dir die Ströme rinnen
Der ewgen Jugend wunderbar,
Die Flammen, die in dir frohlocken,
Sind stärker, als die Aschenflocken,
Mit denen Alter droht und Zeit;
Es leert umsonst der Tod den Köcher,
So trinkst du aus der Liebe Becher
Den süßen Wein: Unsterblichkeit.

Spät ist es — hinter dunkeln Gipfeln
Färbt golden sich der Wolken Flaum,
Tiefröthlich steigt aus Buchenwipfeln
Der Mond empor am Himmelssaum.

Der Wind fährt auf in Sprüngen, losen
Und spielet mit den weißen Rosen,
Die rankend blühn am Fenster mir;
O säuselt, säuselt fort ihr Lüfte
Und tragt, getaucht in Blumendüfte,
Dies Lied und meinen Gruß zu ihr.

---

115. Der Zigeunerbube im Norden.

Fern im Süd das schöne Spanien,
Spanien ist mein Heimatland,
Wo die schattigen Kastanien
Rauschen an des Ebro Strand;
Wo die Mandeln röthlich blühen,
Wo die heiße Traube winkt,
Und die Rosen schöner glühen,
Und das Mondlicht goldner blinkt.

Und nun wandr ich mit der Laute
Traurig hier von Haus zu Haus,
Doch kein helles Auge schaute
Freundlich noch nach mir heraus.
Spärlich reicht man mir die Gaben,
Mürrisch heißet man mich gehn,
Ach den armen, braunen Knaben
Will kein Einziger verstehn.

Dieser Nebel drückt mich nieder,
Der die Sonne mir entfernt,
Und die alten, lustgen Lieder
Hab ich alle fast verlernt.
Immer in die Melodieen
Schleicht der eine Klang sich ein:
In die Heimat möcht' ich ziehen,
In das Land voll Sonnenschein!

Als beim letzten Erntefeste
Man den großen Reigen hielt,
Hab ich jüngst das allerbeste
Meiner Lieder aufgespielt.
Doch wie sich die Paare schwangen
In der Abendsonne Gold,
Sind auf meine dunkeln Wangen
Heiße Thränen hingerollt.

Ach, ich dachte bei dem Tanze
An des Vaterlandes Lust,
Wo im duftgen Mondenglanze
Freier athmet jede Brust,
Wo sich bei der Zither Tönen
Jeder Fuß beflügelt schwingt,
Und der Knabe mit der Schönen
16 Glühend den Fandango schlingt.

Nein, des Herzens sehnend Schlagen
Länger halt ichs nicht zurück;
Will ja jeder Lust entsagen,
Laßt mir nur der Heimat Glück.
Fort zum Süden! Fort nach Spanien!
In das Land voll Sonnenschein!
Unterm Schatten der Kastanien
Muß ich einst begraben sein.

---

116. Zigeunerleben.

Im Schatten des Waldes, im Buchengezweig,
Da regt sichs und raschelts und flüsterts zugleich;
Es flackern die Flammen, es gaukelt der Schein
Um bunte Gestalten, um Laub und Gestein.

Das ist der Zigeuner bewegliche Schar,
Mit blitzendem Aug und mit wallendem Haar,
Gesäugt an des Niles geheiligter Flut,
Gebräunt von Hispaniens südlicher Glut.

Ums lodernde Feuer im schwellenden Grün,
Da lagern die Männer, verwildert und kühn,
Da kauern die Weiber und rüsten das Mahl
Und füllen geschäftig den alten Pokal.

Und Sagen und Lieder ertönen im Rund,
Wie Spaniens Gärten, so blühend und bunt,
Und magische Sprüche für Noth und Gefahr
Verkündet die Alte der horchenden Schar.

Schwarzäugige Mädchen beginnen den Tanz,
Da sprühen die Fackeln in röthlichem Glanz,
Heiß lockt die Guitarre, die Cymbel erklingt,
Wie wilder und wilder der Reigen sich schlingt.

Dann ruhn sie, ermüdet vom nächtlichen Reihn,
Es rauschen die Buchen in Schlummer sie ein,
Und die aus der glücklichen Heimat verbannt,
Sie schauen im Traume das südliche Land.

Doch wie nun im Osten der Morgen erwacht,
Verlöschen die schönen Gebilde der Nacht;
Laut scharret das Maulthier beim Tagesbeginn,
Fort ziehn die Gestalten. — Wer sagt dir, wohin?

---

117. Gebet. (Juniuslieder.)

Herr, den ich tief im Herzen trage, sei du mit mir,
Du Gnadenhort in Glück und Plage, sei du mit mir;
Im Brand des Sommers, der dem Mann die Wange bräunt,
Wie in der Jugend Rosenhage, sei du mit mir.

Behüte mich am Born der Freude vor Uebermuth
Und wenn ich an mir selbst verzage, sei du mit mir;
Gib deinen Geist zu meinem Liede, daß rein es sei,
Und daß kein Wort mich einst verklage, sei du mit mir.
Dein Segen ist wie Thau den Reben, Nichts kann ich selbst;
Doch daß ich kühn das Höchste wage, sei du mit mir,
O du mein Trost, du meine Stärke, mein Sonnenlicht,
Bis an das Ende meiner Tage sei du mit mir!

---

118. Abendfeier in Venedig.

Ave Maria! Meer und Himmel ruhn,
Von allen Thürmen hallt der Glocken Ton;
Ave Maria! Laßt vom irdschen Thun,
Zur Jungfrau betet, zu der Jungfrau Sohn,
Des Himmels Scharen selber knieen nun
Mit Lilienstäben vor des Vaters Thron,
Und durch die Rosenwolken wehn die Lieder
Der selgen Geister feierlich hernieder.

O heilge Andacht, welche jedes Herz
Mit leisen Schauern wunderbar durchdringt!
O selger Glaube, der sich himmelwärts
Auf des Gebetes weißem Fittig schwingt! —
In milde Thränen löst sich da der Schmerz,
Indeß der Freude Jubel sanfter klingt. —
Ave Maria! Wenn die Glocke tönet,
So lächeln Erd und Himmel mild versöhnet.

---

119. Früh Morgens. (Juniuslieder.)

Ich weiß nicht, säuselt' in den Bäumen
Des Frühlings Zauberlied zu Nacht?
Aus unerklärlich holden Träumen
Bin früh und frisch ich heut erwacht.

Der Morgen weht mit goldner Schwinge
Mir um die Stirn den kühlen Schein;
Noch möcht ich rasten, doch ich singe,
Mein Herz ist wie der Himmel rein.

In süßen Schauern rührt sich wieder,
Was je geblüht in meiner Brust,
Und alte Liebe, junge Lieder
Empfind ich in vereinter Lust,
So wie der Schwan, der seine Bogen
Auf blauem Wasser kreisend zieht,
Zugleich im Spiegelglanz der Wogen
Den Himmel mit den Sternen sieht.

---

120. Herbstlieder. (Juniuslieder.)

Ach in diesen blauen Tagen,
Die so licht und sonnig fließen,
Welch ein inniges Genießen,
Welche still verklärte Ruh!
Heiter ist das Blut gezügelt,
Leichter Schlaf und klarer Morgen
Wissen nichts von bangen Sorgen,
Und die Seele schweift beflügelt
Jeder lieben Stelle zu.

Ach in diesen blauen Tagen,
Die wie Wellen so gelinde
Mich ins Leben weiter tragen,
Muß ich hoffen, muß ich fragen,
Ob ich nie dich wiederfinde,
Liebling meiner Seele du!

Es schleicht um Busch und Halde
Der Sonnenstrahl so matt,
Im herbstlich stillen Walde
Fällt langsam Blatt um Blatt.
Die Welt versinkt in Todesruh,
Was ists denn mehr? auch du, auch du
Mein Herz, du findest balde
Die rechte Lagerstatt.

Du brachst am Lebenssteige
Die Früchte, die er bot,
Der Jugend Rosenzweige,
Der Minne Himmelsbrot.
Doch endlich wird des Windes Raub
Die letzte Lieb, das letzte Laub —
So neige dich, o neige
Dich lächelnd in den Tod.

---

121. Herbstlich sonnige Tage. (Juniuslieder.)

Herbstlich sonnige Tage
Mir beschieden zur Lust,
Euch mit leiserem Schlage
Grüßt die athmende Brust.

O, wie waltet die Stunde
Nun in seliger Ruh!
Jede schmerzende Wunde
Schließet leise sich zu.

Nur zu rasten, zu lieben,
Still an sich selber zu baun
Fühlt sich die Seele getrieben,
Und mit Liebe zu schaun.

Und so schreit ich im Thale,
In den Bergen, am Bach,
Jedem segnenden Strahle,
Jedem verzehrenden nach.

Jedem leisen Verfärben
Lausch ich mit stillem Bemühn,
Jedem Wachsen und Sterben,
Jedem Welken und Blühn.

Selig lern ich es spüren,
Wie die Schöpfung entlang
Geist und Welt sich berühren
Zu harmonischem Klang.

Was da webet im Ringe,
Was da blüht auf der Flur,
Sinnbild ewiger Dinge
Ists dem Schauenden nur.

Jede sprossende Pflanze,
Die mit Düften sich füllt,
Trägt im Kelche das ganze
Weltgeheimniß verhüllt.

Schweigend blickts aus der Klippe,
Spricht im Quellengebraus;
Doch mit heiliger Lippe,
Deutet die Mus' es aus.

---

122. Platen's Vermächtniß.

Noch schweift der kräftge Geist auf fernen Bahnen,
Und rasch durch diese Adern pocht das Leben,
Doch gibt es Stimmen, deren ernstem Mahnen
Das Herz umsonst sich müht zu widerstreben,

Und mir verkündet solch ein dunkles Ahnen:
Bald muß ich diesen Staub dem Staube geben,
Und den sie mir im Leben nicht gestatten,
Der Lorbeer wird auf meinem Grabe schatten.

Seis immer! Ich erfüllte meine Sendung,
6 Ein rastlos treuer Priester der Kamönen,
Ich deutete mit jeder leisen Wendung
Ein Fackelträger nach dem Reich des Schönen,
Umwallt vom Königsmantel der Vollendung
Schritt mein Gesang dahin in Feiertönen,
Und was vordem den Griechen nur gelungen,
In deutscher Rede hab ichs nachgesungen.

Zwar habt ihr selten meinen Ernst begriffen,
Und nie das Ziel bedacht, das ich erkoren;
Zu meinem Spotte habt ihr grell gepfiffen,
Denn seine Wahrheit kitzelt nicht die Ohren,
Und wie der Wogenschlag an Felsenriffen
Ging selbst des Liedes Maß an euch verloren;
Doch wie ihr mich verläugnet und mein Dichten,
Ich bin getrost, die Nachwelt wird mich richten.

Ist auch das Saatkorn noch nicht aufgegangen,
Das ich gestreuet in der Heimat Boden,
Verzagt ihr auch, von Kleinmuth noch befangen,
Des Unkrauts träge Wildniß auszuroden:
Erscheinen wird der Tag, wo mit Verlangen
7 Den Aschenkrug ihr suchet des Rhapsoden,
Der, ringend nach der Schönheit goldnen Früchten,
Vor eurem Groll zum Süden mußte flüchten.

Dann wird der deutsche Wald von Liedern schallen
Die prächtig, wie auf Adlersflügeln, rauschen,
Der heitre Süden wird zum Norden wallen,
Um seines Ernstes Schätze einzutauschen,

Und heilig wird der Sänger sein vor Allen,
Und fromme Hörer werden rings ihm lauschen.
Was soll ich drum den frühen Tod beweinen?
Der Dichter lebt, so lang die Sterne scheinen!

---

123. Rheinsage.

Am Rhein, am grünen Rheine,
Da ist so mild die Nacht,
Die Rebenhügel liegen
In goldner Mondenpracht.

Und an den Hügeln wandelt
Ein hoher Schatten her
Mit Schwert und Purpurmantel,
Die Krone von Golde schwer.

Das ist der Karl, der Kaiser,
16 Der mit gewaltger Hand
Vor vielen hundert Jahren
Geherrscht im deutschen Land.

Er ist heraufgestiegen
Zu Aachen aus der Gruft,
Und segnet seine Reben,
Und athmet Traubenduft.

Bei Rüdesheim da funkelt
Der Mond ins Wasser hinein
Und baut eine goldne Brücke
Wohl über den grünen Rhein.

Der Kaiser geht hinüber
Und schreitet langsam fort,
Und segnet längs dem Strome
Die Reben an jedem Ort.

Dann kehrt er heim nach Aachen
Und schläft in seiner Gruft,
Bis ihn im neuen Jahre
Erweckt der Traubenduft.

Wir aber füllen die Römer
Und trinken, im goldnen Saft,
Uns deutsches Heldenfeuer
Und deutsche Heldenkraft.

---

124. Heimweh. (Juniuslieder.)

O Heimatliebe, Heimatlust,
Du Born der Sehnsucht unergründet,
Du frommer Strahl in jeder Brust
Vom Himmel selber angezündet,
Gefühl, das wie der Tod so stark
Uns eingesenkt ward bis ins Mark,
Das uns das Thal, da wir geboren
Mit tausendfarbgem Schimmer schmückt
Und wärs im Steppensand verloren
Und wärs von ewgem Schnee gedrückt:
Wohl Keinem ward zum tiefsten Grunde
Von deiner Allgewalt die Kunde,
Der pilgernd nie aus seinem Ohr
Der Muttersprache Laut verlor,
Und nie, an fremder Thür gesessen,
Der Fremde bittres Brot gegessen.
Doch wer, vom eignen Herd verbannt,
Irrt in ungastlich fernem Land,
Der Wandrer, der auf wüstem Meer
Nur Luft und Wasser sieht umher,
Der Pilger, der mit kecken Sinnen
Durch Wälder über Bergeszinnen

Auf irrem Pfad zu weit geschweift:
Der ists, den deine Macht ergreift;
Doch wandelt ihm sich im Gemüthe
Zum scharfen Dorn die Rosenblüte,
Du ziehst, o milde Heimatlust
Als Heimweh durch die kranke Brust.

Dann bist dus, die im Frühlingswalde
Im Veilchenhag umspielt vom West
Das arme Kind der eisgen Halde
Nach seinem Norden schmachten läßt;
Dann bist dus, die mit herber Flamme
Des Polenflüchtlings Herz verzehrt,
Und die dem Sohn von Judas Stamme
Im Tod die Füße ostwärts kehrt,
Als möcht er sterbend noch erstreben
Das Land; das mir versagt im Leben;
Dann lockst du, klingt im Mondenglanze
Des Alphorns heimatselger Gruß,
Zu Straßburg von der hohen Schanze
Den Schweizer in den wilden Fluß,
Und von den Klängen, von den Wogen
Wird er in seinen Tod gezogen. —

Ich selber hab in vorgen Jahren
Dies wundersame Weh erfahren,
9 Da Aegeus Flut, wie lautres Gold,
Zu meinen Füßen noch gerollt.
O wohl ists schön an jenem Meer,
Die schlanke Palme sah ich ragen,
Der Tempel Säulentrümmer lagen
Umblüht von Rosen um mich her;
Der Himmel wölbte sich kristallen,
Von Düften schien die Luft zu wallen,
Zu leisem Zitherschlag erklang

Vom Meer des Fischers Abendsang,
Der in der Bark auf lichter Spur
Gen Salamis hinüberfuhr.
Und doch! Ich fühlte keine Lust,
Es schlich ein krankhaft brennend Sehnen,
Wie Fieberhauch, durch meine Brust,
Und kaum erwehrt ich mich der Thränen.
Ich saß auf zackgem Fels und lauschte,
Ob nicht aus Nord ein Lüftchen rauschte:
Das sog ich durstig athmend ein,
Als obs mich tief erquicken müßte;
Es konnte ja zur fernen Küste
Ein Gruß aus Deutschlands Wäldern sein.

Und ward es still, dann blickt ich wieder
Hinab ins Buch auf meinen Knien
Und ließ die alten goldnen Lieder
Homers durch meine Seele ziehn;
Den eignen Schmerz dann fühlt' ich mit
Im Jammer, den der Dulder litt,
Ich sucht' ihn in des Sängers Tönen
Zugleich mit jenem zu versöhnen.
Da wurdest du in meinem Weh
Mir oftmals Hoffnung, Trost und Steuer,
Du ewig Lied der Abenteuer,
Du Lied des Heimwehs, Odyssee!

---

125. Dichterleben.

Wen einst die Muse mit dem Blick der Weihe
Mild angelächelt, da er ward geboren,
Der ist und bleibt zum Dichter auserkoren,
Ob auch erst spät der Kern zur Frucht gedeihe.

Des Lebens Pfade zeigt in bunter Reihe
Ihr ihm umsonst; er wandelt, wie verloren,
Es klingt ein ferner Klang in seinen Ohren,
Er sinnt und sinnt, daß er Gestalt ihm leihe.

Der Lenz erscheint mit seinen Blütenzweigen,
Er fühlt so seltsam sich vom Hauch durchdrungen;
Die Liebe kommt, er weiß nicht mehr zu schweigen.

Und wie ein Quell, der lang ans Licht gerungen,
Brichts nun hervor, gewaltig, tonreich, eigen,
Und sieh, er hat sein *erstes Lied* gesungen.

---

126. Alte Poeten.

Jetzt erkenn ich euern Werth, ihr Alten,
Seit ich auf euerm heilgen Boden schreite,
Lebendig wandelt ihr mir nun zur Seite,
Ein hoher Chor befreundeter Gestalten.

Nun lehret mich der Götter ewges Walten
9 Der *Greis von Chios* in der Helden Streite,
8 Und mächtig trägt mich *Pindars* Lied ins Weite,
Dem, wie im Sturm, die Flügel sich entfalten.

6 Sanft spielt *Horaz* mit seinem leichten Spotte
Mir um die Brust, indeß den Blitz, ergrimmet
4 Sich *Juvenal* erborgt vom Donnergotte.

Doch wehmuthsvoll zu süßen Klagen stimmet
2 *Tibull* die Zither in umlaubter Grotte,
Wenn fern im Blau der Abendstern entglimmet.

---

127. Echte Weihe.

Kalt sind sie, kalt, und kalt ist ihr Gedicht,
Sie waren nie vom Hauch des Frühlings trunken,
Nie in des Gottes Melodie versunken,
Der durch die heilge Nacht vernehmbar spricht.

Auch fühlen sies, was ihrem Lied gebricht,
Und lassen zum Ersatz der Lebensfunken
Mit Schmink und Flittergold die Leiche prunken,
Mit eitlem Schimmer, der den Sinn besticht.

Doch, wer als Kind vernahm der Weihe Glocken,
Mag kühn verschmähen, was der Markt erhebt,
Und dennoch, singt er, bleibt kein Auge trocken.

Dem Gotte gleicht er, den der Aar umschwebt;
Er schüttelt leise nur die dunkeln Locken,
12 Und der Olymp und jedes Herz erbebt.

---

128. Auferstehung.

Wenn Einer starb, den du geliebt hienieden,
So trag hinaus zur Einsamkeit dein Wehe,
Daß ernst und still es sich mit dir ergehe
Im Wald, am Meer, auf Steigen längst gemieden.

Da fühlst du bald, daß Jener, der geschieden,
Lebendig dir im Herzen auferstehe,
In Luft und Schatten spürst du seine Nähe,
Und aus den Thränen blüht ein tiefer Frieden.

Ja, schöner muß der Todte dich begleiten,
Ums Haupt der Schmerzverklärung lichten Schein,
Und treuer — denn du hast ihn alle Zeiten.

Das Herz hat auch sein Ostern, wo der Stein
Vom Grabe springt, dem wir den Staub nur weihten,
Und was du *ewig liebst*, ist *ewig dein*.

---

129. Der junge Tscherkessenfürst.

Sie haben mir gesagt: Komm her, du Sohn der Steppe,
Komm her, und küß im Staub des Zaren Purpurschleppe,
Der Lohn ist groß, die That ist klein;
Du sollst geschmückt alsdann dem Herrn zur Linken reiten,
Es soll dein kecker Fuß auf Bauernstirnen schreiten,
Der Höchsten Einer sollst du sein.

Was frommt dir steter Kampf mit ruhelosen Zügen?
Wir lehren dich, wie leicht im wechselnden Vergnügen
Dahin das rasche Leben rollt;
Wir wollen dir ein Haus mit prächtgen Sälen bauen,
Dein Stall sei voll Gewiehr, dein Schlafgemach voll Frauen,
Dein straffer Seckel schwer von Gold.

Des Köstlichsten soll nie dein reicher Tisch bedürfen,
11 Du sollst von Epernay den Schaum der Traube schlürfen.
Aus hellgeschliffenem Krystall,
Und wenn der Abend naht, den leichten Rausch zu enden,
So sei sie dir gewährt, die Wollust, zu verschwenden
Bei Kartenspiel und Würfelfall.

Du sollst auf prächtgem Ball, wenn tausend Kerzen funkeln,
Mit deiner reichen Tracht, mit deinem Wuchs verdunkeln
Der Kronbeamten stolzen Schwarm.
Auf Wellen der Musik sollst du dich jauchzend wiegen,
Und sporenklirrend durch den Saal im Tanze fliegen
An einer Fürstentochter Arm.

Beim Lager sollst du schaun, wie sich im Flintenfeuer
Die Regimenter drehn, vielfüßge Ungeheuer,
Auf denen hoch die Fahne schwankt,
Die Trommel wirbelt dumpf, das Feldhorn läßt sich hören,
Die Batterie fällt ein mit ihren Donnerchören,
Daß unter ihr der Boden wankt.

Ja, mehr der Wunder noch — groß ist die Macht des Zaren —
Du sollst auf einem Schiff mit Doppelrädern fahren,
Von keines Tauwerks Last beschwert,
Es bietet Trotz dem Strom und Trotz dem Sturmgeheule,
Wenn drin die Esse glüht und wenn aus schwarzer Säule
Der Gischt des Dampfes brausend fährt.

Das Alles bieten wir — nur laß die blutgen Horden,
Laß Steppe, Krieg und Zelt, komm reuig her zum Norden,
Und vor dem Herrscher beuge dich. —
Ich aber wandte mich bei ihrer Worte Hadern,
Es schwoll der rothe Zorn empor in meinen Adern —
Der Zar ist nur ein Fürst, wie ich.

Kasan hat seine Fraun schneeweiß mit schwarzen Locken,
Moskau hat seinen Kreml und Kiew seine Glocken,
Und Petersburg hat mehr, als das;
Doch böten sie mir auch die Wunder aller Fremde:
Nicht käuflich sind mir drum mein schuppig Panzerhemde,
Und meine Freiheit und mein Haß.

---

130. Das Negerweib. (Juniuslieder.)

Wo am großen Strom die Sicheln durch das hohe Rohrfeld klirren,
Und im Laub des Zuckerahorns farbge Papageien schwirren,
Sitzt das Negerweib, den Nacken buntgeziert mit Glaskorallen,
Und dem Knäblein auf dem Schoße läßt ein Schlummerlied sie
schallen.

Schlaf, o schlaf mein schwarzer Knabe, du zum Jammer mir geboren,
Eh zu leben du beginnest, ist dein Leben schon verloren,
Schlaf, o schlaf, verhüllt in Dunkel ruhn dir noch der Zukunft Schrecken,
Nur zu früh aus deinen Träumen wird der Grimm des Herrn dich wecken.

Was die Menschen Freude heißen wirst du nimmermehr empfinden,
Dort nur fühlt sichs, wo des Nigers Wellen durch die Flur sich winden.
Nie den Tiger wirst du fällen mit dem Wurf der scharfen Lanzen
Nie den Reigen deiner Väter zu dem Schlag der Pauke tanzen.

Nein, dein Tag wird sein voll Thränen, deine Nacht wird sein voll Klagen,
Wie das Thier des Feldes wirst du stumm das Joch der Weißen tragen,
Wirst das Holz den Weißen fällen und das Rohr den Weißen schneiden,
Die von unserm Marke prassen, und in unserm Schweiß sich kleiden.

Kluge Männer sind die Weißen, sie durchfahren kühn die Meere,
Blitzesglut und Schall des Donners schläft in ihrem Jagdgewehre,
Ihre Mühlen, dampfgetrieben, regen sich mit tausend Armen,
Aber ach, bei ihrer Klugheit wohnt im Herzen kein Erbarmen.

Oftmals hört' ich auch die Stolzen, sich mit ihrer Freiheit brüsten,
Wie sie kühn vom Mutterlande losgerissen diese Küsten,
Aber über jenen Edlen, der mit Muth das Wort gesprochen,
Daß die Schwarzen Menschen wären, haben sie den Stab gebrochen.

Süß erklinget ihre Predigt, wie ein Gott für sie gestorben,
Und durch solches Liebesopfer aller Welt das Heil erworben;
Doch wie soll das Wort ich glauben, wohnt es nicht in ihren Seelen!
Ist denn das der Sinn der Liebe, daß sie uns zu Tode quälen?

O du großer Geist, was thaten meines armen Stamms Genossen,
Daß du über uns die Schalen deines Zornes ausgegossen!
Sprich, wann wirst du mild dein Auge aus den Wolken zu uns wenden?
Sprich, o sprich, wann wird der Jammer deiner schwarzen Kinder enden?

Ach, das mag geschehen, wenn der Mississippi rückwärts fließet,
Wenn an hoher Baumwollstaude dunkelblau die Blüte sprießet,
10 Wenn der Alligator schlummert friedlich bei den Büffelheerden,
Wenn die weißen, freien Pflanzer, wenn die Christen Menschen werden.

---

131. Deutsche Klagen vom Jahre 1844. (Zeitungslieder.)

Zum Himmel bete, wer da beten kann,
Und wer nicht aufwärts blickt nach einem Horte,
Der sags dem Sturm, daß er von Ort zu Orte
Es weiter trag als einen Zauberbann.

Der Säugling, der zu stammeln kaum begann,
Von seiner Mutter lern er diese Worte,
Du Greis, noch sprich sie an des Grabes Pforte:
„O Schicksal gib uns Einen, Einen Mann!"

Was frommt uns aller Witz der Zeitungskenner,
Was aller Dichter ungereimt Geplänkel
Vom Sand der Nordsee bis zum waldgen Brenner!

Ein Mann ist Noth, ein Nibelungenenkel,
Daß er die Zeit, den tollgewordnen Renner
Mit ehrner Faust beherrsch und ehrnem Schenkel.

---

132. Zuflucht. (Zeitstimmen.)

Der du mit Thau und Sonnenschein ernährst die Lilien auf dem Feld,
Der du der jungen Raben nicht vergissest unterm Himmelszelt,
Der du zu Wasserbächen führst den Hirsch, der durstig auf den Tod,
O gib, du Allbarmherziger, auch unsrer Zeit, was ihr so noth!
Um Frieden, Frieden flehen wir, nicht jenen, der des Sturms entbehrt,
Der sicher in der Scheide Haft gefesselt hält das scharfe Schwert,
Nein, um den Frieden in der Brust, dems mitten in der Schlacht nicht graut,
Weil auf den Felsen deines Worts mit festen Pfeilern er gebaut.
Gib uns die Hoffnung Herr zu dir, die nie zu Schanden werden läßt,
Gib uns die Liebe, die im Tod und überm Tode noch hält fest,
Gib uns den Glauben löwenstark, den Glauben, der die Welt bezwingt
Und auf dem Scheiterhaufen noch dir helle Jubelpsalmen singt.
Wohl sind wir sündig, arm und schwach und nimmer solcher Gnaden werth;
Doch du erbarmst dich, wo ein Herz voll Angst und Sehnsucht dein begehrt;
So hör uns denn, gleich Israel, da er dich dringend hielt umfaßt:
„Ich laß dich nicht, ich laß dich nicht, Herr, bis du mich gesegnet hast!“
Nein, du verstößest nimmermehr, den, der da flüchtet in dein Haus,
Zerbrichst nicht das geknickte Rohr und löschst den matten Docht nicht aus,
Die Arme thust du auf und sprichst auch zu den Herzen unsrer Zeit:
„Kommt her zu mir, die ihr im Geist mühselig und beladen seid.“
So kommt denn all, in deren Ohr die hohe Freudenbotschaft klang,
Die einst den Hirten auf dem Feld der Chor der Engelstimmen sang;

Kommt! Süßer Frieden ist in ihm und Licht, das keinem Dunkel weicht,
Das Leben ist er, und sein Joch ist sanft und seine Last ist leicht.

---

133. Ostermorgen. (Juniuslieder.)

Die Lerche stieg am Ostermorgen
Empor ins klarste Luftgebiet,
Und schmettert' hoch im Blau verborgen
Ein freudig Auferstehungslied.
Und wie sie schmetterte, da klangen
Es tausend Stimmen nach im Feld:
Wach auf, das Alte ist vergangen,
Wach auf, du froh verjüngte Welt!

Wacht auf, und rauscht durchs Thal, ihr Bronnen,
Und lobt den Herrn mit frohem Schall!
Wacht auf, im Frühlingsglanz der Sonnen
Ihr grünen Halm und Blätter all!
Ihr Veilchen in den Waldesgründen,
Ihr Primeln weiß, ihr Blüten roth,
Ihr sollt es Alle mitverkünden:
Die Lieb ist stärker, als der Tod!

Wacht auf, ihr trägen Menschenherzen,
Die ihr im Winterschlafe säumt,
In dumpfen Lüften, dumpfen Schmerzen
Gebannt ein welkes Dasein träumt;
Die Kraft des Herrn weht durch die Lande,
Wie Jugendhauch, o laßt sie ein!
Zerreißt, wie Simson, eure Bande
Und wie die Adler sollt ihr sein!

Wacht auf, ihr Geister, deren Sehnen
Gebrochen an den Gräbern steht,
Ihr trüben Augen, die vor Thränen
Ihr nicht des Frühlings Blüten seht;
Ihr Grübler, die ihr fern verloren
Traumwandelnd irrt auf trüber Bahn —
Wacht auf, die Welt ist neugeboren;
Hier ist ein Wunder, nehmt es an!

Ihr sollt euch All des Heiles freuen,
Das über euch ergossen ward,
Es ist ein inniges Erneuen
Im Bild des Frühlings offenbart.
Was dürr war, grünt im Wehn der Lüfte,
Jung wird das Alte fern und nah,
Der Odem Gottes sprengt die Grüfte —
Wacht auf! Der Ostertag ist da!

---

134. Thürmerlied.

Wachet auf! ruft euch die Stimme
Des Wächters von der hohen Zinne,
Wach auf, du weites, deutsches Land!
Die ihr an der Donau hauset,
Und wo der Rhein durch Felsen brauset,
Und wo sich thürmt der Düne Sand.
Habt Wacht am Heimatsherd,
In treuer Hand das Schwert,
Jede Stunde
Zu scharfem Streit
Macht euch bereit,
Der Tag des Kampfes ist nicht weit!

Hört ihrs dumpf im Osten klingen?
Er möcht euch gar zu gern verschlingen,
Der Geier, der nach Beute kreist,
Hört im Westen ihr die Schlange?
Sie möchte mit Sirensange
Vergiften euch den frommen Geist.
Schon naht des Geiers Flug,
Schon birgt die Schlange klug
Sich zum Sprunge,
Drum haltet Wacht
Um Mitternacht
Und wetzt die Schwerter für die Schlacht.

Keusch im Lieben, fest im Glauben,
Laßt euch den treuen Muth nicht rauben,
Seid einig, da die Stunde schlägt;
Reiniget euch in Gebeten,
Auf daß ihr vor den Herrn könnt treten,
Wenn er um euer Werk euch frägt.
Das Kreuz sei eure Zier,
Euer Helmbusch und Panier
In den Schlachten.
Wer in dem Feld
Zu Gott sich hält,
Der hat allein sich wohl gestellt.

Sieh herab vom Himmel droben,
Herr, den der Engel Zungen loben,
Sei gnädig diesem deutschen Land.
Donnernd aus der Feuerwolke
Sprich zu den Fürsten, sprich zum Volke;
Vereine sie mit starker Hand.
Sei du uns Fels und Burg,
Du führst uns wohl hindurch. —

Halleluja!
Denn dein ist heut
Und alle Zeit
Das Reich, die Kraft, die Herrlichkeit.

---

135. Ein Lied am Rhein. (1843. Juniuslieder.)

Durch diesen Herbstestag voll Sturm
Zum Drachenfels empor die Steige!
Schon winkt zu Häupten mir der Thurm,
Der breite, durch die falben Zweige.
Da steh ich — rother Sonnenschein
Umlobert königlich die Klippe;
Zu meinen Füßen braust der Rhein —
Mir schlägt das Herz — o reichet Wein,
Das volle Glas reicht meiner Lippe!

Dir seis, o deutsches Volk, gebracht,
Dem einen großen wundervollen,
So weit der Himmel um dich lacht
Und über dir die Donner rollen!
Was kümmerts mich, auf Stein und Holz,
Wie deiner Wappen Farben streiten!
Ich meine dich, das jüngst noch stolz
In Hamburgs Brand zusammenschmolz,
6 Korinthisch Erz für alle Zeiten.

Und wieder füllt den Römer mir,
Laßt sprühn, laßt sprühn die goldnen Funken! —
Er sei aus vollem Herzen dir
Zum Preis, o deutscher Geist, getrunken;
Dir, der sich aus den Tiefen nährt,

Der gleich dem wilden Sohn der Trauben,
Wenn er im Lenze braust und gährt,
Zu süßerm Feuer nur sich klärt;
Dir Geist voll Liebe, Kraft und Glauben!

Und nochmals füllt! Und wenn darein
Die Neigen aus der Flasche troffen:
Es soll darum nicht schlechter sein;
Den letzten Becher unserm Hoffen!
Dem Wort ein fröhlich Auferstehn,
Dem freien Kampfe der Gedanken!
Laßt kühn des Geistes Stürme gehn!
Was Spreu ist, mag wie Spreu verwehn,
Was Felsen ist, wird doch nicht wanken. —

Vorwärts, heißt unser Losungswort,
Und durch die Reihen rauschts im Volke —
Ein Schneegestöber bräut vom Nord,
Und dort im Westen murrt die Wolke —
Vorwärts darum am eignen Herd,
Daß Jena's Schmach sich nicht erneue;
Vorwärts! Und wenns der Tag begehrt,
Dann blitz in jeder Faust ein Schwert,
Und Gott mit uns und deutsche Treue!

---

136. Barbarossa's Erwachen. (Bruchstück.)

Jüngling.

Durch den Wald, durch den Wald
Den Felsenspalt
Klimm ich hinunter
Alter Kaiser, zu dir
Und rufe dich munter:
O nimm von mir
Die Last, den Kummer!

Kaiser.

Was störst du mich aus hundertjährgem Schlummer?
Rede, Geselle!

Jüngling.

Draußen toset die Brandung der Zeit,
Sie warf mich, wie die sterbende Welle
Hier aus in deine Einsamkeit.
O, eh ich mich wieder hinunter wage
Sag mir, wie ichs trage!
Gib Rath! Gib Weisheit!

Kaiser.

Was fandest du?

Jüngling.

Nirgends Ruh!
Ueberall ein Stürmen, ein Drängen,
In den Herzen, in den Gesängen.
Nirgends mehr ein sicheres Bildniß,
Alle Farben fließend verwischt,
Und in sündlicher Wildniß
Nacht und Klarheit,
Lüg und Wahrheit,
Recht und Frevel zusammengemischt.

Kaiser.

Und im Volke die Alten?

Jüngling.

Die stützen und halten,
Halten das Gute, halten das Schlimme;
Sie hören nicht die Gottesstimme,
Die nächtlich durch das Land sich schwingt,
Und leise lockend, leise,
Wie eine Frühlingsweise
Von einer reichen Zukunft singt.
Der Lenz ist ihnen zu grün,
Zu hell die Sonne,

Der Jugend schwellende Wonne
Zu stolz, zu kühn.
Sie zertrümmern feindlich die Flasche
Voll feurig gährenden Weins,
Und wissen nur Eins:
Die Flamm ist gefährlicher, als die Asche.

Kaiser.

Aber die Jungen?

Jüngling.

Die schelten und meistern mit kecken Zungen;
Nichts ist ihnen recht,
Alles soll anders werden
Im Himmel und auf Erden,
Und wer nicht mitschreit, heißt ein Knecht.
Sie möchten das Höchste zu unterst kehren,
Um selbst zu herrschen nach eignem Begehren.
Der Glaub ist ihnen ein Fastnachtsscherz,
Eine Thorheit das Herz.
Ach und so viele
Treibens zum Spiele;
Nach Freiheit rufen sie männiglich,
Und sind der eignen Lüste Knechte;
Sie reden vom ewigen Menschenrechte,
Und meinen doch nur ihr kleines Ich.
Sie wollen der Wahrheit Schlachten schlagen,
Und die Lüg ist ihr Schwert;
Wollen die Welt auf den Schultern tragen,
Und ordnen kaum den eignen Herd.

Kaiser.

Thoren! Sie schießen nach den Sternen,
Doch sie werden das Treffen nicht lernen.
Die Welten wandeln ihren Gang
Ruhig entlang
Und lächeln auf die Knaben herunter. —

137. Protestlied für Schleswig-Holstein. (Juniuslieder.)

Es hat der Fürst vom Inselreich
Uns einen Brief gesendet;
Der hat uns jach auf einen Streich
Die Herzen abgewendet.
Wir rufen: Nein, und aber: Nein,
Zu solchem Einverleiben,
Wir wollen keine Dänen sein,
Wir wollen Deutsche bleiben!

Wir Alle sind hier, alt und jung,
Aus deutschem Thon geknetet,
Wir haben deutsch gescherzt beim Trunk
Und deutsch zu Gott gebetet.
Man soll uns schenken deutschen Wein
Und deutsche Satzung schreiben,
Wir wollen keine Dänen sein,
Wir wollen Deutsche bleiben!

Dem Herzog haben sie gesagt,
Er soll die Zügel schärfen,
Wir würden stumm uns und verzagt
Der Willkür unterwerfen.
Drum singts in seine Burg hinein,
Daß zittern alle Scheiben:
Wir wollen keine Dänen sein,
Wir wollen Deutsche bleiben!

Nicht sühnt uns fremder Herrschaft Putz
Die eingebornen Schmerzen.
Es grollt der alte Sachsentrutz
Noch heut in unsern Herzen;
Der Albion nahm im blutgen Reihn
Kann auch ein Joch zerreiben;
Wir wollen keine Dänen sein,
Wir wollen Deutsche bleiben!

Sie deutsches Land, trotz Spruch und Brief,
Ihr sollts uns nicht verleiden.
Wir tragen Muth im Herzen tief
Und Schwerter in den Scheiden;
Von unsren Lippen soll allein
Der Tod dies Wort vertreiben:
„Wir wollen keine Dänen sein,
Wir wollen Deutsche bleiben!“

---

138. Für Schleswig-Holstein. 1846. (Juniuslieder.)

Der alte Münster spricht im Glockenklange:
Mich hieß die deutsche Kunst in bessern Tagen
Mit meinen Gipfeln in die Sterne ragen,
Doch steh ich längst betrübt in welschem Zwange.

Jetzt, wie ich schaue nach der Zeiten Gange,
Gewahr ich, daß aufs Neu mit frechem Wagen
Ein Fremdling sich vermißt ein Glied zu schlagen
Vom deutschen Leib, und lauschen muß ich bange.

Gelingts ihm: weh, so will im Staub ich trauern,
Die Gluten meiner Rose sollen bleichen,
Mit Seufzern will ich sprengen Thurm und Mauern.

Doch glückts ihm nicht, so solls mir sein ein Zeichen:
Auch meine Knechtschaft soll nicht ewig dauern,
Einst werd ich ausgelöst mit Schwertesstreichen.

O Muttersprache, reichste aller Zungen,
Wie Lenzwind schmeichelnd, stark wie Wetterdröhnen,
In deren dreimal benedeiten Tönen
Zuerst erfrischt das Wort des Herrn erklungen.

Mit ehrnen Banden hältst du uns umschlungen,
Uns Alle, die du zählst zu deinen Söhnen,
Daß Keiner sich dem Machtspruch mag gewöhnen,
Der ihm mit anderm Laut ins Ohr gedrungen.

Nun aber wollen dir die Weltgestalter
Entziehn ein ganz Geschlecht nach ihren Launen,
Und dänisch welschen solls im neuen Alter.

Wohl mag dich, Mutter, fassen drob ein Staunen,
Doch zage nicht! Nein, greif auf deinem Psalter
Ein wehrhaft Lied, schmetternd wie Kriegsposaunen!

Mich wills bedünken fast gleich einem Schwanke,
Daß dieses Inselreich, das kleine, schwache,
Aufbäumend, wie ein zornger Meeresdrache,
Sich wider uns erhebt zu grimmem Zanke.

Denn Eines Streichs nur brauchts, so liegt zum Danke
Für solchen Trutz es da in blutger Lache,
Es sei denn, daß vor unsrer starken Rache
Der Slav es wolle schirmen oder Franke.

Doch wär es so, und spie aus seinen Kreisen
Der Eispol Scharen her, wie Sand am Meere,
Und brüllte Frankreich, seinen Ruhm zu speisen:

Auf dann, mein Volk, die Herzen hoch, die Speere!
Dann gält es erst, im Kampf uns zu erweisen,
Im eingen Riesenkampf um Deutschlands Ehre.

Es sprach der Herr zu uns in Krieges Lohen:
„Seid einig,“ und wir warens eine Stunde,
Doch lachten wir des Worts aus seinem Munde,
Da am Gewölk der Glutschein kaum entflohen.

Nun läßt er wieder seine Stimme drohen
Und mahnt uns festzustehn im guten Bunde;
O hört den Ruf ihr Niedern in der Runde,
Und beugt euch ihm auf euerm Thron ihr Hohen!

Denn also spricht Er: „Habet ihr danieden
Vergessen schon der Trübsal eurer Herzen,
Die auf euch kam, da ihr euch jüngst geschieden?

Seid eins, sonst muß euch gleich spröden Erzen
Zerbrechen, oder neu zusammen schmieden
Im Feuer meines Zorns und eurer Schmerzen.“

Es sitzt die Zeit am großen Webestuhle,
Im Teppich der Geschicht ein Bild zu weben;
Schon seh ich hin und her die Fäden streben,
Der Rieseneinschlag rauscht, es dröhnt die Spule.

Noch kannst du wählen, Deutschland, ob zur Buhle
Sie dich dem sternbekrönten Ruhm soll geben,
Ob im Geweb, ein Schmachbild, du willst leben,
18 Ein Hohn den Völkern bis ans fernste Thule.

Sprich aus — doch gilt kein Zaudern jetzt, noch Zagen —
Willst hilflos du von deinem Angesichte
Die Kinder stoßen, die dein Schooß getragen?

Sprich, oder willst in grollendem Gerichte
Die sie bedrängen, du zu Boden schlagen? —
Thu deinen Spruch! — Es harrt die Weltgeschichte!

---

139. Gnomen. (Denksprüche.)

Heilig acht ich den Wein, und immer, sobald er die Lippen
Herzerfreuend mir netzt, denk ich des Lebens dabei.
Denn vom Lichte gezeugt und der Alles ernährenden Erde
Grüßt in des Lenzes Beginn schüchtern die Rebe den Tag;

Und dann küßt sie der Strahl, da weint sie. Aber die Zähren
Sind noch süß und allein quellenden Lebens Symbol;
Bald auch schießen die Blätter heraus in grünender Jugend,
Und allmählig am Stock drängt sich die Traube hervor.
Langsam reift sie, vom Glanze gesäugt, bis endlich im Herbste
Voll süß schwellenden Safts purpurn den Winzer sie lockt.
Wenn sich das Laub dann senkt und, den Tod vorahnend, noch einmal
Prächtig in Farben erglüht, naht er mit blinkendem Erz;
Und vom Stamme gelöst, und gelöst von der nährenden Mutter
Wird die gezeitigte Frucht unter die Kelter gethan.
Ach, dann duldet sie viel; der Geburt ursprüngliche Reinheit
Geht ihr verloren, sie weint blutige Thränen des Leids.
Aber das Fremde bewältigt sie nicht; und die Strahlen der Sonne,
Die sie als Kind einsog, regen sich mächtig in ihr,
Bis sie im gährenden Kampf die gemeineren Stoffe bezwungen,
Und als Feuer und Geist wiedergeboren erscheint;
Seht, da fasset der Priester den Wein in goldene Schalen
Und, ein geläutert Geschenk, bringt er den Göttern ihn dar.

Großes vermag der Verstand, er ersinnt und bildet und ordnet,
Aber das Kunstwerk schweigt, aber die Ordnung ist todt.
Prangt auch hehr das Gebild in der Glieder entzückendem Gleichmaß:
Nimmer vom Marmorgestell springt es erröthend herab;
Nimmer bewegt sich die athmende Brust, von der schwellenden Lippe
Fließt uns das Herz zu erfreun nie der empfindende Laut;
Ach, und des Auges erstarrtes Gewölb klagt traurig und glanzlos:
„Warum gabst du den Leib, wenn du die Seele nicht gibst?“
Willst du Lebendiges zeugen, so schaffe wie Gott schuf — liebend;
Göttlichen Odem bescheert einzig die Liebe dem Werk.

---

140. Sprüche.

Das Größeste ist das Alphabet,
Es stecket alle Weisheit drin;
Aber nur der erkennt den Sinn,
Ders recht zusammenzusetzen versteht.

Gönnt nur der jungen Brust ihr Wogen
Von Leid in Lust, von Lust in Pein;
Thränen der Lieb und froher Hoffnung Schein,
Das gibt des Lebens schönsten Regenbogen.

Ich fühle mich nie so groß, so klein,
Als wenn im Shakspeare ich gelesen,
Klein, weil ich denk an das, was mein,
Groß, weil er auch ein Mensch gewesen.

---

141. Distichen aus Griechenland.

Viel zu wissen geziemt und viel zu lernen dem Dichter,
Ach für seinen Beruf däucht mir das Leben zu kurz;
Denn er kenne die Welt und ihre Geschichten; er gehe
Bei den Alten mit Lust, wie bei den Neuen zu Gast.
Fremde Länder und Sprachen erforsch er mit willigem Eifer,
Sei im Norden und sei unter den Palmen zu Haus.
Aber vor allen versteh er das Herz und die ewige Leiter
Seiner Gefühle; die Lust kenn er und kenne den Schmerz,
Was aus Säul und Gemälde dich anspricht, wiß er zu deuten,
Was dir des Waldes Geräusch flüstert, er faß es ins Wort;
Kunst und Natur und Welt und Gemüth, er beherrsche sie alle,
Aber der Thor nur verlangt, daß ein Gelehrter er sei.

Johann Wolfgang v. Goethe.

Und so legt euch, liebe Lieder,
An den Busen meinem Volke.

Es kann die Spur von meinen Erdetagen
Nicht in Aeonen untergehn.
J. Wolfg. v. Goethe.

Johann Wolfgang v. Goethe wurde am 28. Aug. 1749 zu Frankfurt a. M., im Hause mit den 3 Leiern, geboren und zwar in dem Augenblick, als die Sonne für den Tag den höchsten Stand erreicht hatte. Er kam für todt auf die Welt und wurde nur durch die sorgfältigsten Bemühungen ins Leben gebracht. Später blieb er von keiner Kinderkrankheit verschont. Die Blattern, welche so viele Kinder wegrafften oder doch wenigstens entstellten, befielen ihn mit großer Heftigkeit, bedeckten seinen ganzen Körper und namentlich das Gesicht. So lag der Knabe mehrere Tage blind und in großem Leiden; doch bald zogen sich die Blattern, wie eine Maske, vom Gesicht, ohne auch nur eine Spur auf der Haut zurückzulassen.

Goethes Vater war Dr. der Rechte und hatte den Titel eines kaiserlichen Rathes, lebte aber doch als Privatmann *). Er war ein sehr fleißiger, ordnungsliebender, gründlich gelehrter und vielseitig gebildeter Mann von ernstem und entschiedenem Charakter; besonders

*) Für Diejenigen, welche es interessirt, sei noch bemerkt, daß Goethes Urgroßvater, Joh. Christian Goethe, Hufschmied zu Artern in der Grafschaft Mannsfeld, sein Großvater aber Schneider und später Gastwirth im Weidenhof zu Frankfurt a. M. war.

war er von großer Liebe zur Literatur und Kunst beseelt. Die Mutter (eine Tochter des kaiserlichen Schultheißen Johann Wolfg. Textor, der die höchste reichsstädtische Würde bekleidete) war eine heitere, kräftige Natur, die viel Geist, Phantasie und ein reiches Gemüth besaß. Diese schönen Eigenschaften seiner Eltern hat Goethe glücklich in sich vereinigt und es mögen deßhalb seine darauf bezüglichen Worte hier eine Stelle finden:

„Vom Vater hab ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen,
Vom Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zu fabuliren!"

Als Knabe durchstreifte Goethe seine an geschichtlichen Erinnerungen so reiche Vaterstadt nach allen Richtungen. Er besuchte sehr oft die Mainbrücke, ging gern am Flusse spaziren und wartete auf die Ankunft des Marktschiffes, um seltsame Menschen aussteigen zu sehen. Gerne hielt er sich hinter der Stadtmauer auf, mischte sich in das Gewühl und Gedränge des Wochenmarktes und zwischen den Meßbuden und hatte große Freude an ländlichen Festen. Seine Wißbegierde trieb ihn öfters in die Werkstätten der alten Gewerbstadt, in wichtige öffentliche Gebäude und burgartige Räume, wie in das Braunfels, die untern gewölbähnlichen Hallen des Rathhauses (Römer) und in den Kaisersaal, um die Kaiserbilder zu sehen. Die Paraden und Truppendurchmärsche, die Gefangenen und Verwundeten, welche aus der Schlacht bei Bergen gebracht wurden, die Pracht bei der Krönung Josephs II. (3. April 1764) zum römischen Könige: das Alles machte einen bleibenden Eindruck auf ihn, regte ihn vielseitig an, bildete seinen Blick für die richtige Beobachtung und Auffassung großartiger Verhältnisse und verschaffte ihm eine reiche Anschauung des wirklichen Lebens. Während des 7jährigen Krieges wurde Frankfurt von den Franzosen besetzt und der Königslieutnant Graf Thorane, der als Richter die Streitigkeiten zwischen Bürgern und Soldaten zu schlichten hatte, ward in Goethes elterliches Haus einquartirt und blieb einige Jahre da wohnen. Früher schon hatte Goethes Vater die Frankfurter Maler:

Hirsch, Trautmann, Nothnagel, Schütz, Junker und auch den darmstädter Hofmaler Seekatz mehrere Jahre hindurch beschäftigt. Dieselben Männer zog nun auch der kunstliebende Thorane wieder in Goethes Haus. Der kleine Wolfgang durfte oft in den Künstlerkreis und in die Werkstätte der Künstler, wodurch die Liebe und der Sinn für Kunst frühzeitig bei ihm geweckt, sein Geschmack gebildet und sein Urtheil geübt wurde. Die französische Sprache erlernte er in dieser Zeit praktisch und sehr leicht; er besuchte das französische Theater, was seinen Sinn fürs Dramatische weckte. In sonntäglichen Zusammenkünften mit seinen Genossen las jeder der Knaben die von ihm selbst verfertigten Verse vor und Goethe hielt die seinigen stets für die besten. Die große Bilderbibel (von Luther), der Orbis pictus, Fenelons Telemach, Robinson Crusoe, Lord Ansons Reise um die Welt, dann die Volksbücher: der Eulenspiegel, die schöne Magelone, die 4 Haimonskinder, Fortunatus &c. in ihrer derben und anschaulichen Wahrheit und später die Dichter: Hagedorn, Haller, Gellert &c. waren die Bücher, welche gelesen und zum Theil zerlesen wurden. Mit großem Eifer, aber heimlich, aus Furcht vor dem Vater, las er auch Klopstocks Messiade. Unterdessen zeichnete, dichtete und musicirte er fleißig. In einem Roman ließ er sieben Geschwister, die in der Welt zerstreut waren und sich wechselseitig Nachrichten von ihren Zuständen mittheilen wollten, in ebenso viel verschiedenen Sprachen miteinander verkehren. Eifrig arbeitete er auch in der Naturkunde, der Rechtswissenschaft und den Sprachen. Den Besuch eines Gymnasiums hatte ihm sein Vater nicht gestattet; er unterrichtete ihn theils selbst, theils ließ er ihm Privatunterricht allein oder in Gemeinschaft mit Nachbarskindern ertheilen.

Der angehende Jüngling machte viel Gelegenheitsgedichte, aus denen seine gleichalterigen Kameraden geringeren Standes reichlichen Nutzen zu ziehen wußten. In dem Hause, wo sie Abends ihre Versammlungen hielten, lernte Goethe Gretchen (die Tochter des Wirthes zur Rose in Offenbach) kennen, die sich in Frankfurt bei ihren Verwandten aufhielt. Diese erste Liebesneigung nahm für

Goethe ein unwillkommnes, widerwärtiges Ende, indem sie durch ein höchst thörichtes und unbilliges Einschreiten seiner Angehörigen zerstört wurde. Gegen seine Jugendgenossen (ganz gewöhnliche Bursche, die allerlei böser Streiche verdächtig waren) wurde eine Untersuchung eingeleitet. Darüber erkrankte der junge Goethe, klagte und weinte sehr und wollte sich nicht trösten lassen. Die tiefe Neigung zu Gretchen schwand jedoch, als er hörte, daß das Mädchen, dessen Unschuld durch die Untersuchung bestätigt wurde, freimüthig erklärt habe: „Ich kann es nicht läugnen, daß ich ihn (Goethe) oft und gerne gesehen, ihn aber immer stets als ein Kind betrachtet habe und meine Neigung zu ihm eine wahrhaft schwesterliche war.“ Auf diese Erklärung hin glaubte sich Goethe von aller Leidenschaft für Gretchen geheilt und fand es bald schrecklich, daß er, um eines Mädchens willen (das ihn als einen Säugling betrachtete und sich höchst ammenhaft weise gegen ihn dünkte) Schlaf, Ruhe und Gesundheit geopfert hatte. In der schönen Jahreszeit machte er Wanderungen in das nahe Taunusgebirg, nach Wiesbaden und Mainz &c., um in der frischen Bergluft und unter fremden Menschen zu gesunden. Doch gab es Augenblicke, in denen er es nicht lassen konnte an Gretchen zu denken und sich ihre Gestalt und ihr Betragen zu vergegenwärtigen. Er schreibt in seinen Lebensgeständnissen: „Durch Gretchens Entfernung war der Knaben- und Jünglingspflanze das Herz ausgebrochen; sie brauchte Zeit, um an den Seiten auszuschlagen und den ersten Schaden durch neues Wachsthum zu überwinden.“ Gretchen, wie es im „Faust“ fortlebt, gehört zu den anmuthigsten, innigsten Gestalten, die je ein Dichter geschaffen hat und gerne gesteht Goethe seiner Jugendgeliebten einen höhern geistigen und sittlichen Einfluß auf ihn zu, wenn er sagt: „Die Natur scheint zu wollen, daß ein Geschlecht in dem andern das Gute und Schöne sinnlich gewahr werde. Und so war auch mir durch den Anblick des Mädchens, durch meine Neigung zu ihr, eine neue Welt des Schönen und Vortrefflichen aufgegangen“. Die Angelegenheiten des Herzens waren ihm von nun an die wichtigsten; sie wurden der Mittelpunkt seines

ganzen innern Lebens, wodurch die Liebe der gereifte Kern aller seiner Dichtungen geworden ist, weßhalb auch Goethe mehr als irgend Einer, der echte Sänger der Liebe genannt werden muß. An Gretchens Statt traten nach und nach die Sesenheimer Friederike, die Lotte in Wetzlar und die Lili in Offenbach, drei Frauengestalten, die er in höchster Vollendung verklärt im reinen Lichte der Poesie in seinen Werken fortleben ließ und die an der Entwicklung seiner innern Lebensverhältnisse den thätigsten und reichsten Antheil hatten.

Im Herbste 1765 ging Goethe, auf den Willen seines Vaters, nach Leipzig (er wollte nach Göttingen), um die Rechtswissenschaft zu studiren. Seine frühere Neigung zu Gretchen hatte er hier auf ein Aennchen übertragen, das ihn „wirklich von Herzen liebte und das hübsch, munter, liebevoll und angenehm genug war, um im Schrein des Herzens eine Zeit lang als kleine Heilige aufgestellt und verehrt zu werden.“ Durch launenhafte Grillen und Eifersüchteleien brachte er sich um das edle Gut der reinen jungfräulichen Seele, die er später um keinen Preis mehr gewinnen konnte. Stürmische Leidenschaften drohten seine sittliche Natur zu verderben, als zum ersten Mal — wie später immer — die Poesie als Heilmittel für sein gequältes Herz sich einstellte. So schrieb er die „Launen des Verliebten“ und später: „die Mitschuldigen“, mit welchen seine nationalliterarische Thätigkeit beginnt. Auf der Universität lernte er Gellert, Ernesti, Morus und andere tüchtige Männer kennen. Gellerts Vorlesungen haben ihn jedoch in Bildung seiner aesthetischen Kunstansicht wenig gefördert. Winkelmanns Schriften, Lessings Laokoon, der Umgang mit Oeser, dem Maler und Direktor der Zeichenakademie, und der Besuch der Dresdner Gemäldegallerie erweiterten und schärften seinen Blick und sein Urtheil. Ernstlich mit dem Studium der Kunst und ihrer Geschichte beschäftigt, zeichnete er viel und versuchte sich auch selbst im Kupferstechen. Weil er sich aber nicht vorsichtig genug gegen die schädlichen Dämpfe verwahrt hatte, so zog er sich beim Aetzen eine Krankheit zu und eine seinem Körper nachtheilige

Diät brachte ihn dem Tode nahe. Kränkelnd kehrte er im September 1768 ins elterliche Haus zurück, wo gute ärztliche Behandlung und die sorgfältigste mütterliche Pflege seiner angegriffenen Gesundheit wieder aufhalfen. In spätern Jahren kommt Goethe in seinen venetianischen Epigrammen auf das vielseitige Streben in Kunst und Wissenschaft zurück und sagt:

„Vieles hab ich versucht, gezeichnet, in Kupfer gestochen,
Oel gemalt, in Thon hab ich auch Manches gedruckt,
Unbeständig jedoch und Nichts gelernt noch geleistet;
Nur ein einzigs Talent bracht' ich der Meisterschaft nah:
Deutsch zu schreiben."

Das Kunststreben gefiel wohl dem kaiserlichen Rath; doch wollte er in seinem Sohne recht bald einen wackern Juristen sehen und drang deshalb auf den Abschluß der Berufsstudien desselben. Goethe begab sich nun nach Straßburg, befaßte sich aber auch da wieder viel mit Chemie, Anatomie und Medicin. In Straßburg lernte er den vielgelehrten Herder kennen, der einen mächtigen Einfluß auf die Bildung des jungen Dichtergeistes ausübte, indem er ihn in die neuere deutsche Nationalliteratur einführte, auf Shakspeare und Ossian aufmerksam machte, auf die Volksdichtung hinwies und ihn trieb ihre Ueberlieferungen im Elsaß aufzusuchen 2c. Zugleich ließ er ihn die Dichtkunst als eine Welt- und Völkergabe, nicht als bloßes Erbtheil einzelner Gebildeten erkennen. In Herders Nähe „verging ihm kein Tag, der nicht auf das fruchtbarste lehrreich für ihn gewesen wäre." So wirkte Herder, wenn auch nicht immer erfreulich, doch stets bedeutend auf Goethe. In die Zeit seines Straßburger Aufenthaltes fällt auch sein inniges Verhältniß zu Friederike Brion, Tochter des Pfarrers zu Sesenheim, das wenige Stunden von Straßburg entfernt liegt. Der Dichter spricht den Charakter dieses zärtlichen Verhältnisses in folgenden Versen aus:

„Jetzt fühlt der Engel, was ich fühle,
Ihr Herz gewann ich mir beim Spiele
Und Sie ist nun von Herzen mein.

Du gabst mir, Schicksal, diese Freude,
Nun laß auch morgen sein, wie heute,
Und lehr mich ihrer würdig sein."

Die holdselige, naive Friederike erfüllte Goethes ganzes Gemüth und stimmte es zu jenen einfachen, aber innig- und tiefgefühlten Herzensliedern: „Der Abschied", „An die Erwählte" und „Willkommen und Abschied" ꝛc. mit denen er schon die klassische Höhe lyrischer Dichtkunst erreicht hatte. Friedrike hingmit ganzer Seele an ihrem Geliebten und als später das zarte Band der Liebe zerrissen war, da wies sie jede Bitte um ihre Hand mit den Worten zurück: „Wer von Goethen geliebt worden ist, kann keinen andern mehr lieben." Die Marie im Goetz von Berlichingen und die im Clavigo sind die poetischen Gestalten, in denen das Andenken an die treue, freundliche Sesenheimerin unsterblich geworden ist, während Goethe zu seiner „eignen Buße" sich ihr gegenüberstellt im Weißlingen und Clavigo, den „beiden schlechten Figuren", die dort die Liebhaber der Marien sind.

Am 6. August 1771 promovirte Goethe als Dr. jur. und verließ dann die Stadt und das Land, wo Freundschaft und Liebe, Natur und Kunst ihm so manche liebe, genußreiche Stunde bereiteten und wo der Wendepunkt seines poetischen Lebens eingetreten war. Der junge Doktor der Rechte kommt nun nach Frankfurt zurück und macht durch die Gebrüder Schlosser die persönliche Bekanntschaft mit Merk, der Kriegszahlmeister in Darmstadt war und ihn in einen erleuchteten Kreis ausgezeichneter, literarisch und gesellschaftlich hochgebildeter Darmstädter Männer und Frauen einführte, unter denen auch Herders Braut. „Wie ein Bote" wanderte nun Goethe zwischen den beiden Nachbarstädten hin und her. Als er 1772 nach Wetzlar ans Reichskammergericht ging, um sich in der juristischen Praxis zu üben, blieb er in literarischer Wechselbeziehung mit Merk und suchte auch in dem nahen Gießen besonders mit Höpfner in Verbindung zu treten, wodurch sich ihm „ein drittes akademisches Leben" gestaltete, was ihm um so angenehmer war, als der lahme und schlaffe Geschäftsgang der

Gerichtssachen am Reichskammergericht keine rechte Nahrung für seinen genialen Geist bot. Merk, dessen kritischer Blick dem eines Lessing verwandt war, hat durch seinen scharfen Verstand, sein schroffes, verletzendes und mephistophelisches Wesen, wie durch seine Kenntnisse der neueren Literatur-, Welt- und Menschengeschichte, den größten Einfluß auf Goethes Dichtergenius gehabt. Er bezeichnete Goethes Wesen ganz vortrefflich mit den Worten: „Dein Bestreben, deine unablenkbare Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben“ &c. Als Goethe das echtdeutsche, kräftige Ritterschauspiel: „Götz von Berlichingen“ — das er wie den Faust, schon in Straßburg mit sich herumtrug und an dem er sich in einsamen Stunden ergötzte — nicht wollte drucken lassen, da war es Merk, der ihn dazu aufmunterte und ihm sagte: „bei Zeit auf die Zäun, so trocknen die Windeln“. Derb äußerte er sich aber gegen „Clavigo“ indem er den Dichter an seine höhere Bestimmung mahnte: „Solch einen Quark mußt du mir künftig nicht mehr schreiben, das können Andere auch.“ Den Götz ließ Goethe auf eigne Kosten und ohne seinen Namen drucken, der erst der zweiten Auflage vorangesetzt wurde. Außerordentlich war der Beifall, den Götz, dieses Muster eines Volksdramas erlangte. Herder nannte es „ein deutsches Stück, groß und unregelmäßig, wie das deutsche Reich, aber voll Charakter, Kraft und Bewegung“. Im Götz, den der Dichter in 6 Wochen vollendete, legte er auch seine poetische Beichte über sein Verhältniß mit der Sesenheimer Friederike ab: „Aber zur Zeit, als der Schmerz über Friederikens Lage lange mich beängstigte, suchte ich nach meiner alten Art abermals Hilfe bei der Dichtkunst. Ich setzte die hergebrachte poetische Beichte fort, um durch die selbstquälerische Büßung einer innern Absolution würdig zu werden“.

Wie oben schon erwähnt, so hat Goethe die Zeit von Ostern bis Herbst 1772 in Wetzlar verbracht. Die melancholische Stimmung, die Selbstquälerei mit gemachten Empfindungen, die innere Ohnmacht und Zerrissenheit, die große Leidenschaftlichkeit und die in Thränen zerfließende Weichheit, wie die schwache, willenlose

Hingabe an das kranke Gefühl: dies waren die Uebel (angeregt durch Young's Nachtgedanken), von denen die ganze damalige Zeit und namentlich die Gemüther der Jugend befallen waren. Auch Goethe hatte alle diese Krankheitszustände von ihren zartesten und leisesten Anfängen an, bis zur äußersten und gefährlichsten Ausbildung derselben an sich erfahren und, obwohl nicht ohne gewaltsamen Kampf, in sich durchlebt. Durch seine geistige Kraft und seine gesunde Natur hatte Goethe mit Hilfe der Poesie die Krankheit schon glücklich überwunden und war vollkommen geheilt, als das „Wertherfieber" erst recht alle Welt ergriff. Seine Wetzlarer Liebe war Lotte Buff (Tochter des dortigen Amtmanns), die Braut von Albert Kestner, des nachmaligen hannoverschen Hofraths († 1800). Lotte war ein reines Naturkind, voll Seelenruhe und Herzensgüte, verständiger Einfalt, Thätigkeit und Lebenswahrheit, wie auch von seltner Größe und Festigkeit des Charakters. Sie liebte den Werther oder richtiger Goethe, als Freund in unschuldiger, vertrauensvoller Zuneigung; aber nicht mit der glühenden, Alles verzehrenden Leidenschaft, dem „unsäglichen Schmerze und der unaussprechlichen Sehnsucht", mit der sie von Werther geliebt wurde, der es nicht begreift, „wie sie einen Andern lieb haben kann, lieb haben darf, da er sie so ganz allein, so innig, so voll liebt, nichts Anderes kennt, noch weiß und hat, als sie". In diesem Seelenzustand wurde Goethe von Merk im Herbste nach Frankfurt zurückgeführt. Hier beschäftigte er sich eifrig mit dem Gedanken eine poetische Arbeit zu schaffen, die ihn frei machen und Alles das enthalten sollte, „was er über diesen wichtigen Punkt empfunden, gedacht und gewähnt." Die Elemente waren zusammen, wollten sich aber nicht zu einem kunstvollendeten Ganzen gestalten, weil eine Begebenheit fehlte, in der sie sich verkörpern könnten. Diese gab der Selbstmord des jungen Jerusalem. Als nämlich Goethe 6 — 7 Wochen von Wetzlar weg war, kam ihm die Nachricht, daß der dortige braunschweigisch-wolfenbüttelsche Gesandtschaftssekretär Karl Wilh. Jerusalem (Sohn des berühmten geistlichen Redners und Abtes) sich durch einen Pistolenschuß das

Leben geraubt habe und zwar „wegen unglücklicher Neigung zur Gattin eines Freundes". Goethe blieb also Werther bis zum Erschießen, wo er seine Rolle an Jerusalem abtrat, der nachher der bemitleidete und berühmte Werther wurde, dessen Grab man den reliquiensüchtigen Engländern in dem klassisch gewordenen Garbenheim (Wahlheim!) und in Wetzlar an verschiedenen Orten schon zeigte, während der eigentliche Werther noch zwei Menschenalter hindurch zu leben hatte. Ueber die Entstehung des Romans: „die Leiden des jungen Werther" theilt uns Goethe selbst Folgendes mit: „In dem Augenblick der Nachricht von Jerusalems Tod war der Plan zu Werthern gefunden. Das Ganze schoß von allen Seiten zusammen und ward eine solide Masse, wie das Wasser im Gefäß, das eben auf dem Punkte des Gefrierens steht und durch die geringste Erschütterung sogleich in ein festes Eis verwandelt wird. In 4 Wochen schrieb ich Werthers Leiden, ziemlich unbewußt, einem Nachtwandler ähnlich und fand bei näherem Durchlesen wenig zu ändern und zu bessern. Ich war durch diese Arbeit aus einem stürmischen Elemente gerettet, auf dem ich durch eigne und fremde Schuld auf die gewaltsamste Art hin und wieder getrieben worden. Ich fühlte mich, wie nach einer Generalbeichte, wieder froh und frei und zu einem neuen Leben berechtigt." Der größte Theil des Werther ist in Briefform geschrieben, in welcher der Verfasser das Selbstgespräch zum Zwiegespräch umbildete und, indem er irgend eine Person seiner Bekanntschaft im Geiste zu sich rief, wandelte er sein einsames Denken in gesellige Unterhaltung um. Als der Roman erschienen war, schickte Goethe ein Exemplar an seine Freundin, die nicht wenig erstaunte, sich so der Welt vorgestellt zu sehen und ihr Gatte Kestner fühlte sich dadurch tief verletzt. Goethe bat Lotten, sie möge sich doch beruhigen, der Roman werde ihm und ihr ein bleibendes Andenken verschaffen *)".

In Schrift und Bild wanderten nun Lotte und Werther durch Deutschland und Europa. Die Engländer übersetzten den Roman

*) Lotte starb am 16. Januar 1828 zu Hannover. Goethe sah sie zum letzten Male 1816 in Weimar und empfing sie mit dem höchsten Grade der Verehrung.

wiederholt und vertieften und verliebten sich ganz in ihn. Napoleon führte das Buch in seiner Feldbibliothek mit sich und selbst die Chinesen hatten mehrere Gemälde, Werthers Leiden vorstellend. Ein junger Franzose sandte dem Dichter des Werther aus weitester Ferne einen Brief, worin er ihm gestand, „daß Werther sein Herz zur Tugend und Rechtschaffenheit zurückgeführt habe". Er schloß mit den Worten: „Ich glaube, daß Sie die Tugend lieben" (je crois, que vous aimez la vertu). Dieser großartigen Anerkennung gegenüber stellte sich die tiefste Verachtung von Seiten derer, die in dem Buch die Aufforderung zum Selbstmord und den Hochverrath an der Poesie, Moral und Religion erblickten und nun einen „theologisch-moralistischen Kreuzzug" gegen den Dichter und sein gefährliches Buch unternahmen, das in Leipzig verpönt wurde. Von allen Erwiedrungen Goethes erwähnen wir nur die treffende Strophe:

„Was schiert mich der Berliner Bann,
Geschmäcklerpfaffenwesen,
Und wer mich nicht verstehen kann,
Der lerne besser lesen."

In das Jahr 1775 fällt außer der Schweizerreise mit den beiden Grafen Stolberg auch die leidenschaftliche, tiefgewurzelte nur durch Verhältnisse getrennte Liebe zur Lili (Elisabethe Schönemann, spätere Frau von Türkheim, gestorben zu Straßburg 1815). Manches seelenvolle Lied, wie „Herz mein Herz, was soll das geben" 2c. wurde durch diese Liebe hervorgerufen, die Goethe noch mit dem Feuer jugendlicher Begeistrung schilderte, als er schon dicht an den Marken seines Erdenlebens stand. — Im Herbste 1775 folgte er einer Einladung des jungen Herzogs Karl August von Weimar, der in Uebereinstimmung mit seiner unsterblichen Mutter Amalie seine Residenz Weimar zum deutschen Athen machte, indem er die größten Geister des Jahrhunderts: Goethe, Schiller, Herder, Wieland, Knebel, Musäus, Bode, Falk 2c. 2c. um sich versammelte, so daß sein Hof selbst den der Este und Medici überstrahlte und Herder spöttelnd be-

merkte: Weimar sei „das Bethlehem in Juda, das nicht leer werde von dem Besuch der Weisen.“ Auch in Jena drängte sich gleichzeitig eine große Anzahl geistig bedeutsamer und wissenschaftlich hochstehender Männer in frischen Jugendjahren zusammen, namentlich: Fichte, Reinhold, Hegel, Schelling, Luden, Hufeland, Thibaut, Voß, die beiden Humbold und Schlegel, Brentano ꝛc. Nun drang die Poesie mit Macht in die Wissenschaft, die bildende Kunst und das Leben ein. In den Worten der Leonore Sanvitale im Torquato Tasso setzt Goethe nicht allein dem Hause Ferrara von Este, sondern auch dem weimarer Hofe ein ehrendes Denkmal:

„Sehr leicht zerstreut der Zufall, was er sammelt,
Ein edler Mensch zieht edle Menschen an
Und weiß sie fest zu halten, wie ihr thut. —
Italien nennt keinen großen Namen,
Den dieses Haus nicht seinen Gast genannt.“

Wie viel Goethe dem Herzog Karl August, der sein Fürst und was noch mehr ist, sein Freund war, zu verdanken hat, das ist in folgendem Epigramm dankbar ausgesprochen:

„Klein ist unter den Fürsten Germaniens freilich der meine,
Kurz und schmal ist sein Land, mäßig nur, was er vermag,
Aber so wende nach Innen, so wende nach Außen die Kräfte
Jeder, da wärs ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu sein.
Doch, was prießest du ihn, den Thaten und Werke verkünden?
Und bestochen erschien deine Verehrung vielleicht;
Denn mir hat er gegeben, was Große selten gewähren,
Neigung, Muße, Vertraun, Felder und Garten und Haus.
Niemand braucht' ich zu danken, als ihm und Manches bedurft' ich,
Der ich mich auf den Erwerb schlecht, als ein Dichter, verstand —
Hat mich Europa gelobt, was hat mir Europa gegeben?
Nichts! Ich habe, wie schwer, meine Gedichte bezahlt.

Deutschland ahmte mich nach und Frankreich mochte mich lesen.
England! freundlich empfingst du den zerrütteten Gast.
Doch was fördert es mich, daß auch sogar der Chinese
Malet mit ängstlicher Hand Werthern und Lotten aufs Glas?
Niemals frug ein Kaiser nach mir, es hat sich kein König
Um mich bekümmert und Er war mir August und Mäcen."

1776 ward Goethe geheimer Legationsrath mit Sitz und Stimme und 1779 wirklicher geheimer Rath. 1782 wurde er Kammerpräsident und in den Adelstand erhoben. Von 1786 — 88 machte er die Reise nach Italien, welche von dem unberechenbarsten Erfolg für seinen Dichtergenius war und ihn aus der kraftgenialen Thätigkeit, aus der „Sturm- und Drangperiode", in die eigentlich klassische Epoche überführte, wie seine unsterblichen Werke: „Tasso, Iphigenie, Faust und Egmont" beweisen, die unter dem südlichen Himmel gereift sind, wo die große Schule der Kunst und Natur für ihn offen stand. Er schreibt von Rom aus: „Ich zähle einen zweiten Geburtstag, eine wahre Wiedergeburt von dem Tage an, da ich Rom betrat." Erst in Italien erkannte er, daß er zum Dichter geboren sei. Sehr trefflich sagt Vilmar: „Die andern Dichter seiner Zeit, selbst Klopstock nicht ganz ausgenommen, haben Etwas werden wollen: Goethe hat Nichts werden wollen und ist Nichts geworden: er ist gewesen, was er war." 1788 sah er Schillern zum ersten Male und 1794 schlossen beide den innigsten Freundschaftsbund. Bis zu Schillers allzufrühem Hingang wirkten sie nun im schönen Vereine und herrschten im Reich der Dichtung „als zwei Brüder auf Einem Throne". — Die weitern äußern Lebensverhältnisse Goethes dürfen wir, als die weniger wichtigen, nur kurz berühren. 1790 reiste er nach Venedig und war beim Reichenbacher Congreß, 1792 machte er mit seinem Herzoge einen Feldzug in die Champagne mit und 1793 war er bei der Belagerung von Mainz. 1806 verheirathete er sich, 1815 wurde er erster Staats-

minister in Weimar, 1816 starb seine Frau und 1830 in Rom sein geliebter Sohn August.

Als im Jahr 1805 die unglückliche Doppelschlacht bei Jena-Auerstädt geschlagen wurde und Goethe in persönlicher Gefahr war, da stand es auch schlimm um seinen edeln Herzog. Damals sprach Goethe, der so oft wegen Selbstsucht und undeutscher Gesinnung geschmäht wurde, die tiefergreifenden Worte, welche uns J. Falk erzählt: „Wenn es auch dahin mit ihm (dem Herzog) käme, wohin es mit jenem Johann einst gekommen ist, daß beides, sein Fall und sein Unglück gewiß wäre, so soll uns das nicht irre machen, sondern mit einem Stecken in der Hand wollen wir unsern Herrn, wie jener Lukas Kranach den seinigen, ins Elend begleiten und treu an seiner Seite aushalten. Die Kinder und Frauen, wenn sie uns in den Dörfern begegnen, werden weinend die Augen aufschlagen und zu einander sprechen: das ist der alte Goethe und der ehemalige Herzog von Weimar, den der französische Kaiser seines Thrones entsetzt hat, weil er seinen Freunden so treu im Unglück war, weil er den Herzog von Braunschweig, seinen Oheim, auf dem Todbette besuchte, weil er seine alten Waffenkameraden und Zeltbrüder nicht wollte verhungern lassen". (Hier rollten ihm die Thränen stromweise von den Backen und besänftigt fuhr er dann weiter fort:) „Ich will ums Brot singen, ich will ein Bänkelsänger werden und unser Unglück in Liedern verfassen. Ich will in alle Dörfer und in alle Schulen ziehen, wo irgend der Name Goethe bekannt ist, die Schande der Deutschen will ich besingen und die Kinder sollen mein Schandlied auswendig lernen, bis sie Männer werden und damit meinen Herrn wieder auf den Thron herauf und euch (Franzosen) von dem euern heruntersingen."

Der zum Verständniß der Goetheschen Werke unentbehrliche Schlüssel ist das klassische Buch: „Wahrheit und Dichtung", worin der große Dichter seine Lebensgeschichte selbst verfaßt hat. Fr. H. Jakobi, der so Vieles miterlebte, gibt den Erzählungen Goethes das Zeugniß, „daß sie oft wahrhafter sind, als die Wahrheit selbst" und Varnhagen v. Ense findet darin alle

Reichthümer der Welt, alle Kunst des Dichters und alle Weisheit des Zeitalters im bescheidenen Gewande vergegenwärtigt. Das Werk ist ein Abbild des wahren bestimmten Lebens einer großen Zeit, eines ganzen Geschlechts, der Zustände einer Stadt, eines Hauses, des Wirkens und Regens menschlicher Kräfte und des inneren Heiligthums einer ahnungsvollen Seele, und das Alles ist so lebendig wahr und groß aufgefaßt, daß es füglich als ein Stück Geschichte gelten kann. Besonders vortrefflich spricht sich Vilmar darüber aus: „In dem ganzen Werke Wahrheit und Dichtung ist nichts Gemachtes, nichts Erstrebtes und Erflogenes, nichts gewaltsam und mit Sprüngen Erreichtes — es ist der milde, klare, durchsichtige Strom, der ruhig, seiner eigenen Natur folgend, hinabfließt durch die Gefilde, die Bäche in sich aufnimmt und ihre Trübe in seinem hellen Spiegel abklärt, Blumen, Gebüsch und wildes Gestrüpp des Ufers, heitere Auen und kahle Hügel, an denen er vorbeiströmt, in gleicher Wahrheit und mit gleicher Ruhe widerspiegelt, und der zuweilen durch dumpfes Brausen aus der Tiefe zu erkennen gibt, daß er dort unten über Felsenriffe geströmt ist und diese Klippen überwunden hat; nur leise Wirbel und leichte Schaumkreise, die, wie im anmuthigen Tanze auf den Wellen auf und niederschweben, geben auf der Oberfläche Kunde von den in der Tiefe überstandenen Kämpfen“.

Goethe, dessen literarische Thätigkeit einen Zeitraum von mehr denn sechszig Jahren umfaßt, verlebte sein Alter in heiterer Ruhe und Behaglichkeit. Man nannte ihn nur den „Fürsten deutscher Dichter“ und schmückte seine Schläfe mit dem unverwelklichen Lorbeerkranz, den ihm das ganze gebildete Europa gewunden hatte. Von allen Seiten suchte man ihm die überschwenglichste Ehre zu erweisen. Die Kaiser Napoleon, Alexander und Franz und der König von Bayern schmückten seine Brust mit Orden oder sandten Maler und Bildhauer, um ihn abzubilden. England schickte sinnig gestochene Siegel; selbst aus Asien und Amerika erhielt er Beweise der Anerkennung und ein im Beisein des jungen Goethe ausgegrabenes Haus in Pompeji wurde später

Casa di Goethe genannt. Jedem flößte seine imposante Gestalt die tiefste Ehrfurcht ein; sie war Ursache, daß er öfters mit einem olympischen Jupiter verglichen wurde. Der Arzt Hufeland nannte den 25jährigen Goethe einen Apollon, denn er habe in keinem Manne eine solche Vereinigung physischer und geistiger Vollkommenheit und Schönheit erblickt, als in Goethe. Napoleon rief, überwältigt von der Goetheschen Macht und Persönlichkeit: „vous êtes un homme!“ und Goethes fürstlicher Freund, der Herzog Karl August, meinte man könne mit Ehren Goethes Siegel führen und derjenige, welcher das Petschaft mit demjenigen Respekte gebrauche, den es verdiene, werde nie etwas Schlechtes in die Welt schicken. Heine sagt: „Goethe trug sein Haupt, auch als es mit Schnee bedeckt war, immer stolz und hoch und wenn er sprach, wurde er immer größer und wenn er die Hand ausstreckte, so wars, als ob er mit den Fingern den Sternen am Himmel den Weg vorschreiben wollte.“ Mit Recht konnte daher Goethe, dieser hohe, wundervolle Leuchtthurm der Poesie für ewige Zeiten, noch kurz vor seinem Hingange die letzten Worte des Faust (II. Thl.) ausrufen:

„Es kann die Spur von meinen Erdetagen
Nicht in Aeonen*) untergehn. —
Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Genieß ich jetzt den höchsten Augenblick!“

Im Frühling 1832 (22. März) entschlief der hohe Greis in seinem 83. Lebensjahre sanft nnd ruhig mit dem letzten Worte: „Mehr Licht! Seine Büste, von dem französischen Bildhauer David gearbeitet, steht in der Halle der weimarer Hofbibliothek neben der Schiller-Büste von Dannecker und die Leichname beider großen Dichter ruhen in der Fürstengruft. Auf dem Untergestell der Goethe-Büste stehen Schillers herrliche und wahre Worte:

„Selig, welchen die Götter, die gnädigen, vor der Geburt schon
Liebten, welchen als Kind Venus im Arme gewiegt,

*) Unermeßliche Zeiträume, Ewigkeiten.

Welchen Phöbus*) die Augen, Hermes**) die Lippen gelöset
Und das Siegel der Macht Zeus auf die Stirne gedrückt".

Sowie die leibliche Dichterpersönlichkeit Goethes sein langes Leben hindurch eine starke und vollkommen gesunde war, so war es auch seine geistige; denn Vilmar sagt: „wenn das Bedürfniß des Dichtens bei ihm nicht vorhanden war, so war er ruhig und gesund genug das langsame Zeitigen der noch unreifen Frucht Jahre lang abzuwarten, des freiwilligen Herausströmens des lebendigen Dichterborns aus den verborgnen Adern des Gemüths geduldig zu harren — geduldig zu harren, bis der vorüberrauschende Strom des Lebens ihm die Goldkörner der Dichtung von selbst an das Ufer und vor die Füße spülte, so daß er sie nur aufzuheben hatte."

Wenn ich bisher vorzugsweise die Goethesche Dichterpersönlichkeit nach ihren äußern und innern Lebensverhältnissen aufgefaßt habe: so gilt es jetzt noch, wenn auch nur in dürftigen Umrissen und unvollkommnen Strichen, ein kenntliches Bild seiner Dichtungen zu entwerfen; die geschickteren Hände von Goethes ebenbürtigen Meistern mögen das erhabene Kunstwerk schaffen. Hingerissen von der Allgewalt der Poesie wird aber auch selbst der strengste und begabteste Beurtheiler oft das Secirmesser der Kritik aus der Hand legen müssen, um in die goldne Lyra des großen Dichters miteinzugreifen. Ich trage deßhalb nicht das geringste Bedenken, das Vortrefflichste, welches über Goethes Poesieen gedacht und geschrieben worden, da, wo ich es finde, dankbar aufzunehmen und in meinen eignen Gedankengang zu verflechten, theils, weil es anderwärts oft nur Wenigen zugänglich ist, theils, weil ich es nicht besser zu sagen vermag, es aber auch nicht verschweigen will. Der kleine Rahmen, in den das Bild gefaßt werden soll, läßt es jedoch nur zu, Goethes großartigste Dichterwerke in engem Raume zu zeichnen.

---

*) Sonnengott. — **) Sohn des Zeus (mächtigsten Gottes); er gibt außer Glück und Reichthum auch den Menschen die gewandte Rede.

Das Schauspiel: „Iphigenie auf Tauris“ war anfangs in Prosa geschrieben und zwar in der höchst kurzen Zeit von wenigen Wochen (12. Febr. bis 28. März 1779). Goethe nahm das Werk mit in das schöne, warme Land und goß es dort, auf Herders dringende Veranlassung, in fünffüßige Jamben um. Alle Schönheit und Hoheit des Geistes existirt nun darin in höchster Vollendung; der Geist des klassischen Alterthums ist mit deutschem Leibe vermählt und umkleibet in einer Weise, daß „der Geist den Leib als seinen Leib und der Leib den Geist als seinen Geist anerkennen muß.“ Alle Figuren dieses Dramas sind in tiefinnerster Seele aufs Mächtigste erregt und bewegt, während sie äußerlich in stiller Hoheit und majestätischer Ruhe auftreten. Ueberall zeigt sich die großartigste Einfachheit der Handlung und der Sprache, wie die lichte Durchsichtigkeit des Ganzen so im „vollesten Sinne des Alterthums, daß es nicht eine Nachahmung, sondern eine lebendige Reproduction desselben“ genannt werden muß. Der „Geist der Innigkeit“ und der „leise Hauch des Friedens“, die das Stück durchwehen, sind deutsches Erbtheil. — Wie die Iphigenie, so war auch „Torquato Tasso“ anfangs (1780 — 82) in Prosa geschrieben. Auch diese Arbeit nahm Goethe mit nach Italien, wo er in Rom (1788) die Umwandlung derselben, ebenfalls in 5füßige Jamben begann und in Belvedere bei Weimar das Kunstwerk in den festen und reinen Formen vollendete, in denen wir es jetzt besitzen. Tasso ist der dramatisirte Werther und die historische Persönlichkeit des italischen Dichters T. Tasso hat Goethe aufs Innigste mit seinem eignen poetischen Genie verschmolzen, indem er „eigene Erlebnisse und Zustände von sich ablöste und zu selbstständigen hellen Gestalten sich krystallisiren ließ.“ Die Sprache ist zur höchsten Klassik ausgebildet und die Charakterzeichnungen sind die vollendetsten Gemälde des Seelenlebens. Alles ist so zart, fein und durchsichtig und doch so fest und gemessen, daß unsre ganze Dramatik nichts Gleiches aufzuweisen hat. Da wo die äußerliche Handlung fehlt, ist auch hier, wie in der Iphigenie, die „Gesinnung zur Handlung“

gemacht, wie Schiller sich ausspricht. So oft man aber auch beide Schauspiele gelesen haben mag, man wird sie immer mit neuem und jedesmal größeren Genusse lesen. Das Trauerspiel: „Egmont" leidet, trotz einzelner Schönheiten, an schwachen Charakteren — namentlich hat Egmont, der Held selbst, „zu wenig tragische Größe" — und an dem Mangel künstlerischer Abrundung und Vollendung; nur Klärchen ist die erhabene poetische Gestalt, deren Charakter Schiller so herrlich schildert, indem er sagt: „Klärchen ist unnachahmlich schön gezeichnet. Auch im höchsten Adel ihrer Unschuld noch das gemeine Bürgermädchen und ein niederländisches Mädchen — durch Nichts veredelt, als durch ihre Liebe, reizend im Zustand der Ruhe, herrlich und hinreißend im Zustand des Affekts". Der Anfang dieser Charaktertragödie fällt in die Zeit von Goethe's Verhältniß mit Lili; er wollte die „fürchterliche Lücke", die ihn von ihr trennte, „durch Geistreiches und Seelenvolles" ausfüllen und fing an den Egmont zu schreiben, den er 1778—80 in Weimar fortsetzte und 1787 in Italien vollendete.

An dem Roman: „Wilhelm Meister" arbeitete Goethe lange Zeit und mit häufiger Unterbrechung. Die Masse und Ungleichheit des Stoffs ist nicht immer geistig genug verarbeitet und durch das heilige Feuer der Kunst geläutert und noch immer sind selbst die berufensten kritischen Stimmen über den klassischen Werth oder Unwerth des Wilhelm Meister getheilt. Höher in künstlerischer Vollendung stehn die „Wahlverwandtschaften", die der Dichter 36 Jahre später als Werthers Leiden geschrieben hat. Er gibt darin die Geschichte der geistigen Krankheiten des modernen Lebens und zwar in so ausgeprägten Charakteren, daß „wir eine Reihe von Bildern und Statuen zu sehen glauben". Vilmar sagt: „Goethes Wahlverwandtschaften zeigen das Gift, enthüllen schonungslos dessen tödtliche Wirkungen, aber sie lassen es nicht in uns überströmen: sie behalten es in der klargeschliffenen Krystallflasche vollendeter künstlerischer Darstellung fest verschlossen und bieten es uns nur zum Anschauen dar, welches allerdings mit demselben

grausigen Behagen verbunden ist, mit welchem wir physische Gifte, die in schöngeformte Krystallphiolen gebannt sind, zu betrachten pflegen".

Das idyllische Epos, oder das epische Idyll: „Hermann und Dorothea" fällt der Zeit nach vor die Wahlverwandtschaften und steht bis jetzt unerreicht da, denn weder ein deutsches, noch irgend ein anderes Gedicht seiner Gattung kann ihm gleichgestellt werden. Schiller nennt es „den Gipfel der Goethe'schen und der ganzen neuern Kunst" und Hillebrand bezeichnet es als „den Gipfel poetischer Deutschheit, als das Bibelwerk deutscher Religion und Tugend". Goethe selbst meint, daß der Gegenstand äußerst glücklich gewählt sei und sich nicht leicht ein zweiter finde. Ferner sagt er: „Ich habe das Reinmenschliche der Existenz einer kleinen deutschen Stadt in dem epischen Tiegel von seinen Schlacken abzuscheiden gesucht und zugleich die großen Bewegungen und Veränderungen des Welttheaters aus einem kleinen Spiegel zurück zu werfen getrachtet und die Kühnheit meines Unternehmens nicht eher wahrgenommen, als bis das Schwierigste schon überstanden war." Eben so schön als wahr äußert sich Wilh. v. Humbold über Hermann und Dorothea: „der Dichter bringt uns seinen Stoff mit einer Innigkeit ans Herz, die nur ihm allein gehört. Er greift in unsere eigensten Gedanken und Empfindungen ein, und, indem er alle Falten unseres Herzens aufdeckt und uns in den Kreis unseres gewöhnlichen Alltagslebens zu begleiten scheint, erhält er sich immer auf der nothwendigen poetischen Höhe. Nur selten hat ein Andrer unter den Neuern so sehr die strenge Wahrheit und schlichte Einfalt der Natur mit der vollkommensten Begeisterung der Kunst gepaart und nie — könnte man sagen — ist Einer in einem so durchaus prosaischen Gange in so hohem Grade poetisch gewesen. — So einfach und recht antik z. B. Dorothea geschildert ist, so besitzt das Alterthum dennoch keine weibliche Gestalt, die ihr an Zartheit gleich käme". — Dorothea ist ein Muster einer sittenreinen, seelenvollen und naturkräftigen deutschen Jungfrau; sie ist „das wahre Weib aus dem

Volke" und spricht die Pflicht und den edeln Beruf des Weibes so einfach und schön in folgenden Versen aus:

„Dienen lerne bei Zeiten das Weib nach ihrer Bestimmung;
Denn durch Dienen allein gelangt sie endlich zum Herrschen,
Zu der verdienten Gewalt, die doch ihr im Hause gehöret.
Dienet die Schwester dem Bruder doch früh, sie dienet den Eltern,
Und ihr Leben ist immer ein ewiges Gehen und Kommen
Oder ein Heben und Tragen, Bereiten und Schaffen für Andre.
Wohl ihr, wenn sie daran sich gewöhnt, daß kein Weg ihr zu sauer
Wird, und die Stunden der Nacht ihr sind wie die Stunden des Tages,
Daß ihr niemals die Arbeit zu klein und die Nadel zu fein dünkt,
Daß sie sich ganz vergißt und leben mag nur in Andern!
Denn als Mutter, fürwahr, bedarf sie der Tugenden alle,
Wenn der Säugling die Krankende weckt und Nahrung begehret
Von der Schwachen, und so zu Schmerzen Sorgen sich häufen.
Zwanzig Männer verbunden ertrügen nicht diese Beschwerde,
Und sie sollen es nicht; doch sollen sie dankbar es einsehn." —

Das Volksbuch aus dem 16. Jahrhundert: „Leben, Thaten und Höllenfahrt des Dr. Faust" gab Goethen den Stoff zu der Tragödie „Faust", welche die Frucht eines langen Dichterlebens ist, indem sich Goethe von seinem 20. Jahre bis kurz vor seinem Tode damit beschäftigte. Doch nur der erste Theil ist zu einem Weltgedicht geworden, dem keine Nation etwas Gleiches gegenüberstellen kann. Er ist Goethe's tief-innigste und reichste Schöpfung, die geheime Geschichte seines eignen Genius, wie die Entwicklungsgeschichte der ganzen Menschheit, deren Lied eine deutsche Zunge so rein und voll gesungen. Faust ist also der Repräsentant der Menschheit in ihrem „Wissen und Wollen, Erkennen und Genießen, in ihrer Kraft und Schwäche, ihrer Gewißheit und ihrem Zweifel, ihrer Wahrheit und ihrem Irrthum", kurz in ihrem unersättlichen Streben nach den höchsten Gipfeln der Weisheit und der Erkenntniß, wie in ihrem rastlosen Ringen nach

17*

Gottgleichheit im Riesenkampfe mit der Welt, mit der Macht ihrer eignen sinnlichen Natur. Faust hat die Höhen und Tiefen der verborgensten Weisheit erforscht, ist aber damit im Leben nicht befriedigt und will es mit dem Tode versuchen, um „durch Thaten zu beweisen, daß Manneswürde nicht der Götterhöhe weicht". Da ertönt das Lied des frommen Glaubens und die dumpfen Glocken verkündigen schon des Osterfestes erste Feierstunde. Mit Gewalt zieht es ihm das Glas vom Munde und wir hören ihn voll ergreifender Wehmuth die unvergleichlich schönen Worte sprechen:

„An diesen Klang von Jugend auf gewöhnt,
Ruft er auch jetzt zurück mich in das Leben.
Sonst stürzte sich der Himmelsliebe Kuß
Auf mich herab in ernster Sabbathstille;
Da klang so ahnungsvoll des Glockentones Fülle
Und ein Gebet war brünstiger Genuß.
Ein unbegreiflich holdes Sehnen
Trieb mich durch Wald und Wiesen hinzugehn
Und unter tausend heißen Thränen
Fühlt' ich mir eine Welt entstehn.
Dieß Lied verkündete der Jugend muntre Spiele,
Der Frühlingsfeier freies Glück;
Erinnrung hält mich nun mit kindlichem Gefühle
Vom letzten, ernsten Schritt zurück.
O tönet fort, ihr süßen Himmelslieder!
Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder!"

Bald aber werden die Zweifel wieder in ihm lebendig und „er stürzt sich", wie Vilmar sagt: „auf den dunkeln Fittigen der finstern Macht in den vollsten Strudel des Genusses, wo seine unersättliche Seele das höchste Entzücken und das höchste Entsetzen des Genusses gefunden; aber sein Lauf ist noch nicht vollendet — ihm ist noch nicht zugerufen worden wie dem armen Gretchen: „Ist gerettet!" Diese Bahn ist durchlaufen, aber das „Her zu mir!" reißt ihn hin auf noch andre Bahnen; — auf welche?

das ist eben die unbeantwortete Frage, mit welcher der erste Theil des Faust schließt und schließen mußte" und die auch der zweite Theil nicht befriedigend löst. — In Gretchen endlich ist die „allgemeine und ewige Geschichte des Weibes dargestellt". Gretchen lebt in kindlicher Unbefangenheit, es wächst und entwickelt sich vor unsern Augen zur liebenden Jungfrau; es wird „zum leidenschaftlich erregten, sich willenlos hingebenden Weibe, zur verbrecherischen Mutter, zur verzweifelten und zerknirschten Büßerin und endlich durch die Energie ihrer Buße von ihrer Schuld sich selbst Erlösenden. Ihr Fall war menschlich, ihre Erhebung göttlich; ihr Unglück war die Sinnlichkeit, ihre Erlösung die Heiligkeit des Geistes. Im Geiste schaut sie ihre Todesstunde und fühlt alle Angst und allen Graus derselben. Mit der freiwilligen Uebernahme dieses Gerichts hat sich Gretchen von aller Schuld rein gewaschen, die Sünde ist abgebüßt und ihre letzten Worte:

„Dein bin ich, Vater! Rette mich!
Ihr Engel! Ihr heiligen Scharen,
Lagert euch um mich her, mich zu bewahren!
Heinrich! Mir grauts vor dir."

zeigen die völlig von Erdenlust und Sinnlichkeit freigewordene Seele, was auch durch die Stimme von oben: „Ist gerettet" ausgedrückt wird." (M. Kurnik.)

Zum Schlusse gilt es noch einzelne Gedichte zu erwähnen, die zugleich den vollendeten Lyriker charakterisiren. Das Wesen seiner Dichtung und seines ganzen Lebens ist die Wahrheit, wie Goethe selbst in dem wundervollen Gedichte: „Zueignung" ausgesprochen:

„Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit,
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit."

Goethe's Genius hat seinen heiligen Dichterberuf, seine hohe Sendung in einem Grade erfüllt, wie es nur ein Sterblicher vermochte. Er predigte das heitere Evangelium der Poesie, das die Menschen mit dem Leben aussöhnt. Sein Leben

ist Dichtung, Liebe und Wahrheit und seine Dichtung ist das wahrhafte Leben in Natur und Liebe; darum konnte auch Heine sagen: „Die Natur wollte wissen wie sie aussieht und sie schuf Goethe, der ihr den Spiegel vorhielt.“ Wer wollte sich unterfangen an den obengenannten Meisterwerken, wie an der klassischen Lyrik Goethe's, wo Alles das ewige Göttersiegel der Vollendung trägt, auch nur ein Wort hinzuzufügen oder herauszunehmen? Wo ist ein Volksdichter, der über Goethe steht? Die Lieder treten in einfachen herzlichen Weisen so traulich, tief und erwecklich an des Menschen Brust und deuten ihr freundlich, was sie selbst in sich trägt und birgt; „sie reden“, sagt Hillebrand, „zum Volke dasselbe, was sie zu den Gebildeten reden, sie reden menschlich-wahr und deutsch-inniglich — darum versteht sie das Volk“. Goethe hat darin „eigne Lebenserfahrungen und eigne Herzensgeschichten in ihrem höchsten Stadium festgehalten“. Die „menschliche Bedürftigkeit“, welche nicht immer das rechte Wort findet, ist darin überwunden, ist „mit allen ihren Zeugen ausgestoßen“. Trefflich bemerkt Vilmar: „Die Gährung hat sich abgeklärt zu dem goldnen, duftenden Wein, dem man seine Heimat, sein Gewächs, seinen Jahrgang, seine Erde und Traube noch anschmeckt, der aber von allem diesem nur die feinsten, lieblichsten Arome behalten und sie, in die köstlichste Weinblume vergeistigt, zusammengefaßt hat; — das Gefühl der Leidenschaft und der Herzensunruhe ist noch vorhanden, aber nur das leise Beben derselben zittert noch in die reinste Harmonie verschmolzen, durch die Töne des Gedichts, sie begleitend hindurch. — Unruhe und Leidenschaft selbst haben keinen Theil an dem Gesange, dürfen nicht mit ihren schreienden Lauten eingreifen in die melodischen Klänge, welche wie selige Geister leicht und heiter dahin schweben über den Aufruhr, die Plage und Pein dieses Lebens“ ꝛc. Von diesem Standpunkt aus sind namentlich die unvergleichlichen Lieder zu betrachten: „Trost in Thränen“, „An den Mond“, die Lieder der Mignon“, Gretchens Lied: „Meine Ruh ist hin“, „Schäfers Klagelied“, „Der Harfenspieler“, „Rast-

lose Liebe", Glück und Traum", „Das Blümlein Wunderschön", „An Belinden", „Meeresstille und glückliche Fahrt", die beiden „Nachtlieder des Wanderers" &c. Das „Mailied" ist der herrlichste Jubelgesang eines von reiner Liebe innig begeisterten Jünglings, der in der schönen Frühlingsnatur seine Liebe wiederfindet. Es wird ganz von den zaubrisch süßen Tönen der Musik gehoben und getragen, ebenso: „Frühzeitiger Frühling". Das „Tischlied" ist gleichfalls von unnachahmlicher Schönheit und wie den Dichter, so ergreift auch selbst den Leser „himmlisches Behagen". Ganz nach einem alten Volkslied, das Herder nach mündlicher Ueberlieferung in den „Stimmen der Völker" mittheilte, ist das „Heidenröslein" gedichtet. Es ist das zarte Sinnbild der in Schönheit und Jugendfrische aufblühenden Jungfrau, deren Bestimmung es ist, die Lebensgefährtin des Mannes zu werden. Je schöner und reizender diese Menschenrose emporblüht, desto mehr entzündet sie das liebeglühende Herz des Jünglings, der dann mit wilder, leidenschaftlicher Begierde nach ihrem Besitz ringt, bis sie endlich, trotz alles Widerstrebens, ihm angehört. Viel inniger und milder ist die Liebe in „Gefunden", wo die in aller Bescheidenheit im stillen Elternhause aufgeblühte Mädchenblume so ganz von ungefähr entdeckt und in das stille Haus des liebenden und geliebten Mannes verpflanzt wird, um unter dessen schützender Liebe und treuer Pflege zu gedeihen und blühend fortzuleben. Zugleich ist darin gezeigt, daß die Liebe nicht absichtlich gesucht werden kann, sondern daß sie ein Geschenk des Himmels ist. (Vergleiche namentlich die schöne Strophe von Geibels Minnelied, S. 211: „Doch suchst umsonst auf irrem Pfade" &c.) „Das Veilchen" ist das Dritte im schönen Vereine, es ist das Loos bescheidner Liebe, die selbst im Schmerz, den ihr der geliebte Gegenstand bereitet, eine Quelle des reinsten und vollkommensten Glückes findet." In höchster Vollendung und in göttlich erhabner Ruhe sind Goethe's Hymnen gedichtet, diese, „der innersten Empfindung des antiken Mythus abgelauschten Stücke", nämlich: „Gesang der Geister über

den Wassern", wovon der tiefe Sinn in die zweite Hälfte der Schlußstrophe gedrängt ist. Alles darin ist so großartig erhaben, daß man glaubt, ein David'scher Psalm rausche durch die Saiten der Harfe. „Mahomets Gesang" sollte anfangs in dem Trauerspiel „Mahomet" eine Stelle finden und Ali (Mahomets treuster Anhänger) sollte „zu Ehren seines Meisters auf dem höchsten Punkt des Gelingens diesen Gesang vortragen", daher die sonst räthselhaft klingende Ueberschrift. Der Strom ist das Sinnbild des genialen, welthistorischen Geistes, welcher durch sein segensreiches Wirken und Schaffen den mächtigsten Einfluß auf die schwächern Geister übt, die er hebt und trägt. Das Gedicht erschließt uns zugleich eine reiche Welt voll Anmuth, Kraft und Wahrheit und ergießt die vollste Befriedigung in unsre Seele. Im „Ganymed" ist das beseligende Wonnegefühl des herrlichen Frühlings, das ihn aufwärts trägt an den Busen des alliebenden Vaters. Der Gegensatz des Alterthums und der christlichen Weltauffassung tritt im „Prometheus" aufs Stärkste hervor. Zeus, eifersüchtig auf die Menschheit, entzieht ihr das belebende Feuer, das Prometheus, der Menschen aus Thon und Wasser bildete, vom Himmel herabholte, um sie zu beleben. Er haßt die Götter und hält sich selbst für heiliger und göttlicher als sie, daher das stolze Bewußtsein und die Kraft ihrer Gewalt zu trotzen und ihrer „nicht zu achten". Für seine Menschenliebe, die ihm als Frevel an der Gottheit gedeutet wurde, hat ihn der zürnende Zeus schrecklich gestraft. Wie ganz anders ist dagegen die christliche Glaubensansicht, nach welcher Gott seinen Sohn in die Welt sendet, um den Menschen das ewige Licht zu bringen. Diese verkennen, kreuzigen und tödten ihn, obgleich er sich stets in tiefster Demuth dem göttlichen Willen fügte. Christus streift die Menschlichkeit ab und kehrt wieder zum Himmel, „wo er, selbst Gott, an der Seite des Ewigen thront". In: „Grenzen der Menschheit" spricht sich das Gefühl menschlicher Schwäche und Ohnmacht den Göttern gegenüber in schönster Demuth aus und „das Göttliche" feiert die Größe des sittlichen Adels im Menschen, der nicht mehr der Unterdrückte

der Götter, sondern das Ebenbild und der Abglanz der Gottheit selbst ist. „An dieser Lyrik,“ sagt Vilmar über die Hymnen, „wird mehr als ein Jahrhundert noch zu lernen und nur zu lernen haben: ein glückliches Nachahmen wird noch lange Zeit eine der größten Dichteraufgaben bleiben; an ein Gleichkommen ist kaum, an ein Ueberwinden nicht zu denken“.

Die römische Elegie: „Alexis und Dora“ wird häufig auch unter die Idyllen gezählt, obwohl die Lyrik darin vorwaltet. Sie hat, wie es der Dichter selbst ausspricht: „den Wechsel des Jammers und Glücks in liebender Brust“ zum Inhalt. Das Ganze ist so klar, durchsichtig und überschaulich, so voll Herz und Natur, Welt und Gemüth, Gefühl und Leben, daß Schiller schrieb, es enthalte Sachen, die noch gar nicht von einem Sterblichen seien ausgesprochen worden, und daß es schwer sein möchte, „einen zweiten Fall zu erdenken, wo die Blume des Dichterischen von einem Gegenstande so rein und glücklich abgebrochen wird“.

Die Balladen (wie sie Goethe meistens gedichtet) sind das lyrische Fortleben des Volksgeistes mit all seinem Glauben an das wunderbare, geheimnißvolle Walten dunkler, geisterhafter Mächte, die durch Furcht, Schreck und Liebe ꝛc. den Menschen so überwältigen, daß Wille und Bewußtsein ihre Freiheit verlieren und er sich nicht mehr aus den Umstrickungen herauszuziehen vermag. Anders ist es bei Schiller, der Liebe und Treue, Freundschaft und Vaterlandsliebe, hohe Sittlichkeit und christliche Demuth, kurz alle Tugenden, die das wahre Wesen der edeln Menschlichkeit ausmachen, aus dem sich selbst bewußten, freihandelnden Menschengeiste hervorgehen läßt. Seine epische Lyrik ist daher meistens Romanze; aber weder er, noch Goethe, haben es mit der Bezeichnung ihrer eignen Gedichte dieser Gattung streng genommen. Jener hat nach dem gegebenen Begriff mehr Romanzen, dieser mehr Balladen gedichtet. Die Schiller'schen Romanzen gehören in das Reich der ideellen oder Kunstpoesie, zeigen die Tag- oder Lichtseite des menschlichen Lebens, weil sie die freie Handlung sittlicher Macht und Größe, die im denkenden

Selbstbewußtsein des Dichters erkannte Idee der Freiheit darstellen, während die Goethe'schen Balladen die überwiegende Natur- oder Nachtseite des Geistes zum Inhalte haben und zur Volks- oder Naturpoesie gezählt werden müssen.

Wohl in keinem Gedicht ist neben meisterhafter Darstellung und kunstreicher Sprache die Macht des Tons so wirkungsreich und ergreifend, als im „Erlkönig" und „Fischer"; dort sind es die hohlen, schauerlich dumpfen Klänge des Geisterkönigs, hier sind es die lieblichsten, zartesten und einschmeichelndsten Töne, in denen die Seele des Dichters ihren eignen Wohllaut fluten hört. Die erste und letzte Strophe des Erlkönigs sind erzählend, die übrigen enthalten das Wechselgespräch zwischen dem furchtsamen Knaben, dem besorgten Vater und dem verlockenden Elfen. Das noch unentwickelte Bewußtsein des Knaben erliegt der Furcht und der Macht der Einbildungskraft und selbst der Vater wird durch die zunehmende Angst und den Tod des Kindes überwältigt und mit in das Grausen hineingezogen. Im Fischerknaben aber ist die lockende, einschmeichelnde Gewalt des listigen Elements versinnlicht, „das auf seiner glatten Fläche den Himmel mit den Gestirnen spiegelt und unser eigen Angesicht in freundlichem Widerschein entgegenstrahlt und doch auf immer den Unbesonnen der Licht- und Tageswelt entrückt, der sich ohne Widerstand in den ewigen Thau hinabziehen läßt — ein Gleichniß der sinnlichen, bloß natürlichen Liebe, die wie das feuchte Wasserweib den, der sich ihr willenlos zu eigen gibt, mit ihren Lockungen um seine Seele bringt". Der „Zauberlehrling" ist so voll Leben und Handlung, als wenn er ein Stück Drama wäre. Der beschränkte Lehrling, der in seinem Dünkel schon den weisen Meister spielen will, wird von den Geistern geneckt und verhöhnt; sie würden ihn verderben, wenn er nicht in seiner großen Noth den Meister um Hilfe und Rettung anflehte, der über die Geister gebietet. Im „Junggesell und Mühlbach" spricht sich das Liebessehnen und das Weh des Herzens in so einfacher Wahrheit und Gemüthseinfalt aus, „als hätte der deutsche Volksgeist selbst das Gedicht aus seinem tiefsten Grunde

hervorgesprochen". Das „Hochzeitlied" entfaltet in malerischer Sprache die heitere Seite der Sagen- und Märchenwelt und die „Braut von Corinth" verwebt Alterthum und Romantik meisterhaft miteinander. „Wie glücklich" sagt Hillebrand, „ist der Ton getroffen, in welchem Grauen und Liebe in einanderüberklingen und die Art wie Tod und Leben sich umarmen. Nach einem episch-freundlichen Anfange führt jedes Wort die wunderbar schreckliche Erscheinung näher, die uns dann auf dem höchsten Gipfel des Grauens tief ergreift, ohne uns zu verletzen. Wir wandeln zwischen Schauern, aber sie überwältigen uns nicht, weil sie an der Hand freier Gestaltung auftreten und, nachdem sie alle erschienen, sich in die heitere Aussicht auf freundliche Vereinigung der Liebenden verlieren, so daß das Gedicht, wie es gefällig begonnen, in Milde endet. Ueber das Ganze aber breitet sich eine Magie der Phantasie, eine Klarheit der Darstellung und eine Vollendung in der Ausstattung der Sprache, die die Höhe der ästhetischen Freiheit des Dichters aufs Glänzendste erscheinen läßt" ꝛc.

Die Romanze: „der Sänger" wird erst recht erfaßt, wenn man sie mit Schillers klassisch vollendetem „Rudolph von Habsburg" vergleicht, weil dieser die schönste Ergänzung des Sängers ist. Der reiche, mächtige König bedarf des armen, greisen Sängers, um seine Macht zu verherrlichen und seines Reichthums recht froh zu werden; der Sänger aber bedarf der fürstlichen Burg und ihrer Feste, um die Schätze seiner innern Welt an würdiger Stelle und vor einem gebildeten Kreise auszubreiten; ihm ist Reichthum eine Last und die goldne Kette eine Fessel, die ihn an das Irdische bindet, deßhalb verschmäht er sie. König und Sänger stehen in eines und desselben „höhern Herren Pflicht"; nur ist der Sänger mächtiger, als der König selbst, weil er im erhabnen Reiche des Großen und Schönen herrscht, weil er über die Seelen der Menschen gebietet, eine Welt, in die der Wille des Königs nicht dringt. Fürst und Sänger sind die freisten Persönlichkeiten, der Eine durch weltliche Macht, der Andre durch seine Herrschaft im Reiche der Ideale. Innerlich mit einander verwandt, sollen sie sich auch

äußerlich zueinander hingezogen fühlen. Trefflich sind daher die Worte, welche der unsterbliche Schiller den König Karl in der Jungfrau von Orleans sprechen läßt:

„Edle Sänger dürfen
Nicht ungeehrt von meinem Hofe ziehn.
Sie machen uns den dürren Scepter blühn,
Sie flechten den unsterblich grünen Zweig
Des Lebens in die unfruchtbare Krone,
Sie stellen herrschend sich den Herrschern gleich,
Aus leichten Wünschen bauen sie sich Throne,
Und nicht im Raume liegt ihr harmlos Reich:
Drum soll der Sänger mit dem König gehen,
Sie Beide wohnen auf der Menschheit Höhen!“

142. Zueignung.

Der Morgen kam, es scheuchten seine Tritte
Den leisen Schlaf, der mich gelind umfing,
Daß ich, erwacht, aus meiner stillen Hütte
Den Berg hinauf mit frischer Seele ging;
Ich freute mich bei einem jeden Schritte
Der neuen Blume, die voll Tropfen hing;
Der junge Tag erhob sich mit Entzücken
Und Alles ward erquickt, mich zu erquicken.

Und wie ich stieg, zog von dem Fluß der Wiesen
Ein Nebel sich in Streifen sacht hervor.
Er wich und wechselte mich zu umfließen,
Und wuchs geflügelt mir ums Haupt empor;
Des schönen Blicks sollt' ich nicht mehr genießen,
Die Gegend deckte mir ein trüber Flor,
Bald sah ich mich von Wolken wie umgossen
Und mit mir selbst in Dämmrung eingeschlossen.

Auf einmal schien die Sonne durchzudringen,
Im Nebel ließ sich eine Klarheit sehn.
Hier sank er leise sich hinabzuschwingen;
Hier theilt' er steigend sich um Wald und Höhn.
Wie hofft' ich, ihr den ersten Gruß zu bringen!
Sie hofft' ich nach der Trübe doppelt schön.
Der luftge Kampf war lange nicht vollendet,
Ein Glanz umgab mich und ich stand geblendet.

Bald machte mich, die Augen aufzuschlagen,
Ein innrer Trieb des Herzens wieder kühn,
Ich konnt' es nur mit schnellen Blicken wagen,
Denn Alles schien zu brennen und zu glühn.
Da schwebte, mit den Wolken hergetragen,
Ein göttlich Weib vor meinen Augen hin,
Kein schöner Bild sah ich in meinem Leben,
Sie sah mich an und blieb verweilend schweben.

Kennst du mich nicht? sprach sie mit einem Munde,
Dem aller Lieb und Treue Ton entfloß;
Erkennst du mich, die ich in manche Wunde
Des Lebens dir den reinsten Balsam goß?
Du kennst mich wohl, an die, zu ewgem Bunde
Dein strebend Herz sich fest und fester schloß.
Sah ich dich nicht mit heißen Herzensthränen
Als Knabe schon nach mir dich eifrig sehnen?

Ja! rief ich aus, indem ich selig nieder
Zur Erde sank, lang hab ich dich gefühlt.
Du gabst mir Ruh, wenn durch die jungen Glieder
Die Leidenschaft sich rastlos durchgewühlt;
Du hast mir, wie mit himmlischem Gefieder,
Am heißen Tag die Stirne sanft gekühlt;
Du schenktest mir der Erde beste Gaben,
Und jedes Glück will ich durch dich nur haben!

Dich nenn ich nicht. Zwar hör ich dich von Vielen
Gar oft genannt, und Jeder heißt dich sein,
Ein jedes Auge glaubt auf dich zu zielen,
Fast jedem Auge wird dein Strahl zur Pein.
Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Gespielen,
Da ich dich kenne, bin ich fast allein;
Ich muß mein Glück nur mit mir selbst genießen,
Dein holdes Licht verdecken und verschließen.

Sie lächelte, sie sprach: Du siehst wie klug,
Wie nöthig wars euch wenig zu enthüllen!
Kaum bist du sicher vor dem gröbsten Trug,
Kaum bist du Herr vom ersten Kinderwillen,
So glaubst du dich schon Uebermensch genug,
Versäumst die Pflicht des Mannes zu erfüllen!
Wie viel bist du von andern unterschieden?
Erkenne dich, leb mit der Welt in Frieden!

Verzeih mir, rief ich aus, ich meint' es gut;
Soll ich umsonst die Augen offen haben?
Ein froher Wille lebt in meinem Blut,
Ich kenne ganz den Werth von deinen Gaben!
Für Andre wächst in mir das edle Gut,
Ich kann und will das Pfund nicht mehr vergraben!
Warum sucht' ich den Weg so sehnsuchtsvoll,
Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll?

Und wie ich sprach, sah mich das hohe Wesen
Mit einem Blick mitleidger Nachsicht an;
Ich konnte mich in ihrem Auge lesen,
Was ich verfehlt und was ich recht gethan;
Sie lächelte, da war ich schon genesen,
Zu neuen Freuden stieg mein Geist heran;
Ich konnte nun mit innigem Vertrauen
Mich zu ihr nahn und ihre Nähe schauen.

Da reckte sie die Hand aus in die Streifen
Der leichten Wolken und des Dufts umher,
Wie sie ihn faßte, ließ er sich ergreifen,
Er ließ sich ziehn, es war kein Nebel mehr.
Mein Auge konnt' im Thale wieder schweifen,
Gen Himmel blickt' ich, er war hell und hehr.
Nur sah ich sie den reinsten Schleier halten,
Er floß um sie und schwoll in tausend Falten.

Ich kenne dich, ich kenne deine Schwächen,
Ich weiß was Gutes in dir lebt und glimmt!
So sagte sie, ich hör sie ewig sprechen,
Empfange hier, was ich dir lang bestimmt,
Dem Glücklichen kann es an Nichts gebrechen,
Der dies Geschenk mit stiller Seele nimmt;
Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit,
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit.

Und wenn es dir und deinen Freunden schwüle
Am Mittag wird, so wirf ihn in die Luft!
Sogleich umsäuselt Abendwindeskühle,
Umhaucht euch Blumen-Würzgeruch und Duft.
Es schweigt das Wehen banger Erdgefühle,
Zum Wolkenbette wandelt sich die Gruft,
Besänftiget wird jede Lebenswelle,
Der Tag wird lieblich und die Nacht wird helle.

So kommt denn, Freunde, wenn auf euren Wegen
Des Lebens Bürde schwer und schwerer drückt,
Wenn eure Bahn ein frisch erneuter Segen
Mit Blumen ziert, mit goldnen Früchten schmückt,
Wir gehn vereint dem nächsten Tag entgegen!
So leben wir, so wandeln wir beglückt.
Und dann auch soll, wenn Enkel um uns trauern,
Zu ihrer Lust noch unsre Liebe dauern.

143. Erster Verlust.

Ach, wer bringt die schönen Tage,
Jene Tage der ersten Liebe,
Ach, wer bringt nur eine Stunde
Jener holden Zeit zurück!

Einsam nähr ich meine Wunde
Und mit stets erneuter Klage
Traur ich ums verlorne Glück.

Ach, wer bringt die schönen Tage,
Jene holde Zeit zurück!

---

144. Neue Liebe, neues Leben.

Herz, mein Herz, was soll das geben?
Was bedränget dich so sehr?
Welch ein fremdes, neues Leben!
Ich erkenne dich nicht mehr.
Weg ist Alles, was du liebtest,
Weg, warum du dich betrübtest,
Weg dein Fleiß und deine Ruh —
Ach, wie kamst du nur dazu!

Fesselt dich die Jugendblüte,
Diese liebliche Gestalt,
Dieser Blick, voll Treu und Güte,
Mit unendlicher Gewalt!
Will ich rasch mich ihr entziehen,
Mich ermannen, ihr entfliehen,
Führet mich im Augenblick,
Ach, mein Weg zu ihr zurück.

Und an diesem Zauberfädchen,
Das sich nicht zerreißen läßt,
Hält das liebe, lose Mädchen
Mich so wider Willen fest;
Muß in ihrem Zauberkreise
Leben nun auf ihre Weise.
Die Veränderung, ach, wie groß! —
Liebe! Liebe! laß mich los!

---

145. Rastlose Liebe.

Dem Schnee, dem Regen,
Dem Wind entgegen,
Im Dampf der Klüfte,
Durch Nebeldüfte,
Immerzu! Immerzu!
Ohne Rast und Ruh!

Lieber durch Leiden
Möcht ich mich schlagen,
Als so viel Freuden
Des Lebens ertragen;
Alle das Neigen
Von Herzen zu Herzen,
O, wie so eigen
Schaffet das Schmerzen!

Wie soll ich fliehen?
Wälderwärts ziehen?
Alles vergebens!
Krone des Lebens,
Glück ohne Ruh,
Liebe, bist du!

---

146. Schäfers Klagelied.

Da droben auf jenem Berge,
Da steh ich tausendmal,
An meinem Stabe gebogen,
Und schaue hinab in das Thal.

Dann folg ich der weidenden Heerde,
Mein Hündchen bewahret mir sie;
Ich bin herunter gekommen
Und weiß doch selber nicht wie.

Da stehet von schönen Blumen
Die ganze Wiese so voll;
Ich breche sie, ohne zu wissen
Wem ich sie geben soll.

Und Regen, Sturm und Gewitter
Verpaß ich unter dem Baum.
Die Thüre dort bleibet verschlossen;
Doch Alles ist leider ein Traum.

Es stehet ein Regenbogen
Wohl über jenem Haus!
Sie aber ist weggezogen,
Und weit in das Land hinaus.

Hinaus in das Land und weiter,
Vielleicht gar über die See.
Vorüber, ihr Schafe, vorüber!
Dem Schäfer ist gar so weh.

---

147. Glück und Traum.

Du hast uns oft im Traum gesehen
Zusammen zum Altare gehen,
Und dich als Frau und mich als Mann.

Oft nahm ich wachend deinem Munde,
In einer unbewachten Stunde,
So viel man Küsse nehmen kann.

Das reinste Glück, das wir empfunden,
Die Wollust mancher reichen Stunden
Floh, wie die Zeit, mit dem Genuß.
Was hilft es mir, daß ich genieße?
Wie Träume fliehn die wärmsten Küsse
Und alle Freude, wie ein Kuß.

---

148. Gefunden.

Ich ging im Walde
So für mich hin,
Und Nichts zu suchen,
Das war mein Sinn.

Im Schatten sah ich
Ein Blümchen stehn,
Wie Sterne leuchtend,
Wie Aeuglein schön.

Ich wollt' es brechen;
Da sagt es fein:
„Soll ich zum Welken
Gebrochen sein?"

Ich grubs mit allen
Den Würzlein aus,
Zum Garten trug ichs,
Am hübschen Haus

Und pflanzt' es wieder
Am stillen Ort;
Nun zweigt es immer
Und blüht sofort.

---

149. Heidenröslein.

Sah ein Knab ein Röslein stehn,
Röslein auf der Heiden,
War so jung und morgenschön,
Lief er schnell es nah zu sehn,
Sahs mit vielen Freuden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden.

Knabe sprach: „Ich breche dich,
Röslein auf der Heiden!“
Röslein sprach: „Ich steche dich,
Daß du ewig denkst an mich,
Und ich wills nicht leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden.

Und der wilde Knabe brach
s' Röslein auf der Heiden;
Röslein wehrte sich und stach,
Half ihr doch kein Weh und Ach,
Mußt' es eben leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden.

---

150. Gretchen am Spinnrade allein. (Lied aus: „Faust“.)

Meine Ruh ist hin,
Mein Herz ist schwer;
Ich finde sie nimmer
Und nimmermehr.

Wo ich ihn nicht hab,
Ist mir das Grab,
Die ganze Welt
Ist mir vergällt.

Mein armer Kopf
Ist mir verrückt,
Mein armer Sinn
Ist mir zerstückt.

Meine Ruh ist hin,
Mein Herz ist schwer;
Ich finde sie nimmer
Und nimmermehr.

Nach ihm nur schau ich
Zum Fenster hinaus,
Nach ihm nur geh ich
Aus dem Haus.

Sein hoher Gang,
Sein' edle Gestalt,
Seines Mundes Lächeln,
Seiner Augen Gewalt,

Und seiner Rede
Zauberfluß,
Sein Händedruck
Und ach! — sein Kuß!

Meine Ruh ist hin,
Mein Herz ist schwer;
Ich finde sie nimmer
Und nimmermehr.

Mein Busen drängt
Sich nach ihm hin,
Ach dürft' ich fassen
Und halten ihn,

Und küssen ihn,
So wie ich wollt',
An seinen Küssen
Vergehen sollt'!

---

151. Nachtgesang.

O gib, vom weichen Pfühle,
Träumend, ein halb Gehör!
Bei meinem Saitenspiele
Schlafe! Was willst du mehr?

Bei meinem Saitenspiele
Segnet der Sterne Heer
Die ewigen Gefühle;
Schlafe! Was willst du mehr?

Die ewigen Gefühle
Heben mich hoch und hehr
Aus irdischem Gewühle;
Schlafe! Was willst du mehr?

Vom irdischen Gewühle
Trennst du mich nur zu sehr,
Bannst mich in diese Kühle;
Schlafe! Was willst du mehr?

Bannst mich in diese Kühle,
Gibst nur im Traum Gehör?
Ach, auf dem weichen Pfühle
Schlafe! Was willst du mehr?

---

152. Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg.

Nach Mittage saßen wir
Junges Volk im Kühlen;
Amor kam und: „stirbt der Fuchs,“
Wollt' er mit uns spielen.

Jeder meiner Freunde saß
Froh bei seinem Herzchen;
Amor blies die Fackel aus,
Sprach: hier ist das Kerzchen!

Und die Fackel, wie sie glomm,
Ließ man eilig wandern,
Jeder drückte sie geschwind
In die Hand des Andern.

Und mir reichte Dorilis
Sie mit Spott und Scherze;
Kaum berührt mein Finger sie,
Hell entflammt die Kerze.

Sengt mir Augen und Gesicht,
Setzt die Brust in Flammen,
Ueber meinem Haupte schlug
Fast die Glut zusammen.

Löschen wollt' ich, patschte zu;
Doch es brennt beständig;
Statt zu sterben ward der Fuchs
Recht bei mir lebendig.

---

153. Mignon.

Nur wer die Sehnsucht kennt,
Weiß, was ich leide!
Allein und abgetrennt
Von aller Freude
Seh ich ans Firmament
Nach jener Seite.
Ach, der mich liebt und kennt,
Ist in der Weite.
Es schwindelt mir, es brennt
Mein Eingeweide.
Nur wer die Sehnsucht kennt,
Weiß, was ich leide!

So laßt mich scheinen, bis ich werde;
Zieht mir das weiße Kleid nicht aus!
Ich eile von der schönen Erde
Hinab in jenes feste Haus.

Dort ruh ich eine kleine Stille,
Dann öffnet sich der frische Blick;
Ich lasse dann die reine Hülle,
Den Gürtel und den Kranz zurück.

Und jene himmlischen Gestalten,
Sie fragen nicht nach Mann und Weib,
Und keine Kleider, keine Falten
Umgeben den verklärten Leib.

Zwar lebt' ich ohne Sorg und Mühe,
Doch fühlt' ich tiefen Schmerz genung.
Vor Kummer altert' ich zu frühe;
Macht mich auf ewig wieder jung!

---

154. An Mignon.

Ueber Thal und Fluß getragen
Ziehet rein der Sonne Wagen.
Ach, sie regt in ihrem Lauf,
So wie deine, meine Schmerzen,
Tief im Herzen,
Immer morgens wieder auf.

Kaum will mir die Nacht noch frommen,
Denn die Träume selber kommen
Nun in trauriger Gestalt;
Und ich fühle dieser Schmerzen,
Still im Herzen,
Heimlich bildende Gewalt;

Schon seit manchen schönen Jahren
Seh ich unten Schiffe fahren,
Jedes kommt an seinen Ort;
Aber ach, die steten Schmerzen,
Fest im Herzen,
Schwimmen nicht im Strome fort.

Schön in Kleidern muß ich kommen,
Aus dem Schrank sind sie genommen,
Weil es heute Festtag ist;
Niemand ahnet, daß von Schmerzen
Herz im Herzen
Grimmig mir zerrissen ist.

Heimlich muß ich immer weinen,
Aber freundlich kann ich scheinen
Und sogar gesund und roth;
Wären tödtlich diese Schmerzen
Meinem Herzen,
Ach, schon lange wär ich todt.

155. Glück der Entfernung.

Trink, o Jüngling! heilges Glückes
Taglang aus der Liebsten Blicke;
Abends gaukl ihr Bild dich ein.
Kein Verliebter hab es besser;
Doch das Glück bleibt immer größer,
Fern von der Geliebten sein.

Ewge Kräfte, Zeit der Ferne,
Heimlich, wie die Kraft der Sterne,
Wiegen dieses Blut zur Ruh.
Mein Gefühl wird stets erweichter;
Doch mein Herz wird täglich leichter
Und mein Glück nimmt immer zu.

Nirgends kann ich sie vergessen
Und doch kann ich ruhig essen,
Heiter ist mein Geist und frei;
Und unmerkliche Bethörung
Macht die Liebe zur Verehrung,
Die Begier zur Schwärmerei.

Aufgezogen durch die Sonne
Schwimmt im Hauch äther'scher Wonne
So das leichtste Wölkchen nie,
Wie mein Herz in Ruh und Freude.
Frei von Furcht, zu groß zum Neide,
Lieb ich, ewig lieb ich sie!

---

156. Willkommen und Abschied.

Es schlug mein Herz: geschwind zu Pferde!
Es war gethan, fast eh gedacht;
Der Abend wiegte schon die Erde
Und an den Bergen hing die Nacht:

Schon stand im Nebelkleid die Eiche,
Ein aufgethürmter Riese da,
Wo Finsterniß aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.

Der Mond von einem Wolkenhügel
Sah kläglich aus dem Duft hervor;
Die Winde schwangen leise Flügel,
Umsausten schauerlich mein Ohr;
Die Nacht schuf tausend Ungeheuer,
Doch frisch und fröhlich war mein Muth;
In meinen Adern, welches Feuer!
In meinem Herzen, welche Glut!

Dich sah ich und die milde Freude
Floß von dem süßen Blick auf mich;
Ganz war mein Herz an deiner Seite
Und jeder Athemzug für dich.
Ein rosenfarbnes Frühlingswetter
Umgab das liebliche Gesicht,
Und Zärtlichkeit für mich — ihr Götter!
Ich hofft' es, ich verdient' es nicht!

Doch ach schon mit der Morgensonne
Verengt der Abschied mir das Herz:
In deinen Küssen, welche Wonne!
In deinem Auge, welcher Schmerz!
Ich ging, du standst und sahst zur Erden,
Und sahst mir nach mit nassem Blick:
Und doch, welch Glück, geliebt zu werden!
Und lieben, Götter, welch ein Glück!

Drittes Buch.

Johann Wolfgang v. Goethe (Fortsetzung). — Anastasius Grün. — Wilhelm Hauff. — Johann Peter Hebel. — Heinrich Heine. — Georg Herwegh. — Aug. Heinr. Hoffmann v. Fallersleben.

Gedichte sind gemalte Fensterscheiben!
Sieht man vom Markt in die Kirche hinein,
Da ist Alles dunkel und düster;
Und so siehts auch der Herr Philister:
Der mag denn wohl verdrießlich sein
Und lebenslang verdrießlich bleiben.

Kommt aber nur ein Mal herein!
Begrüßt die heilige Kapelle;
Da ists auf ein Mal farbig helle,
Geschicht und Zierrat glänzt in Schnelle,
Bedeutend wirkt ein edler Schein;
Dieß wird euch Kindern Gottes taugen,
Erbaut euch und ergötzt die Augen!

J. Wolfg. v. Goethe.



157. Der Abschied.

Laß mein Aug den Abschied sagen,
Den mein Mund nicht nehmen kann!
Schwer, wie schwer ist er zu tragen!
Und ich bin doch sonst ein Mann.

Traurig wird in dieser Stunde
Selbst der Liebe süßtes Pfand,
Kalt der Kuß von deinem Munde,
Matt der Druck von deiner Hand.

Sonst, ein leichtgestohlnes Mäulchen,
O, wie hat es mich entzückt!
So erfreuet uns ein Veilchen,
Das man früh im März gepflückt.

Doch ich pflücke nun kein Kränzchen,
Keine Rose mehr für dich.
Frühling ist es, liebes Fränzchen,
Aber leider Herbst für mich.

---

158. An die Erwählte.

Hand in Hand! und Lipp auf Lippe!
Liebes Mädchen, bleibe treu!
Lebe wohl! und manche Klippe
Fährt dein Liebster noch vorbei;
Aber, wenn er einst den Hafen
Nach dem Sturme wieder grüßt,
Mögen ihn die Götter strafen,
Wenn er ohne dich genießt.

Frisch gewagt ist schon gewonnen,
Halb ist schon mein Werk vollbracht;
Sterne leuchten mir, wie Sonnen,
Nur den Feigen ist es Nacht.

Wär ich müßig dir zur Seite,
Drückte noch der Kummer mich;
Doch in aller dieser Weite
Wirk ich rasch und nur für dich.

Schon ist mir das Thal gefunden,
Wo wir einst zusammengehn,
Und den Strom in Abendstunden
Sanft hinunter gleiten sehn.
Diese Pappeln auf den Wiesen,
Diese Buchen in dem Hain!
Ach! und hinter allen diesen
Wird doch auch ein Hüttchen sein!

---

159. An Belinden.

Warum ziehst du mich unwiderstehlich
Ach in jene Pracht?
War ich guter Junge nicht so selig
In der öden Nacht?

Heimlich in mein Zimmerchen verschlossen,
Lag im Mondenschein
Ganz von seinem Schauerlicht umflossen
Und ich dämmert' ein.

Träumte da von vollen goldnen Stunden
Ungemischter Lust,
Hatte ganz dein liebes Bild empfunden
Tief in meiner Brust.

Bin ichs noch, den du bei so viel Lichtern
An dem Spieltisch hältst?
Oft so unerträglichen Gesichtern
Gegenüberstellst?

Reizender ist mir des Frühlings Blüte
Nun nicht auf der Flur;
Wo du Engel bist, ist Lieb und Güte,
Wo du bist, Natur.

---

160. Sehnsucht.

Was zieht mir das Herz so?
Was zieht mich hinaus?
Und windet und schraubt mich
Aus Zimmer und Haus?
Wie dort sich die Wolken
Um Felsen verziehn!
Da möcht ich hinüber,
Da möcht ich wohl hin!

Nun wiegt sich der Raben
Geselliger Flug;
Ich mische mich drunter
Und folge dem Zug.
Und Berg und Gemäuer
Umfittigen wir;
Sie weilet da drunten,
Ich spähe nach ihr.

Da kommt sie und wandelt;
Ich eile sobald
Ein singender Vogel
Zum buschigen Wald.
Sie weilet und horchet
Und lächelt mit sich:
„Er singet so lieblich
Und singt es an mich“.

Die scheidende Sonne
Vergüldet die Höhn;
Die sinnende Schöne,
Sie läßt es geschehn.
Sie wandelt am Bache
Die Wiesen entlang,
Und finster und finstrer
Umschlingt sich der Gang.

Auf einmal erschein ich
Ein blinkender Stern.
„Was glänzet da droben,
So nah und so fern?“
Und hast du mit Staunen
Das Leuchten erblickt;
Ich lieg dir zu Füßen,
Da bin ich beglückt!

---

161. Das Blümlein Wunderschön.

(Lied des gefangenen Grafen.)

Graf.

Ich kenn ein Blümlein Wunderschön
Und trage darnach Verlangen;
Ich möcht es gerne zu suchen gehn,
Allein ich bin gefangen.
Die Schmerzen sind mir nicht gering,
Denn als ich in der Freiheit ging,
Da hat ich es in der Nähe.

Von diesem ringsum steilen Schloß
Laß ich die Augen schweifen,
Und kanns vom hohen Thurmgeschoß
Mit Blicken nicht ergreifen;

Und wer mirs vor die Augen brächt'
Es wäre Ritter oder Knecht,
Der sollte mein Trauter bleiben.

Rose.

Ich blühe schön und höre dieß
Hier unter deinem Gitter.
Du meinest mich, die Rose, gewiß,
Du edler, armer Ritter!
Du hast gar einen hohen Sinn,
Es herrscht die Blumenkönigin
Gewiß auch in deinem Herzen.

Graf.

Dein Purpur ist aller Ehren werth
Im grünen Ueberkleide;
Darob das Mädchen dein begehrt,
Wie Gold und edel Geschmeide.
Dein Kranz erhöht das schönste Gesicht:
Allein du bist das Blümchen nicht,
Das ich im Stillen verehre.

Lilie.

Das Röslein hat gar stolzen Brauch
Und strebet immer nach oben;
Doch wird ein liebes Liebchen auch
Der Lilie Zierde loben.
Wems Herze schlägt in treuer Brust
Und ist sich rein, wie ich bewußt,
Der hält mich wohl am höchsten.

Graf.

Ich nenne mich zwar keusch und rein,
Und rein von bösen Fehlen;
Doch muß ich hier gefangen sein,
Und muß mich einsam quälen.

Du bist mir zwar ein schönes Bild
Von mancher Jungfrau, rein und mild;
Doch weiß ich noch was Liebers.

Nelke.

Das mag wohl ich, die Nelke, sein,
Hier in des Wächters Garten,
Wie würde sonst der Alte mein
Mit so viel Sorgen warten?
Im schönen Kreis der Blätter Drang,
Und Wohlgeruch das Leben lang,
Und alle tausend Farben.

Graf.

Die Nelke soll man nicht verschmähn,
Sie ist des Gärtners Wonne:
Bald muß sie in dem Lichte stehn,
Bald schützt er sie vor Sonne;
Doch was den Grafen glücklich macht,
Es ist nicht ausgesuchte Pracht:
Es ist ein stilles Blümchen.

Veilchen.

Ich steh verborgen und gebückt,
Und mag nicht gerne sprechen,
Doch will ich, weil sichs eben schickt,
Mein tiefes Schweigen brechen.
Wenn ich es bin, du guter Mann,
Wie schmerzt michs, daß ich hinauf nicht kann
Dir alle Gerüche senden.

Graf.

Das gute Veilchen schätz ich sehr:
Es ist so gar bescheiden
Und duftet so schön, doch brauch ich mehr
In meinem herben Leiden.

Ich will es euch nur eingestehn:
Auf diesen dürren Felsenhöhn
Ists Liebchen nicht zu finden.

Doch wandelt unten, an dem Bach,
Das treuste Weib der Erde
Und seufzet leise manches Ach,
Bis ich erlöset werde.
Wenn sie ein blaues Blümchen bricht,
Und immer sagt: Vergiß mein nicht!
So fühl ichs in der Ferne.

Ja, in der Ferne fühlt sich die Macht,
Wenn Zwei sich redlich lieben;
Drum bin ich in des Kerkers Nacht,
Auch noch lebendig geblieben.
Und wenn mir fast das Herze bricht,
So ruf ich nur: Vergiß mein nicht!
Da komm ich wieder ins Leben.

---

162. Suleika.

Ach, um deine feuchten Schwingen,
West, wie sehr ich dich beneide:
Denn du kannst ihm Kunde bringen,
Was ich in der Trennung leide.

Die Bewegung deiner Flügel
Weckt im Busen stilles Sehnen;
Blumen, Auen, Wald und Hügel
Stehn bei deinem Hauch in Thränen.

Doch dein mildes, sanftes Wehen
Kühlt die wunden Augenlieder;
Ach, für Leid müßt' ich vergehen,
Hofft' ich nicht zu sehn ihn wieder.

Eile denn zu meinem Lieben,
Spreche sanft zu seinem Herzen;
Doch vermeid ihn zu betrüben
Und verbirg ihm meine Schmerzen.

Sag ihm, aber sags bescheiden:
Seine Liebe sei mein Leben,
Freudiges Gefühl von beiden
Wird mir seine Nähe geben.

---

163. Was wird mir jede Stunde rc.

Was wird mir jede Stunde so bang?
Das Leben ist kurz, der Tag ist lang.
Und immer sehnt sich fort das Herz,
Ich weiß nicht recht, ob himmelwärts;
Fort aber will es hin und hin,
Und möchte vor sich selber fliehn,
Und fliegt es an der Liebsten Brust,
Da ruhts im Himmel unbewußt.

---

164. Meeresstille.

Tiefe Stille herrscht im Wasser,
Ohne Regung ruht das Meer
Und bekümmert sieht der Schiffer
Glatte Fläche rings umher.
Keine Luft von keiner Seite!
Todesstille fürchterlich!
In der ungeheuren Weite
Reget keine Welle sich.

Glückliche Fahrt.

Die Nebel zerreißen
Der Himmel ist helle

Und Aeolus löset
Das ängstliche Band.
Es säuseln die Winde,
Es rührt sich der Schiffer.
Geschwinde! Geschwinde!
Es theilt sich die Welle,
Es naht sich die Ferne;
Schon seh ich das Land!

---

165. Wanderers Nachtlied.

Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!

---

166. Ein gleiches.

Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh,
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vöglein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch.

---

167. Frühzeitiger Frühling.

Tage der Wonne
Kommt ihr so bald?
Schenkt mir die Sonne
Hügel und Wald?

Reichlicher fließen
Bächlein zumal.
Sind es die Wiesen?
Ist es das Thal?

Blauliche Frische!
Himmel und Höh!
Goldne Fische
Wimmeln im See.

Buntes Gefieder
Rauschet im Hain,
Himmlische Lieder
Schallen darein.

Unter des Grünen
Blühender Kraft
Naschen die Bienen
Summend am Saft.

Leise Bewegung
Bebt in der Luft,
Reizende Regung,
Schläfernder Duft.

Mächtiger rühret
Bald sich ein Hauch,
Doch er verlieret
Gleich sich im Strauch.

Aber zum Busen
Kehrt er zurück,
Helfet, ihr Musen,
Tragen das Glück!

Saget seit gestern
Wie mir geschah?
Liebliche Schwestern,
Liebchen ist da!

168. Mailied.

Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!

Es dringen Blüten
Aus jedem Zweig
Und tausend Stimmen
Aus dem Gesträuch.

Und Freud und Wonne
Aus jeder Brust.
O Erd, o Sonne!
O Glück, o Lust!

O Lieb, o Liebe!
So golden schön,
Wie Morgenwolken
Auf jenen Höhn!

Du segnest herrlich
Das frische Feld,
Im Blütendampfe
Die volle Welt.

O Mädchen, Mädchen,
Wie lieb ich dich!
Wie blickt dein Auge!
Wie liebst du mich!

So liebt die Lerche
Gesang und Luft,
Und Morgenblumen
Den Himmelsduft,

Wie ich dich liebe
Mit warmem Blut,
Die du mir Jugend
Und Freud und Muth

Zu neuen Liedern
Und Tänzen gibst.
Sei ewig glücklich,
Wie du mich liebst!

---

169. Der Harfenspieler. (Lied aus: „Wilhelm Meister".)

An die Thüren will ich schleichen,
Still und sittsam will ich stehn;
Fromme Hand wird Nahrung reichen
Und ich werde weiter gehn.

Jeder wird sich glücklich scheinen,
Wenn mein Bild vor ihm erscheint;
Eine Thräne wird er weinen
Und ich weiß nicht, was er weint.

Wer nie sein Brot mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!

Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein:
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

170. Trost in Thränen.

Wie kommts, daß du so traurig bist,
Da Alles froh erscheint?
Man sieht dirs an den Augen an,
Gewiß du hast geweint.

„Und hab ich einsam auch geweint,
So ists mein eigner Schmerz,
Und Thränen fließen gar so süß,
Erleichtern mir das Herz.“

Die frohen Freunde laden dich,
O komm an unsre Brust!
Und was du auch verloren hast,
Vertraure den Verlust.

„Ihr lärmt und rauscht und ahnet nicht,
Was mich, den Armen, quält.
Ach nein, verloren hab ichs nicht,
So sehr es mir auch fehlt.“

So raffe denn dich eilig auf,
Du bist ein junges Blut.
In deinen Jahren hat man Kraft
Und zum Erwerben Muth.

„Ach nein, erwerben kann ichs nicht,
Es steht mir gar zu fern.
Es weilt so hoch, es blinkt so schön,
Wie droben jener Stern!“

Die Sterne, die begehrt man nicht,
Man freut sich ihrer Pracht,
Und mit Entzücken blickt man auf
In jeder heitern Nacht.

Und mit Entzücken blick ich auf
So manchen lieben Tag;
Verweinen laßt die Nächte mich,
So lang ich weinen mag."

---

171. An den Mond.

Füllest wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz;

Breitest über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Wie des Freundes Auge mild
Ueber mein Geschick.

Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh- und trüber Zeit,
Wandle zwischen Freud und Schmerz
In der Einsamkeit.

Fließe, fließe, lieber Fluß!
Nimmer werd ich froh!
So verrauschte Scherz und Kuß
Und die Treue so.

Ich besaß es doch einmal,
Was so köstlich ist!
Daß man doch zu seiner Qual
Nimmer es vergißt!

Rausche, Fluß, das Thal entlang,
Ohne Rast und Ruh
Rausche, flüstre meinem Sang
Melodieen zu!

Wenn du in der Winternacht
Wüthend überschwillst,
Oder um die Frühlingspracht
Junger Knospen quillst.

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt!

Was von Menschen nicht gewußt,
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

---

172. Wenn sich lau die Lüfte füllen 2c.

(Lied aus: „Faust“. II. Th.)

Wenn sich lau die Lüfte füllen
Um den grünumschränkten Plan,
Süße Düfte, Nebelhüllen
Senkt die Dämmerung heran;
Lispelt leise süßen Frieden,
Wiegt das Herz in Kindesruh,
Und den Augen dieses Müden
Schließt des Tages Pforte zu.

Nacht ist schon herein gesunken,
Schließt sich heilig Stern an Stern;
Große Lichter, kleine Funken,
Glitzern nah und glänzen fern;
Glitzern hier im See sich spiegelnd,
Glänzen droben klarer Nacht;
Tiefsten Ruhens Glück besiegelnd
Herrscht des Mondes volle Pracht.

Schon verloschen sind die Stunden,
Hingeschwunden Schmerz und Glück;
Fühl es vor! Du wirst gesunden;
Traue neuem Tagesblick.
Thäler grünen, Hügel schwellen,
Buschen sich zu Schatten=Ruh;
Und in schwanken Silberwellen
Wogt die Saat der Ernte zu.

Wunsch um Wünsche zu erlangen
Schaue nach dem Glanze dort!
Leise bist du nur umfangen,.
Schlaf ist Schale, wirf sie fort!
Säume nicht dich zu erdreisten,
Wenn die Menge zaudernd schweift;
Alles kann der Edle leisten,
Der versteht und rasch ergreift.

---

173. Tischlied.

Mich ergreift, ich weiß nicht wie,
Himmlisches Behagen.
Will michs etwa gar hinauf
Zu den Sternen tragen?
Doch ich bleibe lieber hier,
Kann ich redlich sagen,
Beim Gesang und Glase Wein
Auf den Tisch zu schlagen.

Wundert euch, ihr Freunde, nicht,
Wie ich mich geberde;
Wirklich ist es allerliebst
Auf der lieben Erde;

Darum schwör ich feierlich
Und ohn alle Fährde,
Daß ich mich nicht freventlich
Wegbegeben werde.

Da wir aber allzumal
So beisammen weilen,
Dächt' ich, klänge der Pokal
Zu des Dichters Zeilen.
Gute Freunde ziehen fort,
Wohl einhundert Meilen,
Darum soll man hier am Ort
Anzustoßen eilen.

Lebe hoch, wer Leben schafft!
Das ist meine Lehre.
Unser König denn voran,
Ihm gebührt die Ehre.
Gegen inn- und äußern Feind
Setzt er sich zur Wehre.
Ans Erhalten denkt er zwar,
Mehr noch, wie er mehre.

Nun begrüß ich sie sogleich,
Sie, die einzig Eine.
Jeder denke ritterlich
Sich dabei die Seine.
Merket auch ein schönes Kind
Wen ich eben meine,
Nun so nicke sie mir zu:
Leb auch so der Meine!

Freunden gilt das dritte Glas,
Zweien oder dreien,
Die mit uns am guten Tag
Sich im Stillen freuen

Und der Nebel trübe Nacht
Leis und leicht zerstreuen;
Diesen sei ein Hoch gebracht,
Alten oder Neuen.

Breiter wallet nun der Strom
Mit vermehrten Wellen.
Leben jetzt im hohen Ton
Redliche Gesellen!
Die sich mit gedrängter Kraft
Brav zusammen stellen
In des Glückes Sonnenschein
Und in schlimmen Fällen.

Wie wir nun zusammen sind,
Sind zusammen Viele.
Wohl gelingen denn, wie uns,
Andern ihre Spiele!
Von der Quelle bis ans Meer
Mahlet manche Mühle,
Und das Wohl der ganzen Welt
Ists, worauf ich ziele.

---

174. Mahomets Gesang.

Seht den Felsenquell,
Freudehell,
Wie ein Sternenblick;
Ueber Wolken
Nährten seine Jugend
Gute Geister
Zwischen Klippen im Gebüsch.

Jünglingfrisch
Tanzt er aus der Wolke

Auf die Marmorfelsen nieder,
Jauchzet wieder nach dem Himmel.

Durch die Gipfelgänge
Jagt er bunten Kieseln nach,
Und mit frühem Führertritte
Reißt er seine Bruderquellen
Mit sich fort.

Drunten werden in dem Thal
Unter seinem Fußtritt Blumen,
Und die Wiese lebt von seinem Hauch.

Doch ihn hält kein Schattenthal,
Keine Blumen,
Die ihm seine Knie umschlingen,
Ihm mit Liebesaugen schmeicheln:
Nach der Ebne dringt sein Lauf
Schlangenwandelnd.

Bäche schmiegen
Sich gesellig an. Nun tritt er
In die Ebne silberprangend,

Und die Ebne prangt mit ihm,
Und die Flüsse von der Ebne,
Und die Bäche von den Bergen,
Jauchzen ihm und rufen: „Bruder!
Bruder, nimm die Brüder mit,
Mit zu deinem alten Vater
Zu dem ewgen Ocean,
Der mit ausgespannten Armen
Unser wartet,
Die sich ach! vergebens öffnen,
Seine Sehnenden zu fassen;
Denn uns frißt in öder Wüste
Gierger Sand; die Sonne droben
Saugt an unserm Blut, ein Hügel

Hemmet uns zum Teiche! Bruder,
Nimm die Brüder von der Ebne,
Nimm die Brüder von den Bergen,
Mit, zu deinem Vater mit!"

„„Kommt ihr Alle!"" —
Und nun schwillt er
Herrlicher ein ganz Geschlechte
Trägt den Fürsten hoch empor!
Und im rollendem Triumphe
Gibt er Ländern Namen, Städte
Werden unter seinem Fuß.

Unaufhaltsam rauscht er weiter,
Läßt der Thürme Flammengipfel,
Marmorhäuser, eine Schöpfung
Seiner Fülle, hinter sich.

Cedern-Häuser trägt der Atlas
Auf den Riesenschultern; sausend
Wehen über seinem Haupte
Tausend Flaggen durch die Lüfte,
Zeugen seiner Herrlichkeit.

Und so trägt er seine Brüder,
Seine Schätze, seine Kinder,
Dem erwartenden Erzeuger
Freudebrausend an das Herz.

---

175. Gesang der Geister über den Wassern.

Des Menschen Seele
Gleicht dem Wasser:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es,

Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechselnd.

Strömt von der hohen
Steilen Felswand
Der reine Strahl,
Dann stäubt er lieblich
In Wolkenwellen
Zum glatten Fels.
Und leicht empfangen,
Wallt er verschleiernd,
Leisrauschend,
Zur Tiefe nieder.

Ragen Klippen
Dem Sturz entgegen,
Schäumt er unmuthig
Stufenweise
Zum Abgrund.

Im flachen Bette
Schleicht er das Wiesenthal hin,
Und in dem glatten See
Weiden ihr Antlitz
Alle Gestirne.

Wind ist der Welle
Lieblicher Buhler,
Wind mischt vom Grund aus
Schäumende Wogen.

Seele des Menschen,
Wie gleichst du dem Wasser!
Schicksal des Menschen,
Wie gleichst du dem Wind!

176. Ganymed.

Wie im Morgenglanze
Du rings mich anglühst,
Frühling, Geliebter!
Mit tausendfacher Liebeswonne
Sich an mein Herz drängt
Deiner ewigen Wärme
Heilig Gefühl,
Unendliche Schöne!

Daß ich dich fassen möcht
In diesen Arm!
Ach an deinem Busen
Lieg ich, schmachte,
Und deine Blumen, dein Gras
Drängen sich an mein Herz,
Du kühlst den brennenden
Durst meines Busens,
Lieblicher Morgenwind!
Ruft drein die Nachtigall
Liebend nach mir aus dem Nebelthal.
Ich komm, ich komme!
Wohin? Ach, wohin?

Hinauf! Hinauf strebts.
Es schweben die Wolken
Abwärts, die Wolken
Neigen sich der sehnenden Liebe.
Mir! Mir
In euerm Schoße
Aufwärts!
Umfangend umfangen!
Aufwärts an deinen Busen,
Alliebender Vater!

177. Prometheus.

Bedecke deinen Himmel, Zeus,
Mit Wolkendunst,
Und übe, dem Knaben gleich,
Der Disteln köpft
An Eichen dich und Bergeshöhn;
Mußt mir meine Erde
Doch lassen stehn,
Und meine Hütte, die du nicht gebaut
Und meinen Herd,
Um dessen Glut
Du mich beneidest.

Ich kenne nichts Aermeres
Unter der Sonn, als euch Götter!
Ihr nähret kümmerlich
Von Opfersteuern
Und Gebetshauch
Eure Majestät,
Und darbtet, wären
Nicht Kinder und Bettler
Hoffnungsvolle Thoren.

Da ich ein Kind war,
Nicht wußte, wo aus noch ein,
Kehrt ich mein verirrtes Auge
Zur Sonne, als wenn drüber wär
Ein Ohr, zu hören meine Klage,
Ein Herz, wie meins,
Sich des Bedrängten zu erbarmen.

Wer half mir
Wider der Titanen Uebermuth?
Wer rettete vom Tode mich,
Von Sklaverei?

Hast du nicht Alles selbst vollendet
Heilig glühend Herz?
Und glühtest jung und gut,
Betrogen, Rettungsdank
Dem Schlafenden da droben?

Ich dich ehren? Wofür?
Hast du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Hast du die Thränen gestillet
Je des Geängsteten?
Hat nicht mich zum Manne geschmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schicksal,
Meine Herrn und deine?

Wähntest du etwa,
Ich sollte das Leben hassen,
In Wüsten fliehen,
Weil nicht alle
Blütenträume reiften?

Hier sitz ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sei,
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen sich,
Und dein nicht zu achten,
Wie ich!

---

178. Grenzen der Menschheit.

Wenn der uralte
Heilige Vater
Mit gelassener Hand
Aus rollenden Wolken
Segnende Blitze
Ueber die Erde sät,
Küß ich den letzten
Saum seines Kleides,
Kindliche Schauer
Treu in der Brust.

Denn mit Göttern
Soll sich nicht messen
Irgend ein Mensch.
Hebt er sich aufwärts,
Und berührt
Mit dem Scheitel die Sterne,
Nirgends haften dann
Die unsichern Sohlen,
Und mit ihm spielen
Wolken und Winde.

Steht er mit festen
Markigen Knochen
Auf der wohlgegründeten
Dauernden Erde;
Reicht er nicht auf,
Nur mit der Eiche
Oder der Rebe
Sich zu vergleichen.
Was unterscheidet
Götter von Menschen?

Daß viele Wellen
Vor jenen wandeln,
Ein ewiger Strom:
Uns hebt die Welle,
Verschlingt die Welle
Und wir versinken.

Ein kleiner Ring
Begrenzt unser Leben
Und viele Geschlechter
Reihen sich dauernd
An ihres Daseins
Unendliche Kette.

---

179. Das Göttliche.

Edel sei der Mensch,
Hilfreich und gut!
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen,
Die wir kennen.

Heil den unbekannten
Höhern Wesen,
Die wir ahnen!
Sein Beispiel lehr uns
Jene glauben.

Denn unfühlend
Ist die Natur:
Es leuchtet die Sonne
Ueber Bös' und Gute,
Und dem Verbrecher
Glänzen, wie dem Besten,
Der Mond und die Sterne.

Wind und Ströme,
Donner und Hagel
Rauschen ihren Weg
Und ergreifen,
Vorüber eilend,
Einen um den Andern.

Auch so das Glück
Tappt unter die Menge,

Faßt bald des Knaben
Lockige Unschuld,
Bald auch den kahlen,
Schuldigen Scheitel.

Nach ewigen, ehrnen,
Großen Gesetzen,
Müssen wir Alle
Unseres Daseins
Kreise vollenden.

Nur allein der Mensch
Vermag das Unmögliche;
Er unterscheidet,
Wählet und richtet.
Er kann dem Augenblick
Dauer verleihen.

Er allein darf
Den Guten lohnen,
Den Bösen strafen,
Heilen und retten;
Alles Irrende, Schweifende
Nützlich verbinden.

Und wir verehren
Die Unsterblichen,
Als wären sie Menschen,
Thäten im Großen,
Was der Beste im Kleinen
Thut oder möchte.

Der edle Mensch
Sei hilfreich und gut!
Unermüdet schaff er
Das Nützliche, Rechte,
Sei uns ein Vorbild
Jener geahneten Wesen!

---

180. Der Sänger.

Was hör ich draußen vor dem Thor,
Was auf der Brücke schallen?
Laßt den Gesang vor unserm Ohr
Im Saale wiederhallen!
Der König sprachs, der Page lief;
Der Knabe kam, der König rief:
„Laßt mir herein den Alten!“

Gegrüßet seid mir, edle Herrn,
Gegrüßt ihr, schöne Damen!
Welch reicher Himmel! Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen?

Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schließt Augen euch, hier ist nicht Zeit,
Sich staunend zu ergötzen.

Der Sänger drückt' die Augen ein,
Und schlug in vollen Tönen.
Die Ritter schauten muthig drein,
Und in den Schooß die Schönen.
Der König, dem es wohlgefiel,
Ließ ihm, zum Lohne, für sein Spiel,
Eine goldne Kette bringen.

Die goldne Kette gib mir nicht;
Die Kette gib den Rittern,
Vor deren kühnem Angesicht
Der Feinde Lanzen splittern;
Gib sie dem Kanzler, den du hast
Und laß ihn noch die goldne Last
Zu andern Lasten tragen.

Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.
Doch, darf ich bitten, bitt ich eins:
Laßt mir den besten Becher Weins
In purem Golde reichen.

Er setzt' ihn an, er trank ihn aus:
O Trank, voll süßer Labe!
O, wohl dem hochbeglückten Haus,
Wo das ist kleine Gabe!
Ergehts euch wohl, so denkt an mich
Und danket Gott, so warm, als ich
Für diesen Trunk euch danke.

181. Das Veilchen.

Ein Veilchen auf der Wiese stand,
Gebückt in sich und unbekannt,
Es war ein herzigs Veilchen.
Da kam eine junge Schäferin
Mit leichtem Schritt und munterm Sinn
Daher, daher,
Die Wiese her, und sang.

Ach! denkt das Veilchen, wär ich nur
Die schönste Blume der Natur,
Ach, nur ein kleines Weilchen,
Bis mich das Liebchen abgepflückt
Und an dem Busen matt gedrückt!
Ach nur, ach nur
Ein Viertelstündchen lang!

Ach! aber ach! das Mädchen kam
Und nicht in Acht das Veilchen nahm,
Zertrat das arme Veilchen.
Es sank und starb und freut' sich noch:
Und sterb ich denn, so sterb ich doch
Durch sie, durch sie,
Zu ihren Füßen doch.

---

182. Der König in Thule. (Lied aus: „Faust".)

Es war ein König in Thule
Gar treu bis an sein Grab,
Dem sterbend seine Buhle
Einen goldnen Becher gab.

Es ging ihm Nichts darüber,
Er leert' ihn jeden Schmaus;
Die Augen gingen ihm über
So oft er trank daraus.

Und als er kam zu sterben,
Zählt' er seine Städt' im Reich,
Gönnt' Alles seinem Erben,
Den Becher nicht zugleich.

Er saß beim Königsmahle,
Die Ritter um ihn her,
Auf hohem Vätersaale
Dort auf dem Schloß am Meer.

r stand der alte Zecher,
letzte Lebensglut,
arf den heilgen Becher
ter in die Flut.

Er sah ihn stürzen, trinken
Und sinken tief ins Meer.
Die Augen thäten ihm sinken;
Trank nie einen Tropfen mehr.

---

183. Der Junggesell und der Mühlbach.

Gesell.

Wo willst du klares Bächlein hin
So munter?
Du eilst mit frohem, leichtem Sinn
Hinunter.
Was suchst du eilig in dem Thal?
So höre doch und sprich einmal!

Bach.

Ich war ein Bächlein, Junggesell;
Sie haben
Mich so gefaßt, damit ich schnell,
Im Graben,
Zur Mühle dort hinunter soll,
Und immer bin ich rasch und voll.

Gesell.

Du eilest mit gelassnem Muth
Zur Mühle,
Und weißt nicht, was ich junges Blut
Hier fühle.
Es blickt die schöne Müllerin
Wohl freundlich manchmal nach dir hin?

Bach.

Sie öffnet früh beim Morgenlicht
Den Laden,
Und kommt, ihr liebes Angesicht
Zu baden.

Ihr Busen ist so voll und weiß;
Es wird mir gleich zum Dampfen heiß.

Gesell.

Kann sie im Wasser Liebesglut
Entzünden;
Wie soll man Ruh mit Fleisch und Blut
Wohl finden?
Wenn man sie Einmal nur gesehn,
Ach! immer muß man nach ihr gehn.

Bach.

Dann stürz ich auf die Räder mich
Mit Brausen,
Und alle Schaufeln drehen sich
Im Sausen.
Seitdem das schöne Mädchen schafft
Hat auch das Wasser bessre Kraft.

Gesell.

Du Armer, fühlst du nicht den Schmerz
Wie Andre?
Sie lacht dich an und sagt im Scherz:
Nun wandre!
Sie hielte dich wohl selbst zurück
Mit einem süßen Liebesblick?

Bach.

Mir wird so schwer, so schwer vom Ort
Zu fließen:
Ich krümme mich nur sachte fort
Durch Wiesen;
Und käm es erst auf mich nur an,
Der Weg wär bald zurückgethan.

Gesell.

Geselle meiner Liebesqual,
Ich scheide;

Du murmelst mir vielleicht einmal
Zur Freude.
Geh, sag ihr gleich und sag ihr oft,
Was still der Knabe wünscht und hofft.

---

184. Der Fischer.

Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Ein Fischer saß daran,
Sah nach dem Angel ruhevoll,
Kühl bis ans Herz hinan.
Und wie er sitzt und wie er lauscht,
Theilt sich die Flut empor;
Aus dem bewegten Wasser rauscht
Ein feuchtes Weib hervor.

Sie sang zu ihm, sie sprach zu ihm:
Was lockst du meine Brut
Mit Menschenwitz und Menschenlist
Hinauf in Todesglut?
Ach wüßtest du, wie's Fischlein ist
So wohlig auf dem Grund,
Du stiegst herunter, wie du bist,
Und würdest erst gesund.

Labt sich die liebe Sonne nicht,
Der Mond sich nicht im Meer?
Kehrt wellenathmend ihr Gesicht
Nicht doppelt schöner her?
Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
Das feucht-verklärte Blau?
Lockt dich dein eigen Angesicht
Nicht her in ewgen Thau?

Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Netzt' ihm den nackten Fuß;

Sein Herz wuchs ihm so sehnsuchtsvoll
Wie bei der Liebsten Gruß.
Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm;
Da wars um ihn geschehn:
Halb zog sie ihn, halb sank er hin,
Und ward nicht mehr gesehn.

---

185. Erlkönig.

Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Vater mit seinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er faßt ihn sicher, er hält ihn warm.

Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht? —
Siehst, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron und Schweif? —
Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif.

„Du liebes Kind, komm geh mit mir!
Gar schöne Spiele spiel ich mit dir;
Manch bunte Blumen sind an dem Strand,
Meine Mutter hat manch gülden Gewand.“ —

Mein Vater, mein Vater und hörest du nicht,
Was Erlenkönig mir leise verspricht? —
Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind;
In dürren Blättern säuselt der Wind. —

„Willst feiner Knabe, du mit mir gehn?
Meine Töchter sollen dich warten schön;
Meine Töchter führen den nächtlichen Reihn
Und wiegen und tanzen und singen dich ein.“ —

Mein Vater, mein Vater und siehst du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düstern Ort? —
Mein Sohn, mein Sohn, ich seh es genau,
Es scheinen die alten Weiden so grau. —

„Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt;
Und bist du nicht willig, so brauch ich Gewalt.“ —
Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erlkönig hat mir ein — Leids gethan! —

Dem Vater grauset's, er reitet geschwind,
Er hält in den Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Müh und Noth;
In seinen Armen das Kind war — todt.

---

186. Der Zauberlehrling.

Hat der alte Hexenmeister
Sich doch einmal wegbegeben!
Und nun sollen seine Geister
Auch nach meinem Willen leben.
Seine Wort' und Werke
Merkt' ich und den Brauch,
Und mit Geistesstärke
Thu ich Wunder auch.
Walle, walle
Manche Strecke,
Daß zum Zwecke
Wasser fließe
Und mit reichem vollem Schwalle
Zu dem Bade sich ergieße.

Und nun komm, du alter Besen!
Nimm die schlechten Lumpenhüllen;
Bist schon lange Knecht gewesen;
Nun erfülle meinen Willen!
Auf zwei Beinen stehe,
Oben sei ein Kopf,
Eile nun und gehe
Mit dem Wassertopf!

Walle, walle
Manche Strecke,
Daß zum Zwecke
Wasser fließe,
Und mit reichem vollem Schwalle
Zu dem Bade sich ergieße.

Seht, er läuft zum Ufer nieder,
Wahrlich! ist schon an dem Flusse,
Und mit Blitzesschnelle wieder
Ist er hier mit raschem Gusse.
Schon zum zweiten Male!
Wie das Becken schwillt!
Wie sich jede Schale
Voll mit Wasser füllt!
Stehe! stehe!
Denn wir haben
Deiner Gaben
Vollgemessen! —
Ach ich merk es! Wehe! Wehe!
Hab ich doch das Wort vergessen!

Ach das Wort, worauf am Ende
Er das wird, was er gewesen.
Ach, er läuft und bringt behende!
Wärst du doch der alte Besen!
Immer neue Güsse
Bringt er schnell herein,
Ach! und hundert Flüsse
Stürzen auf mich ein.
Nein, nicht länger
Kann ichs lassen!
Will ihn fassen.
Das ist Tücke!

Ach! nun wird mir immer bänger,
Welche Miene! Welche Blicke!

O, du Ausgeburt der Hölle!
Soll das ganze Haus ersaufen?
Seh ich über jede Schwelle
Doch schon Wasserströme laufen.
Ein verruchter Besen,
Der nicht hören will!
Stock, der du gewesen,
Steh doch wieder still!
Willst am Ende
Gar nicht lassen?
Will dich fassen,
Will dich halten,
Und das alte Holz behende
Mit dem scharfen Beile spalten.

Seht! da kommt er schleppend wieder!
Wie ich mich nur auf dich werfe,
Gleich, o Kobold, liegst du nieder;
Krachend trifft die glatte Schärfe.
Wahrlich! brav getroffen!
Seht er ist entzwei!
Und nun kann ich hoffen
Und ich athme frei!
Wehe! wehe!
Beide Theile
Stehn in Eile
Schon als Knechte
Völlig fertig in die Höhe!
Helft mir, ach! ihr hohen Mächte!

Und sie laufen! Naß und näßer
Wirds im Saal und auf den Stufen,
Welch entsetzliches Gewässer!

Herr und Meister! Hör mich rufen! —
Ach, da kommt der Meister!
Herr, die Noth ist groß!
Die ich rief, die Geister,
Werd ich nun nicht los.
„In die Ecke,
Besen! Besen!
Seids gewesen,
Denn als Geister
Ruft euch nur zu seinem Zwecke
Erst hervor der alte Meister."

---

187. Hochzeitlied.

Wir singen und sagen vom Grafen so gern,
Der hier in dem Schlosse gehauset,
Da wo ihr den Enkel des seligen Herrn,
Den heute vermählten, beschmauset.
Nun hatte sich Jener im heiligen Krieg
Zu Ehren gestritten durch mannigen Sieg,
Und als er zu Hause vom Rösselein stieg,
Da fand er sein Schlösselein oben:
Doch Diener und Habe zerstoben.

Da bist du nun, Gräflein, da bist du zu Haus,
Das Heimische findest du schlimmer!
Zum Fenster, da ziehen die Winde hinaus,
Sie kommen durch alle die Zimmer.
Was wäre zu thun in der herbstlichen Nacht?
So hab ich doch manche noch schlimmer vollbracht,
Der Morgen hat Alles wohl besser gemacht.
Drum rasch bei der mondlichen Helle
Ins Bett, in das Stroh, ins Gestelle.

Und als er im willigen Schlummer so lag,
Bewegt' es sich unter dem Bette.
Die Ratte, die raschle so lange sie mag!
Ja, wenn sie ein Bröselein hätte!
Doch siehe, da stehet ein winziger Wicht,
Ein Zwerglein, so zierlich, mit Ampelen-Licht,
Mit Rednergebärden und Sprechergewicht,
Zum Fuß des ermüdeten Grafen,
Der, schläft er nicht, möcht er doch schlafen.

Wir haben uns Feste hier oben erlaubt,
Seitdem du die Zimmer verlassen,
Und weil wir dich weit in der Ferne geglaubt,
So dachten wir eben zu prassen.
Und wenn du vergönnest und wenn dir nicht graut,
So schmausen die Zwerge behaglich und laut,
Zu Ehren der reichen, der niedlichen Braut.
Der Graf im Behagen des Traumes:
„Bedienet euch immer des Raumes!"

Da kommen drei Reiter, sie reiten hervor,
Die unter dem Bette gehalten;
Dann folget ein singendes, klingendes Chor
Possirlich kleiner Gestalten;
Und Wagen auf Wagen mit allem Geräth,
Daß einem so Hören und Sehen vergeht,
Wie's nur in den Schlössern der Könige steht;
Zuletzt auf vergoldetem Wagen
Die Braut und die Gäste getragen.

So rennet nun Alles in vollem Galopp
Und kürt sich im Saale sein Plätzchen;
Zum Drehen und Walzen und lustigen Hopp
Erkieset sich Jeder ein Schätzchen.
Da pfeift es und geigt es und klinget und klirrt,
Da ringelts und schleift es und rauschet und wirrt,

Da pisperts und knisterts und flüsterts und schwirrt;
Das Gräflein, es blicket hinüber,
Es dünkt ihn, als läg er im Fieber.

Nun dappelts und rappelts und klapperts im Saal,
Von Bänken und Stühlen und Tischen,
Da will nun ein Jeder am festlichen Mahl
Sich neben dem Liebchen erfrischen;
Sie tragen die Würste, die Schinken so klein,
Und Braten und Fisch und Geflügel herein;
Es kreiset beständig der köstliche Wein;
Das toset und koset so lange,
Verschwindet zuletzt mit Gesange.

Und sollen wir singen, was weiter geschehn,
So schweige das Toben und Tosen.
Denn, was er so artig im Kleinen gesehn,
Erfuhr er, genoß er im Großen.
Trompeten und klingender, singender Schall,
Und Wagen und Reiter und bräutlicher Schwall,
Sie kommen und zeigen und neigen sich all,
Unzählige, selige Leute.
So ging es und geht es noch heute.

---

188. Die Braut von Corinth.

Nach Corinthus von Athen gezogen
Kam ein Jüngling, dort noch unbekannt.
Einen Bürger hofft' er sich gewogen;
Beide Väter waren gastverwandt,
Hatten frühe schon
Töchterchen und Sohn
Braut und Bräutigam vorausgenannt.

Aber wird er auch willkommen scheinen,
Wenn er theuer nicht die Gunst erkauft?
Er ist noch ein Heide mit den Seinen,
Und sie sind schon Christen und getauft.
Keimt ein Glaube neu,
Wird oft Lieb und Treu,
Wie ein böses Unkraut, ausgerauft.

Und so lag das ganze Haus im Stillen,
Vater, Töchter, nur die Mutter wacht;
Sie empfängt den Gast mit bestem Willen,
Gleich ins Prunkgemach wird er gebracht.
Wein und Essen prangt,
Eh er es verlangt:
So versorgend wünscht sie gute Nacht.

Aber bei dem wohlbestellten Essen
Wird die Lust der Speise nicht erregt;
Müdigkeit läßt Speis und Trank vergessen,
Daß er angekleidet sich aufs Bette legt;
Und er schlummert fast,
Als ein seltner Gast
Sich zur offnen Thür herein bewegt.

Denn er sieht bei seiner Lampe Schimmer,
Tritt, mit weißem Schleier und Gewand,
Sittsam, still ein Mädchen in das Zimmer,
Um die Stirn ein schwarz- und goldnes Band.
Wie sie ihn erblickt,
Hebt sie, die erschrickt,
Mit Erstaunen eine weiße Hand.

„Bin ich,“ rief sie aus, „so fremd im Hause,
Daß ich von dem Gaste Nichts vernahm?
Ach, so hält man mich in meiner Klause!
Und nun überfällt mich hier die Scham.
Ruhe nur so fort

Auf dem Lager dort,
Und ich gehe schnell, so wie ich kam."

„„Bleibe, schönes Mädchen!"" ruft der Knabe,
Rafft von seinem Lager sich geschwind:
„„Hier ist Ceres *), hier ist Bacchus Gabe,
Und du bringst den Amor, liebes Kind!
Bist vor Schrecken blaß!
Liebe, komm und laß,
Laß uns sehn, wie froh die Götter sind.""

„Ferne bleib, o Jüngling! bleibe stehen;
Ich gehöre nicht den Freuden an.
Schon der letzte Schritt ist ach! geschehen,
Durch der guten Mutter kranken Wahn,
Die genesend schwur:
Jugend und Natur
Sei dem Himmel künftig unterthan.

Und der alten Götter bunt Gewimmel
Hat sogleich das stille Haus geleert.
Unsichtbar wird Einer nur im Himmel,
Und ein Heiland wird am Kreuz verehrt;
Opfer fallen hier,
Weder Lamm noch Stier,
Aber Menschenopfer unerhört."

Und er fragt und wäget alle Worte,
Deren keines seinem Geist entgeht.
„„Ist es möglich, daß am stillen Orte
Die geliebte Braut hier vor mir steht?
Sei die Meine nur!
Unsrer Väter Schwur
Hat vom Himmel Segen uns erfleht.""

---

*) Göttin des Ackerbaus und der Feldfrüchte.

„Mich erhältst du nicht, du gute Seele!
Meiner zweiten Schwester gönnt man dich.
Wenn ich mich in stiller Klause quäle,
Ach! in ihren Armen denk an mich,
Die an dich nur denkt,
Die sich liebend kränkt;
In die Erde bald verbirgt sie sich.“

„„Nein! bei dieser Flamme seis geschworen,
Gütig zeigt sie Hymen*) uns voraus,
Bist der Freude nicht und mir verloren,
Kommst mit mir in meines Vaters Haus.
Liebchen, bleibe hier!
Feire gleich mit mir
Unerwartet unsern Hochzeitsschmaus.““

Und schon wechseln sie der Treue Zeichen;
Golden reicht sie ihm die Kette dar
Und er will ihr eine Schale reichen,
Silbern, künstlich, wie nicht eine war.
„Die ist nicht für mich;
Doch, ich bitte dich,
Eine Locke gib von deinem Haar.“

Eben schlug die dumpfe Geisterstunde
Und nun schien es ihr erst wohl zu sein.
Gierig schlürfte sie mit blassem Munde,
Nun den dunkel-blutgefärbten Wein.
Doch vom Weizenbrot,
Das er freundlich bot,
Nahm sie nicht den kleinsten Bissen ein.

Und dem Jüngling reichte sie die Schale,
Der, wie sie, nun hastig lüstern trank.

*) Der Hymenäus oder Gott der Ehe.

Liebe fordert er beim stillen Mahle;
Ach, sein armes Herz war liebekrank.
Doch sie widersteht,
Wie er immer fleht,
Bis er weinend auf das Bette sank.

Und sie kommt und wirft sich zu ihm nieder,
„Ach, wie ungern seh ich dich gequält!
Aber, ach! berührst du meine Glieder,
Fühlst du schaudernd, was ich dir verhehlt.
Wie der Schnee so weiß,
Aber kalt, wie Eis,
Ist das Liebchen, das du dir erwählt.“

Heftig faßt er sie mit starken Armen,
Von der Liebe Jugendkraft durchmannt:
„„Hoffe doch bei mir noch zu erwarmen,
Wärst du selbst mir aus dem Grab gesandt!
Wechselhauch und Kuß!
Liebesüberfluß!
Brennst du nicht und fühlest mich entbrannt?““

Liebe schließet fester sie zusammen,
Thränen mischen sich in ihre Lust;
Gierig saugt sie seines Mundes Flammen,
Eins ist nur im Andern sich bewußt.
Seine Liebeswuth
Wärmt ihr starres Blut,
Doch es schlägt kein Herz in ihrer Brust.

Unterdessen schleichet auf dem Gange,
Häuslich spät die Mutter noch vorbei,
Horchet an der Thür und horchet lange,
Welch ein sonderbarer Ton es sei.
Klag- und Wonnelaut
Bräutigams und Braut
Und des Liebestammelns Raserei.

Unbeweglich bleibt sie an der Thüre,
Weil sie erst sich überzeugen muß,
Und sie hört die höchsten Liebesschwüre,
Lieb- und Schmeichelworte mit Verdruß —
Still! der Hahn erwacht! —
Aber morgen Nacht
Bist du wieder da? — und Kuß auf Kuß.

Länger hält die Mutter nicht das Zürnen,
Oeffnet das bekannte Schloß geschwind: —
„Gibt es hier im Hause solche Dirnen,
Die dem Fremden gleich zu Willen sind?“ —
So zur Thür hinein
Bei der Lampe Schein
Sieht sie — Gott! sie sieht ihr eigen Kind.

Und der Jüngling will im ersten Schrecken
Mit des Mädchens eignem Schleierflor,
Mit dem Teppich die Geliebte decken;
Doch sie windet gleich sich selbst hervor.
Wie mit Geists Gewalt
Hebet die Gestalt
Lang und langsam sich im Bett empor.

„Mutter! Mutter!“ spricht sie hohle Worte:
„So mißgönnt ihr mir die schöne Nacht!
Ihr vertreibt mich von dem warmen Orte,
Bin ich zur Verzweiflung nur erwacht?
Ists euch nicht genug,
Daß ins Leichentuch,
Daß ihr früh mich in das Grab gebracht?

Aber aus der schwerbedeckten Enge
Treibet mich ein eigenes Gericht.
Eurer Priester summende Gesänge
Und ihr Segen haben kein Gewicht;

Salz und Wasser kühlt,
Nicht, wo Jugend fühlt,
Ach! die Erde kühlt die Liebe nicht.

Dieser Jüngling war mir erst versprochen,
Als noch Venus heitrer Tempel stand.
Mutter, habt ihr doch das Wort gebrochen,
Weil ein fremd, ein falsch Gelübd euch band!
Doch kein Gott erhört,
Wenn die Mutter schwört,
Zu versagen ihrer Tochter Hand.

Aus dem Grabe werd ich ausgetrieben
Noch zu suchen das vermißte Gut,
Noch den schon verlornen Mann zu lieben
Und zu saugen seines Herzens Blut.
Ists um den geschehn,
Muß nach Andern gehn
Und das junge Volk erliegt der Wuth.

Schöner Jüngling! kannst nicht länger leben,
Du versiechest nun an diesem Ort.
Meine Kette hab ich dir gegeben,
Deine Locke nehm ich mit mir fort.
Sieh sie an genau!
Morgen bist du grau,
Und nur braun erscheinst du wieder dort.

Höre, Mutter, nun die letzte Bitte:
Einen Scheiterhaufen schichte du;
Oeffne meine bange kleine Hütte,
Bring in Flammen Liebende zur Ruh!
Wenn der Funke sprüht,
Wenn die Asche glüht,
Eilen wir den alten Göttern zu!"

189. Alexis und Dora.

Ach! unaufhaltsam strebet das Schiff mit jedem Momente
  Durch die schäumende Flut weiter und weiter hinaus!
Langhin furcht sich die Gleise des Kiels, worin die Delphine
  Springend folgen, als flöh ihnen die Beute davon.
Alles deutet auf glückliche Fahrt: der ruhige Bootsmann
  Ruckt am Segel gelind, das sich für alle bemüht;
Vorwärts dringt der Schiffenden Geist, wie Flaggen und Wimpel;
  Einer nur steht rückwärts traurig gewendet am Mast,
Sieht die Berge schon blau, die Scheidenden, sieht in das Meer sie
  Niedersinken, es sinkt jegliche Freude vor ihm.
Auch dir ist es verschwunden, das Schiff, das deinen Alexis,
  Dir, o Dora, den Freund, ach! Dir den Bräutigam raubt.
Auch du blickest vergebens nach mir. Noch schlagen die Herzen
  Für einander, doch, ach! nun aneinander nicht mehr.
Einziger Augenblick, in welchem ich lebte! du wiegest
  Alle Tage, die sonst kalt mir verschwindenden, auf.
Ach! nur im Augenblick, im letzten, stieg mir ein Leben,
  Unvermuthet in dir, wie von den Göttern, herab,
Nur umsonst verklärst du mit deinem Lichte den Aether;
  Dein alleuchtender Tag, Phöbus, mir ist er verhaßt.
In mich selber kehr ich zurück; da will ich im Stillen
  Wiederholen die Zeit, als sie mir täglich erschien.
War es möglich, die Schönheit zu sehn und nicht zu empfinden?
  Wirkte der himmlische Reiz nicht auf dein stumpfes Gemüth?
Klage dich — Armer, nicht an! — So legt der Dichter ein Räthsel,
  Künstlich mit Worten verschränkt, oft der Versammlung ins Ohr.
Jeden freut die seltne, der zierlichen Bilder Verknüpfung,
  Aber noch fehlet das Wort, das die Bedeutung verwahrt.
Ist es endlich entdeckt, dann heitert sich jedes Gemüth auf,
  Und erblickt im Gedicht doppelt erfreulichen Sinn.
Ach, warum so spät, o Amor, nahmst du die Binde,

Die du ums Aug mir geknüpft, nahmst sie zu spät mir hinweg!
Lange schon harrte befrachtet das Schiff auf günstige Lüfte;
Endlich strebte der Wind, glücklich, vom Ufer ins Meer.
Leere Zeiten der Jugend! und leere Träume der Zukunft!
Ihr verschwindet, es bleibt einzig die Stunde mir nur.
Ja, sie bleibt, es bleibt mir das Glück! ich halte dich, Dora!
Und die Hoffnung zeigt, Dora, dein Bild mir allein.
Oefter sah ich zum Tempel dich gehn, geschmückt und gesittet,
Und das Mütterchen ging feierlich neben dir her.
Eilig warst du und frisch, zu Markte die Früchte zu tragen;
Und vom Brunnen, wie kühn, wiegte das Haupt das Gefäß.
Da erschien dein Hals, erschien dein Nacken vor Allen,
Und vor Allen erschien deiner Bewegungen Maß.
Oftmals hab ich gesorgt, es möchte der Krug dir entstürzen;
Doch er hielt sich stät auf dem geringelten Tuch.
Schöne Nachbarin, ja, so war ich gewohnt dich zu sehen,
Wie man die Sterne sieht, wie man den Mond sich beschaut,
Sich an ihnen erfreut und innen im ruhigen Busen
Nicht der entfernteste Wunsch, sie zu besitzen, sich regt.
Jahre, so gingt ihr dahin! Nur zwanzig Schritte getrennet
Waren die Häuser, und nie hab ich die Schwelle berührt.
Und nun trennt uns die gräßliche Flut! Du lügst nur den Himmel,
Welle! Dein herrliches Blau ist mir die Farbe der Nacht.
Alles rührte sich schon; da kam ein Knabe gelaufen
An mein väterlich Haus, rief mich zum Strande hinab:
Schon erhebt sich das Segel, es flattert im Winde, so sprach er,
Und gelichtet mit Kraft trennt sich der Anker vom Sand;
Komm, Alexis, o komm! Da drückte der wackere Vater,
Würdig die segnende Hand mir auf das lockige Haupt;
Sorglich reichte die Mutter ein nachbereitetes Bündel:
Glücklich kehre zurück! riefen sie, glücklich und reich!
Und so sprang ich hinweg, das Bündelchen unter dem Arme,
An der Mauer hinab, fand an der Thüre dich stehn
Deines Gartens. Du lächeltest mir und sagtest: „Alexis!

Sind die Lärmenden dort deine Gesellen der Fahrt?
Fremde Küsten besuchest du nun, und köstliche Waaren
Handelst du ein und Schmuck reichen Matronen der Stadt.
Aber bringe mir auch ein leichtes Kettchen; ich will es
Dankbar zahlen: so oft hab ich die Zierde gewünscht!"
Stehen war ich geblieben und fragte nach Weise des Kaufmanns
Erst nach Form und Gewicht deiner Bestellung genau.
Gar bescheiden erwogst du den Preis! da blickt' ich indessen
Nach dem Halse, des Schmucks unserer Königin werth.
Heftiger tönte vom Schiff das Geschrei; da sagtest du freundlich:
„Nimm aus dem Garten noch einige Früchte mit dir!
Nimm die reiffsten Orangen, die weißen Feigen, das Meer bringt
Keine Früchte, sie bringt jegliches Land nicht hervor."
Und so trat ich herein. Du brachst nun die Früchte geschäftig,
Und die goldene Last zog das geschürzte Gewand.
Oefters bat ich: es sei nun genug! und immer noch eine
Schönere Frucht fiel dir, leise berührt, in die Hand.
Endlich kamst du zur Laube hinan; da fand sich ein Körbchen,
Und die Myrte bog blühend sich über uns hin.
Schweigend begannest du nun geschickt die Früchte zu ordnen:
Erst die Orange, die schwer ruht, als ein goldener Ball,
Dann die weichliche Feige, die jeder Druck schon entstellet;
Und mit Myrte bedeckt ward, und geziert, das Geschenk.
Aber ich hob es nicht auf; ich stand. Wir sahen einander
In die Augen, und mir ward vor dem Auge so trüb.
Deinen Busen fühlt' ich an meinem! Den herrlichen Nacken,
Ihn umschlang nun mein Arm, tausendmal küßt' ich den Hals.
Mir sank über die Schulter dein Haupt; nun knüpften auch deine
Lieblichen Arme das Band um den Beglückten herum.
Amors Hände fühlt' ich: er drückt' uns gewaltig zusammen,
Und aus heiterer Luft donnert' es dreimal; da floß
Häufig die Thräne vom Aug mir herab, du weintest, ich weinte,
Und vor Jammer und Glück schien uns die Welt zu vergehn.
Immer heftiger rief es am Strand; da wollten die Füße

Mich nicht tragen, ich rief: Dora! und bist du nicht mein?
„Ewig!“ sagtest du leise. Da schienen unsere Thränen,
Wie durch göttliche Luft leise vom Auge gehaucht.
Näher rief es: Alexis! Da blickte der suchende Knabe
Durch die Thüre herein. Wie er das Körbchen empfing!
Wie er mich trieb! Wie ich dir die Hand noch drückte! — Zu Schiffe
Wie ich gekommen? Ich weiß, daß ich ein Trunkner schien.
Und so hielten mich auch die Gesellen, schonten den Kranken;
Und schon deckte der Hauch trüber Entfernung die Stadt.
Ewig! Dora, lispeltest du, mir schallt es im Ohre
Mit dem Donner des Zeus! Stand sie doch neben dem Thron,
Seine Tochter, die Göttin der Liebe; die Grazien standen
Ihr zur Seiten! Er ist götterbekräftigt, der Bund!
O so eile denn Schiff, mit allen günstigen Winden!
Strebe, mächtiger Kiel, trenne die schäumende Flut!
Bringe dem fremden Hafen mich zu, damit mir der Goldschmied
In der Werkstatt gleich ordne das himmlische Pfand.
Wahrlich! zur Kette soll das Kettchen werden, o Dora!
Neunmal umgebe sie dir, locker gewunden, den Hals.
Ferner schaff ich noch Schmuck, den mannigfaltigsten; goldne
Spangen sollen dir auch reichlich verzieren die Hand:
Da wetteifre Rubin und Smaragd, der liebliche Sapphir
Stelle dem Hyacinth sich gegenüber, und Gold
Halte das Edelgestein in schöner Verbindung zusammen.
O, wie den Bräutigam freut einzig zu schmücken die Braut!
Seh ich Perlen, so denk ich an dich; bei jeglichem Ringe
Kommt mir der länglichen Hand schönes Gebild in den Sinn.
Tauschen will ich und kaufen; du sollst das Schönste von Allem
Wählen; ich widmete gern alle die Ladung nur dir.
Doch nicht Schmuck und Juwelen allein verschafft dein Geliebter:
Was ein häusliches Weib freuet, das bringt er dir auch.
Feine wollene Decken mit Purpursäumen, ein Lager
Zu bereiten, das uns traulich und weichlich empfängt;

Köstlicher Leinwand Stücke. Du sitzest und nähest und kleidest
Mich und dich und auch wohl noch ein Drittes darein.
Bilder der Hoffnung, täuschet mein Herz! O mäßiget, Götter,
Diesen gewaltigen Brand, der mir den Busen durchtobt!
Aber auch sie verlang ich zurück, die schmerzliche Freude,
Wenn die Sorge sich kalt, gräßlich gelassen, mir naht.
Nicht der Erinnyen Fackel, das Bellen der höllischen Hunde
Schreckt den Verbrecher so, in der Verzweiflung Gefild,
Als das gelassne Gespenst mich schreckt, das die Schöne von fern mir
Zeiget: die Thüre steht wirklich des Gartens noch auf!
Und ein Anderer kommt! Für ihn auch fallen die Früchte!
Und die Feige gewährt stärkenden Honig auch ihm!
Lockt sie auch ihn nach der Laube? und folgt er? O, macht mich, ihr Götter,
Blind, verwischet das Bild jeder Erinnrung in mir!
Ja, ein Mädchen ist sie! und die sich geschwinde dem Einen
Gibt, sie kehrt sich auch schnell zu dem Andern herum.
Lache nicht dießmal, Zeus, der frechgebrochenen Schwüre!
Donnere schrecklicher! Triff! — Halte die Blitze zurück!
Sende die schwankenden Wolken mir nach! Im nächtlichen Dunkel
Treffe dein leuchtender Blitz diesen unglücklichen Mast!
Streue die Planken umher, und gib der tobenden Welle
Diese Waaren, und mich gib den Delphinen zum Raub! —
Nun, ihr Musen, genug! Vergebens strebt ihr zu schildern
Wie sich Jammer und Glück wechseln in liebender Brust.
Heilen könnet die Wunden ihr nicht, die Amor geschlagen;
Aber Linderung kommt einzig, ihr Guten, von euch.

Anastasius Grün.

Durch der Seele Tiefen klingend
Weht in mir ein Harfenpaar,
Brausend tönt das Spiel der einen,
Das der andern sanft und klar;
Zwei der Kräfte, die sich hassen,
Geben ihnen Klang und Laut,
In den Saiten wettert diese,
Jene küßt sie leis und traut.
Anast. Grün.

Anastasius Grün ist der Dichtername für Anton Alex. Maria Graf von Auersperg, geb. am 11. April 1806 zu Laibach. Sein Vater starb 1818 und hinterließ ihm als Erbtheil die Herrschaft Gurkfeld und Thurn-Hart in Krain. Die ersten Kinderjahre verlebte Grün auf seinem väterlichen Stammschlosse und kam als 7jähriger Knabe (während der Franzosenherrschaft in Illyrien) nach Wien, wo er auch später, mit Ausnahme zweier Jahre in Graz, seine philosophischen und juristischen Studien machte und bis zu seinem 24. Jahre blieb. Nur die Ferien verbrachte er in seiner Heimat. Später hielt er sich abwechselnd in Wien und Krain auf und sein einförmiges Siedlerleben in Krain wurde nur durch mehrwöchentliche Reisen nach Frankreich, Nord- und Süddeutschland, Italien und Belgien unterbrochen. Still und friedlich lebte er auf seinem Erbschlosse, pflanzte, säete und erntete und sprach krainerisch mit seinen Bauern, die weder wußten, daß ihr „Grundherr ein Poet, noch was überhaupt ein Poet, am wenigsten aber was ein politischer Schriftsteller sei.“ 1838 vermählte sich Grün

mit der Gräfin Maria Attems, der Tochter des steyerischen Landeshauptmanns. Seine Vermählung und angebliche (!) Ernennung zum oestr. Kammerherrn gaben Stoff zu Anfeindungen und Verdächtigungen aller Art; namentlich sollte der goldne Kammerherrnschlüssel des Dichters Mund für politische Freiheitslieder geschlossen haben, was eine jener großen Lügen war, die in unsern Tagen nicht selten sind. Eine irrthümliche, oder auch absichtlich verläumdende Anzeige der Leipzg. Allg. Ztg.*) machte den Kammerherrn Grün, nicht die oestreichische Regierung. Diese falsche Angabe wurde nachher bis heute durch literarhistorische Bücher immer weiter verbreitet und alle Welt schenkte ihr Glauben, um so mehr, da Grün sie nicht öffentlich widerlegte, weil die Censur eine Vertheidigung des Dichters gegen diese Anschuldigung nicht gestattete, woraus man sieht, in welchen Kreisen die Verdächtigung seiner Person damals den willkommensten Anklang fand. Grün hat weder Amt noch Amtstitel und warb auch nie um die harmlose Zierde des Kammerherrnschlüssels. Eben so wenig ist es wahr, daß er seine offne Freimüthigkeit gleichzeitig mit seinem Freunde Lenau durch Hausarrest gebüßt habe, eine Geldbuße, wegen Uebertretung oestr. Zensurgesetze ihm aber erlassen worden sei. Die Geldbuße hat er bezahlt, von Hausarrest war keine Rede.

Am 13. März 1848 war Grün Zeuge des großen Befreiungsschauspieles in Wien und am 16. überbrachte er dem gährenden Graz das Patent mit der Zusage der Constitution. Im April saß er im Fünfziger-Ausschuß zu Frankfurt am Main und theilte dessen Begeistrung und süße Hoffnung für die nationale Sache Deutschlands. Im Juni 1848 schrieb er: „Wir deutschen Poeten hatten

---

*) „Wien, den 13. Februar 1840. Anast. Grün befindet sich seit einigen Tagen hier, um sich um den Kammerherrnschlüssel zu bewerben, da seine Frau, geb. Gräfin von Attems, Sternkreuzordensdame wurde und doch nicht allein zu Hofe gehen kann. Der Graf soll dem Poeten völlig entsagt haben.“ (Leipziger Allgem. Zeitung.) — Später las man: „A. Grün schweigt, hat eine Gräfin geheirathet, ist selbst Graf, tyrannisirt seine Bauern, er sucht den Kammerherrnschlüssel — kein Zweifel, er ist abtrünnig geworden.“

bisher ein einförmiges, ereignißarmes Leben nach der Außenwelt. Wichtig und erhebend für mich waren in der letzten Zeit meine wiederholten Reisen nach Frankfurt im vertrauensvollen Auftrag meiner Mitbürger, einmal ins Vorparlament und zuletzt in die gegenwärtig tagende Reichsversammlung". Als Mitglied des Parlaments stimmte er in einigen wichtigen Fragen mit dem linken Zentrum, kehrte aber schon im August in seine stille Heimat zurück. Seit vielen Jahren sammelt er eifrig krainerische Volkslieder.

Grün, Lenau und Zedlitz gehören nicht bloß ihres Namens, sondern auch ihrer poetischen Bedeutsamkeit wegen zum hohen Adel unter den zahlreichen oestreichischen Sängern. Sie haben mehr als jeder andere ihrer Genossen auch in Deutschland gerechte Würdigung gefunden. Grün trat zuerst in Almanachen mit seinen Liebesliedern: „Blätter der Liebe" als Lyriker auf. Es sind dies Jugendgedichte aus seinem 18. bis 23. Jahre, die nicht nur sehr stark an Heine erinnern, sondern mitunter wirkliche Nachahmungen Heine'scher Lieder sind. Später verwarf er selbst die schwachen, unreifen Kinder seines Geistes, unterdrückte eine nöthig gewordene neue Auflage und nahm nur wenige davon in seine gesammelten „Gedichte" auf. Von diesen tändelnden Liebesweisen wandte sich Grün zur vaterländischen Dichtung. Sein Romanzenkranz: „Der letzte Ritter" wurde beifällig aufgenommen. Im Versmaaße des Nibelungenliedes verherrlicht er darin in einer Reihe von Romanzen und mit entschiedenem Freimuth die Thaten und Lebensschicksale des ritterlichen hochgesinnten Kaisers Maximilian I., der an der scheidenden Grenze des Mittelalters steht und einer der edelsten und liebenswürdigsten Charaktere in der deutschen Geschichte bleibt. (Vergl.: „Abfahrt nach Innsbruck".) Die Nibelungenstrophe wählt der Dichter gern um seine Poesieen einzukleiden, nur behandelt er sie nicht immer mit gleicher Meisterschaft; denn Willkür in der Silbenzahl der Senkungen läßt sie oft ins unruhig Malerische zerflattern."

In das Gedenkbuch der beiden letzten, an politischen Dichtungen fast überreichen Jahrzehnten, hat auch A. Grün durch die

„Spaziergänge eines Wiener Poeten“ seinen Namen eingeschrieben. Die Spaziergänge beginnen mit einer Widmung an Ludwig Uhland und sprechen in den folgenden Gesängen der Lüge, der Heuchelei, der politischen Verknöcherung ꝛc. das Todesurtheil. Der Dichter schaut von Kobenzlberg hernieder auf die weite Donaustadt und in das herrliche, reichgesegnete Oestreich, dessen Klagen und Bitten ihm ins Herz gedrungen sind. Mit männlicher Unerschrockenheit, ohne alle demokratische Zerstörungssucht und voll echter Vaterlandsliebe, die im edeln Streben dem geknechteten Volke Selbstachtung und Gefühl für Menschenwürde einzuflößen sucht, bekämpft er die trostlose Metternische Verwaltung und das despotische Regierungssystem, das durch seine geheime Polizeiherrschaft und finstere Geistesbedrückung sowohl jeden freien Gedanken, als auch das edle Gefühl der Menschenwürde im Keime erstickе. Er läßt die Lerche, wie ein Gebet der Freiheit, singend durch die Wolken dringen, rügt die politische Verketzerungswuth, geißelt die vereinzelte, abgeschlossene Stellung Oestreichs gegen andere Staaten, beklagt, daß es in dem guten Lande Manchem vor dem Geiste graue, welcher der Gedanke, der freie Sohn des Tages und Lichtes sei; er steht mit seinem biedern Volke vor den Pforten der Prunksäle, wirbt muthig mit ihm bei dem Fürsten Metternich, dem Mann des Staates und des Rathes um die Freiheit, „frei zu sein“ und tritt endlich mit seinem Liede vor den Kaiser, den „Vater Franz“, bei dem er für das Volk fleht:

„Gib ihm Waffen, helle, scharfe:
Offnes Wort in Schrift und Mund,
Gib ihm Gold, gediegnes, reines:
Freiheit und Gesetz im Bund.“

Die Bilder der Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft treten vor des Dichters Seele, welcher die Hoffnung auf den Sieg der Freiheit nie verliert, deren Symbole: „Adler und Lerche, Licht und Frühling, er mit einer unversieglichen Fülle großartiger Metaphern immer und immer wieder feiert.“ — Selbst der Fürst Metternich

sollte sich an den Spaziergängen, dem „Hohen-Lied des deutschen Liberalismus" erfreut haben. Das that er nicht, sagte aber zu dem Dichter: „Schade um das große Talent! Ihre Richtung ist eine verderbliche, antisociale." Die Spaziergänge waren eine poetische That und wurden in dem ewigdenkwürdigen Frühling 1848 zur wirklichen That, als es aus der Sturmharfe der Zeit, wie einst aus der Harfe des Sängers, ertönte:

„Freiheit ist die große Losung, deren Klang durchjauchzt die Welt!"

So ist denn Grün ein „Prophet und Apostel der Freiheit, der bald mild, wie Johannes, bald gedankenscharf, wie Paulus, das neue Evangelium verkündet und bald in stolzer Bilderpracht eines Hesekiel, bald mit der strafenden Wortschwere eines Jeremias" seine Freiheitsgesänge auftreten läßt.

Im „Schutt" (Dichtungen) hat der Sänger seine Harfe abermals zum politischen Gedichte gestimmt und, wenn auch vielfach mit gedämpftem Tone, herrliche Stücke darauf gespielt. Er hat die prophetische Hoffnung, daß aus dem Schutte und den Trümmern einer alten, zerfallenen Welt die Keime einer neuen, bessern Welt erblühen werden, deren Ostermorgenroth ihm nicht durch Kerker- und Klostermauern verdeckt werden konnte. Der „Thurm am Strande", „eine Fensterscheibe", „Cincinnatus" und „fünf Ostern" sind die Dichtungen, welche im Schutt zu einem schönen Kranze gewunden sind. In erster Reihe ist das Seelenleben eines unschuldig eingekerkerten Dichters geschildert, der aus der Nacht seines Kerkers herzerschütternde Klagelieder zu uns heraufströmen läßt und schmerzlich nach Luft und Freiheit seufzet. Der zweite Gesang „eine Fensterscheibe" führt uns durch das alte verfallene Gemäuer eines Klosters und läßt dem untergegangenen Mönchthum eine versöhnliche Grabrede nachklingen. In „Cincinnatus" sind lebensfrische Bilder des Aufblühens der jungen amerikanischen Freistaaten im Vergleiche zu den alteuropäischen Trümmern eines wiederaufgegrabenen Pompeji's, und in „fünf Ostern" klagt der Jude am heil. Grabe den tausendjährigen Schmerz des Juden-

thums über seine zertretenen Volks- und Menschenrechte. Das letzte Osterfest „eröffnet die Perspective in das goldne Zeitalter der Zukunft, wie es sich ein edles, hoffendes und vertrauendes Dichterherz träumen mag.“

In den „Nibelungen im Frack“ lenkt Grün auf die verlassenen Pfade des letzten Ritters wieder ein; sie sind ein Uebergangswerk, wichtiger für den Dichter, als für den Leser. Die Form ist der Nibelungenvers und der Inhalt hauptsächlich die große Leidenschaft des Herzogs Moritz Wilhelm, Administrator von Merseburg (1688—1733) zur Baßgeige. Der Dichter hat darin durch trefflichen Humor und durch scharfe Ironie die „Marotte“ des Herzogs gegeißelt, zugleich aber auch der einseitig politischen Poesie und der Mißachtung aller persönlichen Freiheit eine Niederlage bereitet und rief in gereizter Stimmung den schmähenden Kläffern zu:

„Wem ihren Strahl die Freiheit einmal durchs Herz gegossen,
Abfällt der nie und nimmer, trotz sondrer Kampfgenossen!
Wir tragen der Freiheit Banner, nicht ihre Liverein;
Der Knecht will Unterknechte — der Freiheit selbst kein Sklav ich sein!“

Die Sammlung lyrischer „Gedichte“ von A. Grün charakterisirt den Dichter durch edle Gesinnung, reinste Sittlichkeit, Ernst und Tiefe der Gedanken, schlagende Kraft in den Gegensätzen und inniges Verhältniß zwischen Natur und Menschenleben ꝛc. In letzter Beziehung zeichnen sich namentlich aus: „Die Baumpredigt“, „Verschiedene Trauer“, „Am Strande“, „Mannesthräne“ ꝛc. Der „treue Gefährte“ ist in humoristischem Tone gedichtet und läßt den Schwermuthskranken in freier, frischer Bergesluft gesunden. „Die Sünderin“, ein in vieler Hinsicht ausgezeichnetes Gedicht, läßt den Schatz der Menschenherrlichkeit aus der Nacht der Sünde so rührend schön ans Licht treten. Ein Beurtheiler sagt darüber: „So oft ich dieses Lied noch gelesen, mußte ich an Jesus Christus denken, wie er Maria

Magdalenen verzeiht." — „Der letzte Dichter" und „die beiden Sängerheere" erklären sich selbst.

Endlich ist auch der lang versprochene und lang erwartete „Pfaff vom Kahlenberg" erschienen. Schon vor dem März 1848 lag das Gedicht im Manuscript fertig, aber Grün wollte es nicht ziehen lassen in eine Welt voll Kampf, Streit, Sturm und Noth. Auch aus diesem „ländlichen" Gedichte, gehoben durch die Lieblichkeit idyllischer Scherze, weht uns der stärkende Hauch der Freiheit entgegen, der die übrigen Poesieen Grüns so gesund und frisch erhält. Das Vorwort zum „Pfaff" wurde erst im November vorigen Jahres gedichtet und ist eine Widmung, die dem „geliebten Freund" Nik. Lenau gilt. „Eine Lerche der Freiheit", um mit einem Beurtheiler aus Kühne's Europa zu sprechen, „besingt hier eine Nachtigall, die derselben Gottheit gedient, aber im dunkeln Gram des verworrenen Herzeleids, schon bevor die Sonne des Lichts über Oestreich anbrach, qualvoll ermüdete und an sich irre verstummte. Lenau's Liederseele ist gestorben und sein Leib lebt weiter. Das nennen die Leute schrecklich. Noch schrecklicher aber wärs, wenn die allzu weiche, musikbetäubte Seele nicht am eignen Harm, sondern am Lärm einer wahnwitzig gewordnen Welt irre und wahnsinnig geworden wäre. A. Grün preist den bewußtlosen Dichter glücklich, daß er mit dem Glauben an das Lichtbild der Freiheit sein Auge in Nacht getaucht; die Schattenbilder und die Schrecknisse, mit denen sich die Freiheit im Gewühl wilder Völker Raum gebrochen, ist ihm entzogen geblieben." —

Bei allen Vorzügen der Grün'schen Muse dürfen wir jedoch schließlich nicht unerwähnt lassen, daß sie das Lied der Freiheit oft mit allzuvielen Worten besingt, den Bilderreichthum verschwenderisch und nicht selten bis zum Unschönen anhäuft, viel Tändelei und Phrasenschwulst vorbringt, tiefen Ernst und leichten Spott in unsicherer Mischung unpoetisch unter einanderstellt und weder die Ueberschwenglichkeit der Gefühle zu beherrschen, noch die nöthige Künstlerruhe zu bewahren weiß. Sie baut in edlem Styl und in festen, aber nicht immer wohlgefügten Formen. Ungeachtet dessen

wird doch der Dichter noch in seinem Volke leben, wenn der Graf schon längst vergessen sein wird. Wir schließen daher mit den von L. v. Plönnies an ihn gerichteten Strophen:

„Grün, wohl ists ein schöner Name in dem deutschen Dichterreihn,
Ein Smaragd, ein edler, glänzt er in dem Kranz von Edelstein;
Grün die deutsche Stromeswelle, die dem lieben Vaterland
Manche Perle rein und helle schon getragen an den Strand.
Grün die Eiche, so die Wurzel in den deutschen Boden gräbt
Und die Zweige jung und kräftig in das Morgenroth erhebt.
Grün die Saat und grün die Rebe, die im Lichte reift zu Gold,
Grün der Lorbeer, welcher ewig Grün des Dichters Ehrensold.
Grün, wohl ists ein schöner Name, den der Dichter sich erkor,
Der noch lebt, wenn der des Grafen längst im Dunkel sich verlor,
Der in treuer Brust des Volkes glüht, wenn in der Ahnen Reihn
Sie des Grafen Namen gruben in den kalten Marmor ein.
Der mit jeder jungen Eiche, als sein Sinnbild, aufersteht,
Wenn sein Helmbusch, seine Krone, in der Grafengruft vergeht.
Denn bei jedem Sieg des Lichtes, wenn verjüngte Strahlen glühn,
Jubeln tausend Nachtigallen: „Auferstanden ist uns Grün!“

Schriften: Blätter der Liebe. Stuttg. 1830. — Der letzte Ritter. Romanzenkranz. Leipzig V. Auflage 1847. — Spaziergänge eines Wiener Poeten. Hamburg 1831 ꝛc. Leipzig V. Auflage 1850. — Schutt. Dichtungen. Leipzig IX. Aufl. 1849 — Gedichte. Leipz. VIII. Aufl. 1850. — Nibelungen im Frack, ein Gedicht. Leipzig 1843. — Pfaff vom Kahlenberg. Ein ländliches Gedicht. Leipzig 1850.

190. Die beiden Sängerheere.

Einst schlief ich im düstern Ulmenhain
Nicht fern von den Särgen der Barden ein,
Mich sangen die Vögel des Waldes in Ruh,
Es rauschten die Zweige wie Lieder dazu.

Als jegliches Aug in Schlummer schon brach.
Und Kummer allein und Liebe noch nach,
Da rüttelts und schüttelts an Riegel und Sarg,
Da rüttelt und sprengt es Riegel und Sarg.

Wie Woge an Woge im brausenden Meer,
Ersteht aus den Särgen ein Harfnerheer,
Wohl tausend Gestalten im regen Gewühl,
In knöchernen Armen ein Saitenspiel.

Die Lippen sind dürr und der Blick ist kalt,
Die bleiche Wange verfallen und alt,
Und mit den Händen ohne Gefühl
Gepocht und gehämmert am Saitenspiel!

Und wie sie da pochen und hämmern im Chor,
Kein Ton und kein Laut doch schlägt an mein Ohr,
Nur Eulen flattern aus dem Versteck,
Und Kobolde grinsen im Felsenleck.

Und unter den Harfnern das Gras verdorrt,
Der Mond sein züchtig Antlitz umflort;
So klimpern allmählig zur Mitternachtzeit
Ihr ewiges Lied sie: Vergessenheit!

Jetzt schallts wie der Engel Posaunenruf,
Als Welten und Leben der Ewige schuf;
Es rauschen des Haines Gezweige so hell,
Es säuselt die Wiese, es rieselt der Quell.

Da klappen wohl tausend der Särge zu:
Das Leirergesindel taumelt zur Ruh;
Da springen wohl tausend der Särge auf:
Ein Sängergeschlecht beginnt seinen Lauf!

Ein körnig Geschlecht für endlose Zeit,
Gesäugt an den Brüsten der Ewigkeit,
Das Auge ein Blitz und doch so mild,
Das Antlitz der Liebe rosiges Bild.

Und siehe der herrliche Bardenchor
Hebt rauschend die klingenden Harfen empor,
Wie Seraphsgebet, wie Lavinenklang,
Verhallt es die weiten Gefild' entlang.

Es horchen die Wasser und hemmen den Lauf,
Die Rosen blühn, als sei Frühling, auf,
Und um sie in vollerem Mondenschein
Drehn schöne Elfenkinder den Reihn.

In Wonne schüttelt sein Haupt der Baum,
Der Vogel am Ast träumt süßeren Traum;
So singen allnächtlich zur Mitternachtzeit
Ihr ewiges Lied sie: Unsterblichkeit!

Wie liederbegrüßt und rosenbekränzt
Die sinkende Sonn im Berggrab glänzt,
So rauscht es noch einmal durch Erd und Luft
Und alle die Sänger versinken zur Gruft.

Da rüttelts mich rasch aus dem Schlummer empor,
Schon steigt aus dem Osten die Sonne hervor,
Die Steine sind fest, geschlossen die Gruft,
Und leis weht drüber die Morgenluft.

Und sind auch die Sänger alle zur Ruh
Und ihre ewigen Wohnungen zu,
Blieb eines der beiden Lieder mir doch,
Das sang ich und sing es wohl sterbend noch.

Doch welches der Heere zum Sang mich geweiht?
Du wirst es enthüllen, Allrichterin Zeit!
Wenn über dem Sarg mir die Grabrose blüht,
Sing ich wohl mit einem der Heere mein Lied.

191. Der letzte Dichter.

„Wann werdet ihr, Poeten,
Des Dichtens einmal müd?
Wann wird einst ausgesungen
Das alte, ewge Lied?

Ist nicht schon längst geleeret
Des Ueberflusses Horn?
Gepflückt nicht alle Blumen,
Erschöpft nicht jeder Born?" — —

So lang der Sonnenwagen
Am Azurgleis noch zieht,
Und nur Ein Menschenantlitz
Zu ihm empor noch sieht;

So lang der Himmel Stürme
Und Donnerkeile hegt,
Und bang vor ihrem Grimme
Ein Herz noch zitternd schlägt;

So lang nach Ungewittern
Ein Regenbogen sprüht,
Ein Busen noch dem Frieden
Und der Versöhnung glüht;

So lang die Nacht den Aether
Mit Sternensaat besät
Und noch Ein Mensch die Züge
Der goldnen Schrift versteht;

So lang der Mond noch leuchtet,
Ein Herz noch sehnt und fühlt;
So lang der Wald noch rauschet
Und Einen Müden kühlt;

So lang noch Lenze grünen
Und Rosenlauben blühn,
So lang noch Wangen lächeln
Und Augen Freude sprühn;

So lang noch Gräber trauern
Mit den Cypressen dran,
So lang Ein Aug noch weinen,
Ein Herz noch brechen kann.

So lange wallt auf Erden
Die Göttin Poesie,
Und mit ihr wandelt jubelnd
Wem sie die Weihe lieh.

Und singend einst und jubelnd
Durchs alte Erdenhaus
Zieht als der letzte Dichter
Der letzte Mensch hinaus. — —

Noch hält der Herr in Händen
Den Weltball unverrückt,
Wie eine frische Blume,
Auf die er lächelnd blickt.

Wenn diese Riesenblume
Dereinstens abgeblüht
Und Erden, Sonnenbälle
Als Blütenstaub versprüht;

Erst dann fragt, wenn zu fragen
Die Lust euch noch nicht mied,
Ob endlich ausgesungen
Das alte, ewge Lied?

192. Der treue Gefährte.

Ich hatt' einst einen Genossen treu,
Wo ich war, war er auch dabei;
Blieb ich daheim, ging er auch nicht aus,
Und ging ich fort, blieb er nicht zu Haus.

Er trank aus Einem Glas mit mir,
Er schlief in Einem Bett mit mir,
Wir trugen die Kleider nach Einem Schnitt,
Ja selbst zum Liebchen nahm ich ihn mit.

Und als michs jüngst zu den Bergen zog,
Und Stab und Bündel im Arm ich wog,
Da sprach der treue Geselle gleich:
„Mit Gunsten, Freund, ich geh mit euch!“

Wir wallen still hinaus zum Thor,
Die Bäume streben frisch empor,
Die Lüfte bringen uns warmen Gruß,
Da schüttelt der Freund den Kopf mit Verdruß.

Im Aether jauchzt ein Lerchenchor,
Da hält er zugepreßt sein Ohr;
Süß duftet dort das Rosengesträuch,
Da wird er schwindlig und todtenbleich.

Und als wir stiegen den Berg hinan,
Verlor den Athem der arme Mann.
Ich wallt' empor mit leuchtendem Blick,
Doch er blieb keuchend unten zurück.

Ich aber stand jauchzend ganz allein
Am Bergesgipfel im Sonnenschein!
Rings grüne Triften und Blumenduft!
Rings wirbelnde Lerchen und Bergesluft!

Und als ich wieder zu Thal gewallt,
Da stieß ich auf eine Leiche bald:

O weh, er ists! Todt liegt er hier,
Der einst der treuste Gefährte mir!

Da ließ ich graben ein tiefes Grab
Und senkte die Leiche still hinab,
Drauf setzt ich einen Leichenstein
Und grub die Wort' als Inschrift drein:

„Hier ruht mein treuster Genoß im Sand,
Herr Hypochonder zubenannt;
Er starb an frischer Bergesluft,
An Lerchenschlag und Rosenduft!

Sonst wünsch ich ihm alles Glück und Heil,
Die ewige Ruh werd ihm zu Theil,
Nur wahr mich Gott vorm Wiedersehn
Und seinem fröhlichen Auferstehn!"

---

193. Der Ring.

Ich saß auf einem Berge
Gar fern dem Heimatland,
Tief unter mir Hügelreihen,
Thalgründe, Saatenland!

In stillen Träumen zog ich
Den Ring vom Finger ab,
Den sie, ein Pfand der Liebe,
Beim Lebewohl mir gab.

Ich hielt ihn vor das Auge,
Wie man ein Fernrohr hält,
Und guckte durch das Reifchen
Hernieder auf die Welt:

Ei, lustiggrüne Berge
Und goldnes Saatgefild,
Zu solchem schönen Rahmen
Fürwahr ein schönes Bild!

Hier schmucke Häuschen schimmernd
Am grünen Bergeshang,
Dort Sicheln und Sensen blitzend
Die reiche Flur entlang!

Und weiterhin die Ebne,
Die stolz der Strom durchzieht;
Und fern die blauen Berge,
Grenzwächter von Granit.

Und Städte mit blanken Kuppeln
Und grünes Wälderreich,
Und Wolken, ziehend zur Ferne,
Wohl meiner Sehnsucht gleich!

Die Erde und den Himmel,
Die Menschen und ihr Land,
Dieß Alles hielt als Rahmen
Mein goldner Reif umspannt.

O schönes Bild, zu sehen,
Vom Ring der Lieb umspannt,
Die Erde und den Himmel,
Die Menschen und ihr Land!

---

194. Am Strande.

Auf hochgestapelte Ballen blickt
Der Kaufherr mit Ergötzen;
Ein armer Fischer daneben flickt
Betrübt an zerrissnen Netzen.

Manch rüstig stolz bewimpelt Schiff!
Manch morsches Wrack im Sande!
Der Hafen hier und dort das Riff,
Jetzt Flut, jetzt Ebb am Strande.

Hier Sonnenblick, Sturmwolken dort,
Hier Schweigen, dorten Lieder,
Und Heimkehr hier, dort Abschiedswort;
Die Segel auf und nieder!

Zwei Jungfraun sitzen am Meeresstrand;
Die Eine weint in die Fluten,
Die Andre, mit dem Kranz in der Hand,
Wirft Rosen in die Fluten.

Die Eine, trüber Wehmuth Bild,
Stöhnt mit geheimem Beben:
„O Meer, o Meer, so trüb und wild,
Wie gleichst du so ganz dem Leben!"

Die Andre, lichter Freude Bild,
Jauchzt selig lächelnd daneben:
„O Meer, o Meer, so licht und mild,
Wie gleichst du so ganz dem Leben!"

Fortbraust das Meer und überklingt
Das Jauchzen, wie das Stöhnen;
Fortwogt das Meer und, ach, verschlingt
Die Rosen, wie die Thränen.

---

195. Mannesthräne.

Mädchen, sahst du jüngst mich weinen? —
Sieh, des Weibes Thräne dünkt
Mir der klare Thau des Himmels,
Der in Blumenkelchen blinkt.

Ob die trübe Nacht ihn weinet,
Ob der Morgen lächelnd bringt,
Stets doch labt der Thau die Blume
Und ihr Haupt hebt sie verjüngt.

Doch es gleicht des Mannes Thräne
Edlem Harz aus Ostens Flur,
Tief ins Herz des Baums verschlossen,
Quillts freiwillig selten nur.

Schneiden mußt du in die Rinde,
Bis zum Kern des Marks hinein,
Und das edle Naß entträufelt
Dann so golden, hell und rein.

Bald zwar mag der Born versiegen,
Und der Baum grünt fort und treibt,
Und er grüßt noch manchen Frühling;
Doch der Schnitt, die Wunde — bleibt.

Mädchen, denk des wunden Baumes
Auf des Ostens fernen Höhn;
Denke, Mädchen, auch des Mannes,
Den du weinen einst gesehn.

---

196. Verschiedene Trauer.

Ein Mädchen kniet an einem Leichenstein
Und pflanzt daneben eine Pappel ein:
„Streb auf zum Aether, schlanker Baum,
Auch Er flog auf zum Sternenraum;
Wie meine Hände zum Gebet,
Sei aufwärts jeder Zweig gedreht;
Wie meine Augen sternwärts spähen,
Soll jedes Blatt nach oben sehen.

Zu ihm, zu ihm! Empor, empor!
Rausch es aus deinem Laub hervor!
So, Pappel, auf des Grabes Höhen
Sollst, meiner Trauer Bild, du stehen."

Ein Jüngling kniet an einem Leichenstein
Und pflanzt daneben eine Weide ein:
„Streb erdenwärts, du Thränenbaum,
Auch Sie sank in der Erde Raum;
Wie meine Zähren auf dieß Grab,
So schüttle deinen Thau herab;
Wie meine Arme abwärts ringen
Und gern den kalten Sarg umfingen,
Ihr Zweige, so umschlingt dieß Grab.
Zu ihr, zu ihr! Hinab, hinab!
So, Weide, auf des Grabes Höhen
Sollst, meiner Trauer Bild, du stehen.

---

197. Baumpredigt.

Um Mitternacht, wenn Schweigen rings,
Beginnts durch Waldesräume,
Und wo sonst Büsch' und Bäume stehn,
Zu flüstern, rascheln und zu wehn;
Denn Zwiesprach halten die Bäume.

Der Rosenbaum loht lustig auf,
Duft raucht aus seinen Gluten:
„Ein Rosenleben reicht nicht weit!
Drum solls, je kürzer seine Zeit,
So voller, heller verbluten!"

Die Esche spricht: „Gesunkner Tag,
Mich täuscht nicht Glanz und Flittern!
Dein Sonnenstrahl ist Todesstahl,
Gezückt aufs Rosenherz zumal,
Und bangend muß ich zittern!"

Die schlanke Pappel spricht und hält
Zum Himmel die Arm' erhoben:
„Dort strömt ein lichter Segensquell,
Der rauscht so süß und glänzt so hell,
Drum wall ich sehnend nach oben!“

Die Weide blickt zur Erd und spricht:
„O, daß mein Arm dich umwinde!
Mein wallend Haar neig ich zu dir,
Drein flechte deine Blumen mir,
Wie Mütterlein dem Kinde.“

Drauf seufzt der reiche Pflaumenbaum:
„Ach meine Füll erdrückt mich!
Nehmt doch die Last vom Rücken mein!
Nicht trag ich sie für mich allein;
Was ihr mir raubt, erquickt mich!“

Es spricht die Tanne guten Muths:
„Ob auch an Blüten ich darbe,
Mein Reichthum ist Beständigkeit;
Ob Sonne scheint, obs stürmt und schneit,
Nie ändr ich meine Farbe!“

Der hohe, stolze Eichbaum spricht:
„Ich zittre vor Gottes Blitzen!
Kein Sturm ist, mich zu beugen, stark,
Kraft ist mein Stamm und Kraft mein Mark,
Ihr Schwächern, euch will ich schützen!“

Die Epheuranke thät an ihn
Sich inniger nun fügen:
„Wer für sich selbst zu schwach und klein,
Und wer nicht gerne steht allein,
Mag an den Freund sich schmiegen!“

Drauf sprachen sie so Manches noch,
Ich hab es halb vergessen;

Noch flüsterte manch heimlich Wort,
Es schwiegen nur am Grabe dort
Die trauernden Cypressen.

O, daß die leisen Sprüchlein all
Ein Menschenherz doch trafen!
Was Wunder, wenn sies trafen nicht?
Die Bäume predgen beim Sternenlicht,
Da müssen wir ja schlafen.

---

198. Die Sünderin.

Einsam liegt ein Häuschen, abgelegen,
Hart am Meer, das an die Wände braust,
Daß sie ewig zitternd sich bewegen,
Wie so manches Herz, das drinnen haust.

Dieses niedre Pförtlein, wills nicht deuten,
Daß nur Niedres ungehemmt hier zieht,
Doch der Reinheit Kranz, beim Drüberschreiten,
Leicht vom Haupt sich abstreift und verblüht?

Denn ein Tempel ists, der Sünd erschlossen! —
Und doch seht, wie glänzt das Frühroth drauf,
Daß er, wie aus reinem Gold gegossen,
Ragt als heilger Sonnentempel auf!

Horch, des schmalen Fensters Flügel klingen!
Und es blickt, mit welkem Busenstrauß,
Fahlem Kranz und schlaffen Lockenringen,
Eine Priestrin dieses Doms heraus.

Blaß sind ihrer Wangen kalte Flächen,
Wie des Richters weißes Pergament,
Das des Schuldigen geheimst Verbrechen
Und zugleich sein strenges Urtheil nennt.

Wie so matt die trüben Augen schimmern,
Fast wie Kerzen, über Nacht gebrannt,
Die nun kärglich, fahl und müde flimmern,
Seit der goldgelockte Tag erstand.

Blumen prangen dort in bunten Farben,
Die begießt sie jetzt, daß fort sie blühn; —
Wenn im Herzen schon die Blumen starben,
Läßt man gern sie vor den Fenstern glühn.

Zwischen Rosen, Ampeln, Engelchören
Steht ein Bild der Himmelskönigin;
Dort der ewgen Lampe Glut zu nähren
Bringt sie Oel, wie Vestas Priesterin!

Neue Blumen geht sie jetzt zu pflücken,
Zwei Gewinde fügt sie tändelnd draus,
Einen Kranz, Mariens Haupt zu schmücken,
Für sich selbst dann einen Blumenstrauß.

Scheints nicht reinstes Hochgefühl des Weibes,
Das so arglos hier mit Kränzen spielt,
Weil es selbst den Schooß des eignen Leibes
Einen Heiland werth zu tragen fühlt?!

Künstlich schminkt sie nun die blassen Wangen,
Und doch nenn ich Schamroth dieses Roth,
Denn sie läßt es auf dem Antlitz prangen,
Ach, aus Scham, daß es so blaß und todt!

Nun das rosge Haupt sie laß und lose
In die weißen Hände niederbeugt,
Scheints nicht eine müde Purpurrose,
Auf zwei Nachbarlilien hingeneigt?

Und so starrt sie schweigend in die Welle,
Unter ihr schlägt wild die Brandung an,
Aber fern ist Frieden, Tageshelle,
Heitre Ruhe, ebne Spiegelbahn.

Und so späht sie starr durch Luft und Wogen
Nach dem längst erloschnen Morgenstern,
Fernhin, wo die weißen Segel zogen,
Ihrer Unschuld Bild, so weiß — so fern!

Weint sie nicht? — Kind wein ins Meer nur nieder!
Dieser Perlen-Schrein wird doch nie leer,
Deine Augen füllen bald sich wieder,
Und an Perlen reicher wird das Meer.

Schimmre fort, du rosge Morgenröthe,
O verklär ihr fort das Angesicht! —
Ha, inmitten ihrer Blumenbeete
Wie verklärt sie steht, wie rein, wie licht!

Und sie ist nur eine welke Blume
Von der Paradiesesrose: Weib,
Trümmer nur vom schönsten Heiligthume,
Ach, ein tiefgefallen, sündig Weib!

Und doch könnt' ich knieen hier und beten,
Beten, weinen, wie vor Heilgen schier!
Eine Rose liegt am Weg zertreten,
Und ein ganzer Himmel wohl mit ihr.

---

199. Abfahrt nach Innsbruck. (Aus: „Der letzte Ritter").

Am Innstrand harrt ein Schifflein beim ersten Frührothschein,
Da stieg, verhüllt im Mantel, der kranke Kaiser ein,
Die treue Eichentruhe lehnt düster neben ihm,
Fort schießt im raschen Strome das Schiff mit Ungestüm.

Am Strande murmelt fragend nun Innsbrucks Volk im Kreis:
„Wohin so schnell und eilig, du düstrer Kaisergreis?" —
Da schien von Maxens Lippen das Wort zurückzuwehn:
„Lebt wohl, lebt wohl! nach Oestreich will ich nun sterben gehn!"

Es lehnt am Eichensarge sein Haupt von Sorgen schwer,
Zum Himmel blickt er düster und düster rings umher:
„Du schönes Land, dich liebt' ich so treu und inniglich,
O wüßt' ich nur, ob glücklich mein Volk auch sei durch
mich?!" —

Die Flut umrauscht das Schifflein und schnell vor Maxens Blick
Fliehn Thäler, Berg' und Flächen, Gehöft' und Stadt zurück;
Wohin er blickt, sprießt Leben und Segen, Kraft und Fleiß,
Wohin er horcht, klingt Freude und Jubelsang und Preis.

Auf Wiesen klirrt die Sense, in Wäldern knallt das Rohr,
Gewaltge Hämmer stampfen durchs Thal im Donnerchor,
Und aus dem Schlund der Schlöte qualmts riesig, dicht und grau,
Da schien auf schwarzen Säulen zu ruhn des Himmels Bau.

Und weiterhin dann Felder, die dicht voll Saaten stehn,
Und Heerden, die fröhlich blökend auf grünen Alpen gehn,
Und Mühlen klappernd im Thale, von Fluten rasch getrieben,
Die sprühend an den Rädern als Sternenregen zerstieben.

Und rings auf allen Straßen lebendges, heitres Drängen!
Da stäubts von flinken Reitern, die rasch zum Ziele sprengen,
Da knarrt des Fuhrmanns Achse, von Fracht des Segens schwer,
Und Wandrer wallen singend die sichre Bahn einher.

Mit lustgem Ruderschlage, mit flatternden Wimpeln ziehn,
Im Strom viel rüstige Schiffe wohl kreuzend her und hin.
Von Schätzen voll und Waaren, reich bis zum tiefsten Raum;
Doch Maxens Schiffer grüßen, nun stolz, die Brüder kaum.

Sieh dort vor dem Gehöfte, in frischer Trift gelegen,
Spricht heitern Blicks ein Landmann just über sein Kind den
Segen,
Und lehrts in Drang und Nöthen sein Herz zu Gott zu wenden
Und beten für gute Fürsten mit aufgehobnen Händen.

Und Städte stehn am Ufer mit Mauern schmuck und weiß,
Glück wandelt durch die Straßen, in Häusern rauscht der Fleiß,
Manch blühend, nickend Antlitz grüßt aus den Fenstern hervor
Und läutende Glocken tönen wie Dank an Maxens Ohr. —

Noch lehnt am Eichensarge sein Haupt von Alter schwer,
Doch selig blickt er aufwärts und selig rings umher;
Wohl tief hat er verstanden der Antwort stummer Ruf,
Und fragt nicht mehr, ob glücklich sein treues Volk er schuf?

---

200. Hymne an Oestreich. (Aus: „Spaziergänge" ꝛc.)

Riesin Austria, wie herrlich glänzest du vor meinen Blicken!
Eine blanke Mauerkrone seh ich stolz das Haupt dir schmücken,
Weicher Locken üppge Fülle reich auf deine Schultern fallen,
Blonden Golds, wie deine Saaten, die im Winde fröhlich wallen.

Festlich prangt dein Leib, der wonnge, in dem grünen Sammtgewande,
Dran als Silbergurt die Donau, und die Rebe als Guirlande;
Leuchtend flammt sein Schild, der blanke, welchem Lerch und Aar entsteigen,
Aller Welt von deinem Bündniß mit dem Tag und Licht zu zeigen!

Farbig ist ein Blumen-Estrich dir zu Füßen aufgegangen,
Eine Garbe stolzer Eichen seh ich im Gefolg dir prangen,
Kön'gen gleich, in Purpurmänteln, deine hohen Berge ragen,
Die als Kronen schmucke Burgen hell im Morgenrothe tragen.

Hier bist du die Braut, die heitre, unter Blüten an der Quelle,
Kränzend sich mit Perl und Rose, spiegelnd sich in klarer Welle!
Dort gleich muthger Amazone nach ersiegter Schlacht zu schauen,
Erzumpanzert und gewaltig, doch voll Schönheit selbst das Grauen!

Wie im hohen Göttertempel glorreich einst Pallas-Athene,
Stehst du da in stiller Weisheit, heilger Kraft und milder Schöne!
Aus den lieben, süßen Augen muß ein hoher Geist auch sprühen,
Unterm üppgen, schönen Busen dir ein edles Herz auch glühen.

In der Hand des Wissens Bücher hältst du siegreich aufgeschlagen,
Wissend, daß, wie deine Saaten, sie manch goldnes Körnlein tragen,
Daß, wer hat gesunde Augen, Tageslicht vertragen lerne,
Und noch keine Hütt in Flammen ward gesteckt durchs Licht der Sterne.

Erz berührt und Stein und Leinwand deine Zauberhand nur sachte,
Sieh da, als ein Gott lebendig, springt der Marmor aus dem Schachte,
Sieh, da lebt und spricht die Leinwand, fröhlich klingen die Metalle,
Und der Kunst geweihte Dome ragen hoch zur Sternenhalle!

Freiheit prangt als heilge Losung über deinen Friedenshütten,
Freiheit glänzt auf allen Bannern, drunter je dein Volk gestritten;
Besser als die Händ' in Fesseln, taugen dir die fessellosen,
Seis, das Schwert der Schlacht zu schwingen, seis zu pflücken Friedensrosen.

Doch: Vertrauen! heißt die Fessel, die dir gilt, dein Volk zu binden
Und um Brüder sie und Brüder und um Fürst und Volk zu winden;
Wenn der heilge Regenbogen stolz sich wölbt durch Wettergrauen,
Strahlt aus ihm herab das große, schöne, ewge Wort: Vertrauen!

Drum wohl darfst du stolz und freudig, Austria, dein Haupt erheben,
Durch der fernsten Zeiten Nebel wird dein Schild noch glänzend schweben!
Viel hat dich der Herr gesegnet, doch du darfst auch rühmend sagen,
Daß bei dir die edlen Keime reich und herrlich Frucht getragen! —

Also klang jüngst meine Hymne. Sonst, wenn Dichter Hymnen singen,
Glänzt ihr Aug, wie Sonnenjubel, jauchzt ihr Herz, wie Harfenklingen;
Doch, wie mocht es denn geschehen, daß ich mußte bei der meinen
So aus tiefstem vollstem Herzen viel der bittren Thränen weinen?

---

201. Sieg der Freiheit. (Aus: „Spaziergänge" rc..)

Freiheit ist die große Losung, deren Klang durchjauchzt die Welt;
Traun, es wird euch wenig frommen, daß fortan ihr taub euch stellt!
Mild und bittend sprach sie einstens; eure Taubheit zwang sie jetzt,
Daß sie in Kanonendonner nun ihr Wort euch übersetzt.

Freiheit, die erkorne Jungfrau, schwingt das Banner unsrer Zeit;
Daß fortan ihr blind euch stellet, o fürwahr es hilft nicht weit!
Da ihr nicht gesehn das Banner, als es weiß und rein und hell,
Ei, was Wunder, wenn mit Blute, sies gefärbt nun roth und grell!

Ihr nur habt die schöne Jungfrau mit dem Kriegesgott gepaart!
Waffenspiel und Blutgewänder sind wohl sonst nicht ihre Art;
Aber siegen muß sie immer! Dieß bleibt ihre Art und Macht,
Ueber Herzen in dem Hause, über Speere in der Schlacht!

Wenn mit Rocken nicht und Spindel, und mit Wort und Blicken süß,
So als erzgeschuppte Pallas mit dem Schwert und Schild gewiß!
Und bei uns auch wird sie siegen, ja ich künd es laut und frei:
Wunsch und Hoffnung meines Herzens riefen gern den Sieg herbei!

Dort auf dem vulkanschen Boden muß wohl ein Vesuv es sein,
Der die Luft mit Flammenruthen wieder fege hell und rein!
Dort auf stürmereichem Meer tobt sich erst das Wetter aus,
Eh erhellt, gereint, geläutert prangt des Aethers blaues Haus.

Doch in unserm Rebenlande, Saatenfeld und Blütenau,
Gnügt ein lauer Frühlingsregen, frische Luft und Morgenthau!
Fürchtet nicht die edle Gährung; gährt ja doch auch unser Wein,
Daß er zwiefach dann erquicke, doppelt golden, süß und rein!

Nicht das Schwert sei unsre Waffe, nein: das Wort, Licht und Gesetz!
Denn der fröhlich heitre Sieger ist der schönste Sieger stets!
Seht den Lenz, den Freiheitshelden, lernt von ihm es, wie man siegt,
Wenn mit dem Tyrannen Winter er im harten Kampfe liegt!

Winter ist ein Erzdespote, gar ein arger Obscurant,
Denn in seine langen Nächte hüllt er ewig gern das Land;
Winter ist ein arger Zwingherr; in den eisgen Fesseln fest
Hält des Lebens freiheitslustge, frische Quellen er gepreßt.

Sieh, im Lager überrumpelt hat den trägen Alten schnell
Jetzt mit seinem ganzen Heere, Lenz, der fröhliche Rebell!
Sonnenstrahlen seine Schwerter, grüne Halme seine Speer'!
O wie ragen und wie blitzen Speer' und Schwerter rings umher!

Seine Trommler und Trompeter, das sind Fink und Nachtigall,
Seine Marseillaise pfeifen Lerchen hoch mit lautem Schall,
Bomben sind die Blumenknospen, Kugel ist der Morgenthau!
Wie die Bomben und die Kugeln fliegen über Feld und Au!

Und den Farbelosen, denen die drei Farben schon zu viel,
Zeigt er keck des Regenbogens ganzes, buntes Farbenspiel!
Als Cocarden junger Freiheit hat er Blüten ausgesät,
Ha! wie rings das Land voll bunter, farbiger Cocarden steht!

Rundum hat die Städt' und Dörfer der Rebell in Brand gesetzt:
Ja, im goldnen Sonnenbrande glänzen hell und blank sie jetzt!
Drüber flatternd hoch sein Banner ätherblau und leuchtend weht,
Drin als Schild ein Rosenwölkchen mit der Inschrift: Freiheit!
steht.

Hei der Winter ist geschlagen! und mit seinem Fesselband,
Seinem Froste, seinen Nächten flieht er fort nun aus dem Land!
Frei und fröhlich zieht statt seiner rasch der junge Sieger ein
Mit Gesang und grünen Kränzen, Blütenscherz und Sonnenschein!

Und in grüne Farbe kleidet er Gebirge, Thal und Hain:
Freiheit geb ich euch und Gleichheit! Gleichbeglückt sollt
all ihr sein! —
Solch ein heitrer Sieg des Lichtes kröne dich mein Oesterreich,
Und dem schönsten Frühlingstage werde deine Freiheit gleich.

---

202. Gebt mir ein Buch! ꝛc. (Aus: „Schutt“ I.)

„Gebt mir ein Buch! — Sie wollen keins mir gönnen!
So mag mein Aug im Buch des Himmels blättern,
Das dem Gefangnen sie nicht rauben können,
Und lesen, Herr, in deinen ewgen Lettern!

Ich seh den Aether rein und leuchtend blauen,
Und seh das Abendroth in Flammen zittern,
Draus mild der Englein Thränen niederthauen,
Ich sehs, — doch aus des Kerkers Eisengittern.

Seh ziehn die Wolke mit der Brust voll Segen,
Des Mondes Kahn im Meer der Nächte prangen,
Die Sterne sich im goldnen Wirbel regen,
Ich sehs, doch durch des Kerkers Eisenstangen.

Ich seh die Morgenwolke leuchtend steigen,
Und mitleidsvoll der Rosen Bild und Reize,
Die längst entbehrten, meinem Auge zeigen!
Ich sehs, — doch durch des Gitters ehrne Kreuze.

Ich sah die Wetter, die nun ausgestritten,
Ich seh den Regenbogen flammend schweben;
Des Himmels lichter Grund doch ist durchschnitten,
Ach, von des Kerkergitters schwarzen Stäben!

Da dünkt es mich, im Buch des Himmels wären
Die schönsten Stellen, heiligsten Legenden,
Des Friedens und der Liebe Gotteslehren
Mit schwarzem Strich durchkreuzt von Menschenhänden.

---

203. Am Hochaltar. (Aus: „Schutt“ II.)

Am Hochaltar, umflammt vom Kerzenglanze,
Strahlt in des Priesters Hand die Goldmonstranze,
Um die als Kranz, aus lautrem Gold gegossen,
Ein Rebenreis und eine Aehre sprossen.

Traun, solche Huldigung wie beiden diesen
Ward keiner Reb und Aehre je erwiesen!
Seht, jetzt erhebt der Priester die Monstranze
Mit ihrem goldnen Reb- und Aehrenkranze:

Und alles Volk sinkt auf die Knie im Kreise
Und schlägt ans Herz und flüstert betend leise,
Des Weihrauchs duftge Wolken aufwärts ringen,
Die Glocken donnern, und die Glöcklein klingen!

Da denkt die Aehre still: Ich wollt', ich stünde,
Im Felde bei den Schwestern, frei im Winde,
Wie sie zu wallen leis im goldnen Reigen,
Und selbst das Haupt, vom Segen schwer, zu neigen!

Da denkt die Rebe still: O könnt' ich sprossen
Auf steilem Hügelrain bei den Genossen,
Wie sie, vom Fruchtkorb schwer, den Rücken neigend,
Und selbst das Knie in stiller Andacht beugend!

---

204. Im Beichtstuhl. (Aus: „Schutt“. II.)

Im Beichtstuhl sitzt ein Priester zu Gerichte.
Glaubt nicht des Jünglings rosgem Angesichte!
Ein Eisfeld ist sein Herz, das kalte, rauhe,
Ein Spiegel, drin sich nur der Himmel schaue!

Und eine Wüste ists, die schrankenlose,
Die öde, kahle, ohne Quell und Rose,
Draus nur die Pyramide: Gott sich hebet,
Doch einsam, düster, grau und unbelebet.

Ein lockig Mägdlein kniet zu seinen Füßen,
Ihr Herz ihm ganz und reuig aufzuschließen;
Drin hat die Sünd ein Gärtlein, ein gar schönes
Voll Rosenhecken und voll Quellgetönes.

Nun ihre Worte den Bericht beginnen,
Und von den rosgen Lippen lispeln drinnen,
Da wird es ihm, als riesle eine Quelle
Durch seinen Wüstensand gar frisch und helle.

Und wie sie flüsternd spricht von selgen Lauben,
Da mochte wohl mit Fug der Arme glauben,
Es habe Lenz mit seinen Rosen allen
Den Gletscher bombardirend überfallen. —

Das Mädchen schritt entsühnt schon längst von hinnen,
Er lehnt im Stuhle noch in tiefem Sinnen,
Umsäuselt still von keimenden Gedanken;
Die Pyramide, ach, beginnt zu wanken!

Und aus den wiedergrünen Wüstenschollen
Ist Blüt an Blüt und Zweig an Zweig entquollen,
Als Laube kühl und lind sein Haupt umdüsternd,
Viel süße, heilge Wonnemärchen flüsternd.

Und an den Zweigen gaukelnd auf und nieder
Singt eine Nachtigall gar seltne Lieder:
Es ist sein Herz! — — Wenn Nachtigallen schlagen,
Wer weiß, ists Jauchzen, ists ein stilles Klagen?

---

205. Im Saalgewölb des Urwalds rc. (Aus: „Schutt". III.)

Im Saalgewölb des Urwalds ruhn im Kreis
Viel kräftge Männer, manch ein ernster Greis,
Der Weißen Abgesandte friedlich bei
Indianern, Waldessöhnen stark und frei.

Die Friedenspfeife kreist nach altem Brauch,
Der Männer Friedenswort umhüllt ihr Rauch,
Wie über Frühlings schönstem Rosenbeet
In stillem Flug ein Morgenwölkchen steht.

Zum Bund des Friedens sind sie hier vereint!
Schon rann genug des Blutes ja, schon scheint
Belegt des grünen Saales Boden fast
Mit rothen Prunktapeten von Damast!

Ein Häuptling sprach: „Nach Vätersitte macht
Aus Erd und Laub das Grab dem Beil der Schlacht,
Das Manchen unsrer weißen Brüder traf!
Drin schlaf es, ungeweckt, nun ewgen Schlaf!"

Ein Andrer drauf: „Das Laub verträgt der Wind,
Die Erd aufwühlt des Waldes Thier geschwind!
Drum soll des Kampfes Beil geborgen sein,
Grabts unter Wurzeln einer Zeder ein!"

Ein Andrer drauf: „An Wurzeln nagt der Wurm,
Zu Boden schleudert Zedern selbst der Sturm!
Drum, soll zu Tag des Unheils Beil nicht mehr,
Wälzt jenen Berg als Grabstein drüberher!“

Ein Andrer drauf: „Sogar des Berges Bauch
Durchwühlt der Schacht des weißen Bergmanns auch!
Drum soll fortan es ewger Friede sein,
Senkt in den Strom des Hasses Beil hinein!“

Ein Andrer drauf: „Aus tiefster Stromesnacht
Wirds von des Fischers Netz zu Tag gebracht!
Drum, daß es weltverheerend nie ersteh,
Senkts mitten in des Weltmeers großen See!“

Ein Greis darauf: „Dieß Beil von Holz und Erz,
O laßts am Tag! Doch greift in euer Herz!
Drin liegt das Schlachtbeil, das vielleicht schon jetzt
Von euch manch Einer frisch zum Kampfe wetzt!“

Das Herz ist tiefer als Gebirg und Seen,
Und doch wird draus das Beil zu Tag erstehn,
Bis eine Handvoll Erd einst drauf gestreut,
Es besser birgt als Meer und Berge heut! —

So sprachen sie, indeß im Waldesraum
Still über ihren Häuptern jeder Baum
In rauhen, braunen Armen, windumspielt,
Den grünen Zweig des ewgen Friedens hielt.

Wilhelm Hauff.

Wilhelm Hauff wurde am 29. Nov. 1802 zu Stuttgart geboren. Er studirte Philologie, Philosophie und Theologie in Tübingen, ward Hauslehrer in Stuttgart und starb daselbst, als Redakteur des Morgenblattes, am 18. Nov. 1827. Die beiden Lieder: „Soldatenliebe“ und „Reiters Morgengesang“ hat er glücklich dem alten Volksliede nachgebildet. Sein eigentliches literarisches Feld ist die Novellistik, in welcher er jedoch oft über Gebühr geschätzt wurde, weil seine Produkte, bei aller Leichtigkeit und Frische der Darstellung, doch vielfach ohne „Tiefe und poetischen Grund“ sind. Die „Phantasien im Bremer Rathskeller,“ der „Lichtenstein“ (gute Schilderung schwäbischer Bauerncharaktere), „die Bettlerin am Pont des Arts“ haben am meisten poetischen Gehalt. —

Schriften: Sämmtliche Werke. Mit des Dichters Leben von Gustav Schwab. Vierte Gesammtausgabe. Stuttgart 1846. —

---

206. Soldatenliebe.

Steh ich in finstrer Mitternacht
So einsam auf der stillen Wacht,
So denk ich an mein fernes Lieb,
Ob mirs auch treu und hold verblieb?

Als ich zur Fahne fortgemüßt,
Hat sie noch herzlich mich geküßt,
Mit Bändern meinen Hut geschmückt
Und weinend mich ans Herz gedrückt!

Sie liebt mich noch, sie ist mir gut,
Drum bin ich froh und wohlgemuth;
Mein Herz schlägt warm in kalter Nacht,
Wenn es ans treue Lieb gedacht.

Jetzt bei der Lampe mildem Schein
Gehst du wohl in dein Kämmerlein,
Und schickst dein Nachtgebet zum Herrn
Auch für den Liebsten in der Fern!

Doch, wenn du traurig bist und weinst,
Mich von Gefahr umrungen meinst;
Sei ruhig, bin in Gottes Hut,
Er liebt ein treu Soldatenblut.

Die Glocke schlägt, bald naht die Rund,
Und löst mich ab zu dieser Stund;
Schlaf wohl im stillen Kämmerlein
Und denk in deinen Träumen mein.

207. Reiters Morgengesang.

Morgenroth,
Leuchtest mir zum frühen Tod?
Bald wird die Trompete blasen,
Dann muß ich mein Leben lassen,
Ich und mancher Kamerad!

Kaum gedacht,
War der Lust ein End gemacht.
Gestern noch auf stolzen Rossen,
Heute durch die Brust geschossen,
Morgen in das kühle Grab!

Ach, wie bald
Schwindet Schönheit und Gestalt!
Thust du stolz mit deinen Wangen,
Die wie Milch und Purpur prangen?
Ach! die Rosen welken all!

Darum still,
Füg ich mich, wie Gott es will.
Nun so will ich wacker streiten,
Und sollt' ich den Tod erleiden,
Stirbt ein braver Reitersmann.

Johann Peter Hebel.

Wie auf Theokrito's Flöte der heilige Born Arethusa,
Horchet die Wies' und der Rhein, lieblicher Sänger auf dich;
Denn du hast die Natur in ihren Tiefen belauschet
Und das melodische Wort gab dir die Nymphe des Quells.
Und durch die Innigkeit, mit der du das Todte beseelet,
Schwingt dein Gemüth sich hoch über den Griechen empor.

Weber.

Johann Peter Hebel wurde am 11. Mai 1760 zu Basel geboren. Seine Eltern waren arm, rechtschaffen und gottesfürchtig. Der Vater, anfangs Gärtner, dann Schweizersoldat in französischen Diensten, starb frühzeitig und die arme Wittwe mußte sich mit ihren Kleinen durch Erzpochen auf der Eisenhütte zu Hausen ihr Brot verdienen. So genoß Hebel seine erste Erziehung zu Hausen unweit Schopfheim im badischen Wiesenthale. Ein Freund und Waffenbruder seines Vaters nahm sich seiner an und schickte ihn in die Baseler Stadtschule. Bald starb auch die Mutter. Der Kirchenrath Preuschen zu Karlsruhe schickte den verwaisten Knaben ins Pädagogium zu Lörrach und ließ ihn dann noch in Karlsruhe seine Vorbereitung zur Universität vollenden. Hebel studirte in Erlangen Theologie, ward dann Hauslehrer und Pfarrvicar in der Nähe seiner Heimat, Lehrer am Pädagogium zu Lörrach, am Gymnasium zu Karlsruhe, wo er 1808 Direktor des Gymnasiums und 1819 Prälat und Commandeur des Zähringer Löwenordens wurde. Hochgeehrt starb der 66jährige Greis auf einer Reise zu Schwetzingen am 22. September 1826.

Hebel hat sich durch seine Dialektdichtungen und durch seine volksthümliche Prosa den Ruhm der Unsterblichkeit gesichert. Angeregt durch die plattdeutschen Idyllen von Voß, wurde er dessen bedeutendster Nachfolger, aber durchaus nicht dessen Nachahmer, denn er hat „auf dem Gebiete des Volksthümlichen" eine Meisterschaft erreicht, die „Voß völlig umsonst erstrebte". Jedes Jahr reiste Hebel wenigstens einmal in seine geliebte Heimat und hat so das Bild der Gegend immer tiefer und wahrer in sich eingeprägt, die Erinnerungen an seine Jugendzeit stets frisch erhalten und das treuherzige, gemüthliche Landvolk in seiner ganzen Eigenthümlichkeit kennen gelernt. Bald fühlte er ein Drängen und Sehnen die liebe Heimat und den naiven Volksschlag durch die Poesie zu verherrlichen und so entstanden die „allemannischen Gedichte", welche mit dem Munde und in der Sprache des Volkes selbst gedichtet und wie Hebel sagt: „vom Heimweh erzeugt sind." Sie sind treue Sittengemälde, Charakter- und Naturschilderungen und gerade in dem Dialekt liegt ihr eigenthümlich poetischer Zauber; denn der Dialekt ist nach Goethe doch eigentlich das Element, in welchem die Seele ihren Athem schöpft. Hiermit ist zugleich jede Uebersetzung dieser Gedichte ins Hochdeutsche gerichtet. Hillebrand sagt; „diese Dichtungen treten wie Kinder aus der Provinz in die Gesellschaft der Gebildeten und Vornehmen, die sich an ihrer Naivität erfreuen." Er rühmt ferner an ihnen, daß sie in keiner Literatur ein Gegenstück finden, worin alle kindlich-milden Natur- und Lebensgeister um uns spielen und die Welt in dem Bilderkasten idyllischer Bescheidenheit und Glaubensinnigkeit sehen lassen; daß ferner Alles menschlich vertraulich darin redet, der Fluß und die Blume, die Sterne und die Thiere, daß „die Jahreszeiten jegliche in ihrer eigenthümlichsten Farbe und Tracht vor uns treten, dann wieder Feste und Arbeit, Gegenwart und Zukunft, Gott und seine Engel besungen und mit den lieblichen Lichtern des Familienthums umgeben werden und endlich: daß „die Kunst, womit Hebel Himmel und Erde sammt ihren Erscheinungen und Gestalten zu personificiren und persönlich sprechen zu

lassen versteht, wohl nirgends ungezwungener geübt worden ist." Das Gedicht „Sonntagsfrühe" zählt Goethe mit vollem Recht unbedingt zu dem Allerbesten, was je in dieser Art gedichtet wurde. Und wo fände sich auch die Wahrheit der Schilderung des wirklich poetischen Landlebens in einem Grade wie dort? Ebenso hebt er auch „die Wiese" hervor mit ihren unübertrefflichen Naturschilderungen. Hebel hat darin das heimatliche Flüßchen, die Wiese, besungen und damit auf die „natürlichste und sinnvollste" Weise einen menschlichen Lebensgang verflochten, indem er das Flüßchen in seinem Ursprung, Wachsthum und Fortgang zu einem lieben Kinde und vor unsern Augen zu einem lieben Mädchen heranwachsen läßt, das seinem Bräutigam freudig an den Busen fällt. Wie herrlich poetisch ist der Schluß, wo sich die Wiese, des Feldbergs Tochter, bei Klein-Hüningen mit dem Rheine vereinigt und der Dichter Abschied nimmt:

„Jo er ischs, er ischs, i hörs am freudige Bruusche!
Jo er ischs, er ischs, mit sine blauen Auge,
Mit de Schwizerhose und mit der sammete Chreze,
Mit de christalene Chnöpfen am perlefarbige Brusttuch,
Mit der breite Brust und mit de chräftige Stotze*),
's Gotthards große Bueb, doch wie ne Rothsherr vo Basel,
Stolz in sine Schritten und schön in sine Gibehrde.
O wie chlopft der di Herz, wie lüpft si die flatterig Halstuch,
Und wie stigt der d' Röthi jetzt in d' lieblige Backe,
Wie am Himmel 's Morgeroth am duftige Maitag!
Gell, de bischem hold, und gell, de hesch ders nit vorgestellt,
Und 's wird der wohr, was im verborgene Stübli
D' Geister gsunge hen, und an der silberne Wagle!
Halt di numme wohl!" —

„Die Mutter am Christabend" spricht die zärtlichste Liebe und Fürsorge einer Mutter aus, die für den kleinen schlafen-

*) Starke Beine und Schenkel.

den Engel die Bescheerung des Christkindchens ordnet und das Bäumchen putzt. Voll reicher poetischer Anschauungen ist „der Winter", worin „uns ein äußeres lebendiges Bild winterlichen Lebens mit allen Einzelnheiten vorgeführt wird" und der Dichter uns zugleich in der 4., 5. und 6. Strophe für höhere Ideen empfänglich macht. In der Idylle: „die Vergänglichkeit" ist nach Vilmar dem volksmäßigen Vordergrunde ein Hintergrund gegeben, der bei allen andern Idyllendichtern völlig umsonst gesucht wird und „das Habermuß" ist in Wahrheit und Lieblichkeit der Anlage und Ausführung gleichausgezeichnet und läßt die ähnlichen Arbeiten von Voß weit hinter sich. Aeußerst liebenswürdig ist auch: „das Hexlein". Von vorzüglichem Werthe sind noch: „Auf einem Grabe", „Der Wächter in der Mitternacht", „Der Karfunkel", „Der Morgenstern", „Das Spinnlein", „Der Abendstern", „Der Bettler", „Der Sommerabend". So groß und unvergleichlich Hebel als Dialektdichter ist, so stellt ihn Vilmar doch noch weit höher in seinen prosaischen Schriften, indem er sagt:

„Viel wichtiger ist Hebel als Volksschriftsteller in der Prosa; denn hier ist in der That der Volkston im höchsten und besten Sinne getroffen, der Volkston, welcher den Gebildeten und Ungebildeten der modernen Zeit, diese beiden unseligen, und von keinem andern Schriftsteller und Dichter vollständig versöhnten Gegensätze, in gleicher Weise befriedigt. Die Erzählungen des rheinischen Hausfreundes, von denen die besten in dem „Schatzkästlein" gesammelt sind, sind an Laune, an tiefem und wahrem Gefühl, an Lebhaftigkeit der Darstellung vollkommen unübertrefflich und wiegen ganze Fuder von Romanen auf. Zu diesen anspruchslosen Erzählungen, ja sogar zu den eigens dialektischen Stücken kehren wir, wehet nur noch ein Hauch echten deutschen Volkslebens in uns, unzählige Mal im Leben mit neuem Vergnügen zurück: sie sind die Freude der Jugend und die Unterhaltung des Alters, und wie alle echte Natur- und Volksdichtung eigentlich niemals durchzulesen und auszuschöpfen. Uebrigens darf es nicht unbemerkt bleiben, daß die

meisten Hebel'schen Erzählungen dem Stoffe nach alt und aus den volksmäßigen Scherz- und Anekdotenbüchern des 16. Jahrhunderts entlehnt sind." —

Schriften: Allemannische Gedichte. Achte vollständige Originalausgabe. Arau. 1842. — Sämmtliche Werke. Karlsruhe 1832 — 1834. Neue Auflage daselbst 1837 — 1838. — Der rheinische Hausfreund oder neue Kalender mit lehrreichen Nachrichten und lustigen Erzählungen. Karlsruhe 1808—1811. — Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes. Mehrfach an verschiedenen Orten (Tübingen, Stuttgart Kannstadt) aufgelegt. — Werke. Ausgabe in drei Bänden. Karlsr. 1847. Sieben- und zwanzig Umrisse zu Hebels allemannischen Gedichten. Von Jul. Nisle. Stuttg. (Die Umrisse sind meist ausgezeichnet gelungen.)

208. Der Winter.

Isch echt [1]) do obe Bauwele [2]) feil?
Sie schütten eim e redli Theil
In de Gärten aben und ufs Hus;
Es schneit doch au, es isch e Gruus;
Und 's hangt no menge Wage voll
Am Himmel obe, merki wohl.

Und wo ne Ma [3]) vo witem lauft,
So het er vo der Bauwele g'chauft;
Er treit [4]) sie uf der Achsle no,
Und uffem Huet und lauft dervo.
Was laufsch denn so, du närrsche Ma?
De wirsch sie doch nit gestohle ha?

Und Gärten ab und Gärten uf
Hen alle Scheie [5]) Chäpli uf.
Sie stöhn wie großi Here do;
Sie meine, 's heigs sust niemes so.
Der Nußbaum het doch au si [6]) Sach
Und's Here Hus und 's Chilchedach [7]).

---

1) etwa, wohl. — 2) Baumwolle. — 3) Mann. — 4) trägt. — 5) Pallisaden um die Gärten. — 6) seine. — 7) Kirchendach.

Und wo me luegt[1]), isch Schnee und Schnee,
Me sieht ke Stroß und Fußweg meh.
Meng Somechörnli, chlei[2]) und zart,
Lit unterm Bode wohl verwahrt,
Und schnei's, so lang es schneie mag,
Es wartet uf si Ostertag.

Meng Summervögli schöner Art
Lit unterm Bode wohl verwahrt;
Es het kei Chummer und kein Chlag,
Und wartet uf si Ostertag;
Und gangs au lang, er chummt emol,
Und sider[3]) schlofts und 's isch em wohl.

Doch wenn im Frühelig 's Schwälmli singt
Und de Sunnewärmi abedringt,
Potz tausig, wacht's in jedem Grab,
Und streift si Todtehembli ab.
Wo nummen[4]) au ne Löchli isch,
Schlieft[5]) 's Leben use jung und frisch. —

Do fliegt e hungrig Spätzli her!
E Brösli Brod wär si Begehr.
Es luegt ein so erbärmli a;
's het sider nächti nüt me gha.
Gell, Bürstli, sel isch andri Zit,
Wenn's Chorn in alle Fuhre lit?

Do hesch! Loß andern au dervo!
Bisch hungerig, chasch[6]) wieder cho[7])! —
's mueß wohr sy, wie 's e Sprüchli git:
„Sie seihn[8]) nit und ernde nit;
Sie hen kei Pflueg und hen kei Joch,
Und Gott im Himmel nährt sie doch."

1) schaut, sieht. — 2) klein. — 3) seit, unterdessen. — 4) nur. — 5) schlüpft. — 6) kannst. — 7) kommen. — 8) säen. —

209. Sonntagsfrühe.

Der Samstig het zum Sunntig gseit:
„Jez hani alli schlofe gleit;
Sie sin vom Schaffe her und hi
Gar sölli [1]) müed und schlöfrig gsi [2]),
Und 's goht mer schier gar selber so,
I cha fast uf kei Bei meh stoh."

So seit [3]) er, und wo's Zwölfi schlacht,
Se sinkt er aben in d' Mitternacht.
Der Sunntig seit: „Jez ischs an mir!"
Gar still und heimli b'schließt er d' Thür.
Er düselet [4]) hinter de Sterne no,
Und cha schier gar nit obsi [5]) cho.

Doch endli ribt er d' Augen us,
Er chunnt der Sunn an Thür und Hus;
Sie schloft im stille Chämmerli,
Er pöpperlet [6]) am Lädemli [7]);
Er rüeft der Sunne: d' Zit [8]) isch do!
Sie seit: „I chumm enanderno [9]).

Und lisle [10]) uf de Zeeche [11]) goht,
Und heiter uf de Berge stoht
Der Sunntig, und 's schloft alles no;
Es sieht uud hört en niemes [12]) goh.
Er chunnt in's Dorf mit stillem Tritt
Und winkt im Guhl [13]): „Verroth mi nit!"

Und wemmen [14]) endli au verwacht,
Und gschlofe het die ganze Nacht,
Se stoht er do im Sunneschii,
Und luegt eim zu de Fenstern i,

---

1) sehr. — 2) gewesen. — 3) sagt. — 4) schlummert. — 5) aufwärts, über sich. — 6) klopft schwach. — 7) kleines Fenster. — 8) Zeit. — 9) geschwind, einander nach. — 10) leise. — 11) Zehen. — 12) Niemand. — 13) Hahn. — 14) wenn man. —

Mit sinen Auge mild und guet
Und mittem Meyen[1]) uffem Huet.

Drum meint er's treu, und was i sag,
Es freut en, wemme schlofe mag,
Und meint es seig[2]) no dunkel Nacht,
Wenn de Sunn am heitre Himmel lacht;
Drum isch er au so lisli cho,
Drum stoht er au so liebli do.

Wie glitzert[3]) uf Gras und Laub
Vom Morgenthau der Silberstaub!
Wie weiht[4]) e frischi Mayeluft,
Voll Chriesiblueſt[5]) und Schleechedust!
Und d' Immli[6]) sammle flink und frisch,
Sie wüsse nit, aß 's Sunntig isch.

Wie pranget net im Gartelaud
Der Chriesibaum im Mayegewand,
Gel-Veieli und Tulipa
Und Sterneblueme nebe dra,
Und gfüllti Zinkli[7]) blau und wiiß,
Me meint, me lueg ins Paredis!

Und 's isch so still und heimli do,
Man isch so rüeihig und so froh!
Me hört im Dorf kei Hüst[8]) und Hott[9]);
E „Guete Tag“ und „Dank der Gott“,
Und 's „git gottlob e schöne Tag“,
Isch alles, was me höre mag.

Und 's Vögli seit: „Frili[10]) jo!
„Potz tausig, jo, do isch er scho!

---

1) Blumenstrauß. — 2) sei. — 3) glänzt, schimmert. — 4) weht. — 5) Blüte kleiner Waldkirschen. — 6) Bienen. — 7) Hyazinthen. — 8) u. 9) links u. rechts, Zuruf an Zugpferde. — 10) freilich.

„Er bringt jo i si'm Himmelsglast[1])
„Dur Bluest und Laub in Hurst[2]) und Nast!"
Und 's Distelzwigli[3]) vorne dra
Het 's Sunntigröckli au scho a.

Sie lüte[4]) wegers[5]) Zeiche scho,
Der Pfarer schint's well zitli cho.
Gang[6]) brech mer eis Aurikli ab,
Verwüschet mer der Staub net d'rab;
Und Chüngeli[7]), leg di weidli[8]) a,
De muesch derno ne Meye ha!

---

210. Die Mutter am Christabend.

Er schloft, er schloft! Do lit[9]) er, wie ne Grof!
Du lieben Engel, was i bitt,
By Lib und Lebe verwach mer nit,
Gott gunnt's mi'm Chind im Schlof!

Verwach mer nit, verwach mer nit!
Di Muetter goht mit stillem Tritt,
Sie goht mit zartem Muettersinn,
Und holt e Baum im Chämmerli d'inn.

Was henk i der denn dra?
Ne schöne Lebchueche-Ma[10])
Ne Gitzeli[11]), ne Mummeli[12])
Und Blüemli wiiß und roth und gel,
Vom allerfinste Zuckermehl.

's isch gnueg, du Muetterherz!
Viel Süeß macht numme[13]) Schmerz.

---

1) Glanz. — 2) Strauch. — 3) Distelfink. — 4) läuten. — 5) wahrlich. — 6) geh. — 7) Kunigundchen. — 8) hurtig, geschwind. — 9) liegt — 10) Mann. — 11) Kitzchen, junge Ziege. — 12) Name des Kindes in der Kindersprache und beim Locken. — 13) nur.

Gib's sparsam, wie der liebi Gott,
Nit all' Tag helset[1]) er Zuckerbrod.

Jez Rümmechrüsliger[2]) her,
Die allerschönste, woni ha,
's nummen au kei Möseli[3]) dra.
Wer het sie schöner, wer?

's isch wohr, es isch e Pracht,
Was so en Oepfel lacht;
Und isch der Zuckerbeck e Ma,
Se mach er so ein, wenn er cha.
Der lieb Gott het en g'macht.

Was hani echt[4]) no meh?
Ne Fazenetli[5]) wiiß und roth,
Und das eis vo de schöne.
O Chind, vor bittre Thräne
Biwahr di Gott, biwahr di Gott!

Und was isch meh do inn?
Ne Büechli, Chind, 's isch au no di.
I leg der schöni Helgeli[6]) dri,
Und schöni Gibetli sin selber drinn.

Jez chönnti, traui, goh;
Es fehlt nüt meh zum Guete —
Potz tuusig, no ne Ruethe!
Do isch sie scho, do isch sie scho!

's cha[7]) sy[8]), sie freut di nit,
's cha sy, sie haut der's Büdeli wund;
Doch witt nit anderst, sen isch der's gesund;
's mueß nit sy, wenn d' nit witt!

---

1) schenket. — 2) eine Art Winteräpfel. — 3) Fleckchen. — 4) wohl, etwa. — 5) Sacktuch. — 6) Heiligenbilder. — 7) kann. — 8) sein.

Und willschs nit anderst ha,
In Gottis Name seig es drum!
Doch Muetterlieb isch zart und frumm,
Sie windet rothi Bendli dri,
Und macht e Letschli[1]) dra.

Jez wär er usstaffiert,
Und wie ne Maibaum ziert,
Und wenn bis früeih der Tag verwacht,
Het's Wienechtchindli Alles gmacht.

De nimmschs und dankschs mer's nit;
Drum weisch nit, wer der's git.
Doch macht's der numme ne frohe Mueth,
Und schmeckt's der numme, sen isch's scho guet.

Bim Bluest[2]), der Wächter rüeft
Scho Oelfi! Wie doch d' Zit verrinnt,
Und wie me si vertieft,
Wenn's Herz a näumis[3]) Nahrig findt!

Jetz bhüetdi Gott der Her!
En andri Cheri[4]) mehr!
Der heilig Christ isch hinecht[5]) cho,
Het Chindes Fleisch und Bluet agno[6]);
Wärsch au so brav, wie er!

---

211. Das Herlein.

Und woni uffem Schnidstuhl sitz
Für Basseltang und Liechtspöhn schnitz,
Se chunnt e Herli wohlgimueth,
Und frogt no frei: „Haut 's Messer guet?"

---

1) Schlinge aus dem Ueberschuß von Band an Kleidern. — 2) ein Ausdruck der Verwunderung. — 3) etwas. — 4) ein anderes Mal. — 5) in dieser Nacht. — 6) angenommen.

Und seit mer frei no „Guete Tag“!
Und woni lueg, und woni sag:
„'S chönnt besser go, und Große Dank!“
Se wird mer 's Herz uf eimol chrank.

Und uf, und furt enanderno,
Und woni lueg, ischs nümme do,
Und woni rüef: „Du Herli he!“
Se gits mer scho kei Antwort meh.

Und sider schmeckt mer 's Esse nit;
Stell umme, was de hesch und witt,
Und wenn en Anders schlofe cha,
Se hòri alli Stunde schlah.

Und was i schaff, das g'rothet nit,
Und alli Schritt und alli Tritt,
Se chunnt mim Sinn das Herli für,
Und was i schwätz, isch hinterfür.

's isch wohr, es het e Gsichtli gha,
's verluegti si en Engel dra,
Und 's seit mit so 'me freie Mueth,
So lieb und süeß: „Haut 's Messer guet?“

Und leider hani's ghört und gseh,
Und sellemols und nümme meh.
Dört ischs an Hag und Hurst verbei,
Und witers über Stock und Stei.

Wer spöchtet mer mi Herli us,
Wer zeigt mer siner Muetter Hus?
I lauf no, was i laufe cha,
Wer weiß, se triffi's doch no a!

I lauf no alli Dörfer us,
I suech und frog von Hus zu Hus,
Und würd mer nit mi Herli chund,
So würdi ebe nümme gsund.

212. Das Habermuß.

S' Habermueß wär fertig, se chömmet, ihr Chinder, und esset!
Betet: „Aller Augen“ — und gent mer Achtig
Aß nit eim am rueßige Tüpfi 's Ermeli schwarz wird.
Esset denn und segnichs Gott, und wachset und trüeihet[1])!
D' Haberchörnli het der Aetti[2]) zwische de Fuhre
Gseiht mit flißiger Hand und abeg'eget im Früeihjohr.
Aß es gwachsen isch und zitig worde, für sel cha
Euen Aetti nüt[3]), sel thuet der Vater im Himmel.
Denket numme[4]), Chinder, es schloft im mehlige Chörnli
Chlei und zart e Chiimli[5]), das Chiimli thuetich ke Schnüfli,
Nei, es schloft, und seit[6]) kei Wort, und ißt nit und trinkt nit,
Bis es in d' Fuhre lit[7]), im luckere Bode.
Aber in de Fuhren und in der füechtige Wärmi
Wacht es heimli uf us sim verschwiegene Schlöfli,
Streckt die zarte Gliedli, und suget[8]) am saftige Chörnli,
Wie ne Muetterchind, s isch alles, aß es nit brigget[9]).
Siderie[10]) wirds größer, und heimli schöner und stärcher,
Und schlieft us de Windlen, es streckt e Würzeli abe,
Tiefer aben in Grund, und sucht si Nahrig und find't sie.
Jo und 's stichts der Wundervitz[11]), 's möcht nummen au wisse,
Wie's denn witer oben isch. Gar heimlich und furchtsem
Güggelet's[12]) zum Boden us — Potz tausig, wie gfallts em!
Uise lieber Hergott, er schickt en Engeli abe:
„Bringem e Tröpfli Thau, und sagem fründli Gottwilche“!
Und es trinkt, und 's schmecktem wohl, und 's streckt si gar fölli[13]).
Sider[14]) strehlt[15]) si d' Sunnen, und wenn sie gwäschen und gstrehlt isch,
Chunnt[16]) si mit d' Strickete[17]) füre hinter de Berge,

---

1) werdet stark, nehmet zu, gedeihet. — 2) Vater. — 3) nichts. — 4) nur. — 5) Keimchen. — 6) sagt. — 7) liegt. — 8) sauget. — 9) weinet. — 10) seither. — 11) Neugierde. — 12) schauet. — 13) sehr. — 14) unterdessen. — 15) kämmt. — 16) kommt. — 17) Strickzeug.

Wandlet ihre Weg hoch an der himmlische Landstroß,
Strickt und lueget[1]) aben, als wie ne fründligi Muetter no de
Chindlene luegt.
Sie lächlet gegenem Chiimli, und es thuet em wohl, bis tief in
de Würzeli abe.
„So ne tolli Frau, und doch so güetig und fründli!“
Aber was sie strickt? He, Gwülch[2]) us himmlische Düfte!
's tröpflet scho, ne Sprützerli chunnt, druf regnets gar fölli.
's Chiimli trinkt bis gnueg; druf weiht e Lüftli und trochnets,
Und es seit: „Jez gangi nümmen[3]) untere Bode,
Um ke Pris! Do blibi, was no us mer will werde!“
Esset, Chindli, gsegn' es Gott, und wachset und trüeihet!
's wartet herbi Zit ufs Chiimli. Wulken an Wulke
Stöhn am Himmel Tag und Nacht, und d' Sunne verbirgt si.
Uf de Berge schneits, und witer niede hurniglets[4]).
Schocheli schoch[5]), wie schnatteret jez und briegget mi Chiimli,
Und der Boden isch zu, und's het gar chündigi[6]) Nahrig.
„Isch denn d' Sunne gstorbe“, seit es, „aß sie nit cho[7]) will?
Oder förcht sie au, es frier sie? Wäri doch blibe,
Woni gsi[8]) bi, still und chlei im mehlige Chörnli,
Und deheim im Boden und in der füechtige Wärmi.“

Lueget, Chinder, so goht's[9])! Der werdet au no so sage,
Wenn der use chömmet, und unter fremde Lüte[10])
Schaffe müent und reblen[11]), und Brod und Plunder[12]) verdiene:
„Wäri doch deheim bi'm Müetterli, hinterem Ofe!“
Tröstich Gott! 's nimmt au en End, und ödde wirds besser,
Wies im Chiimli gangen isch. Am heitere Maitag
Weihts so lau, und d' Sunne stigt so chräftig vom Berg uf,
Und sie luegt, was 's Chiimli macht, und gitem e Schmützli,
Und jez isch em wohl, und 's weiß nit z'blibe vor Freude.

---

1) schauet. — 2) Gewölk. — 3) nicht mehr. — 4) hagelt es. — 5) Ausdruck des Gefühls der Kälte beim Schauern. — 6) ärmliche. — 7) kommen. — 8) gewesen. — 9) gehts. — 10) Leute. — 11) kraftlos hin und her bewegen. — 12) Kleidung. —

Rootno[1]) prangt d' Matte[2]) mit Gras und farbige Blueme;
Rootno duftet 's Chriestbluest[3]) und grüenet der Pflumbaum;
Rotnoo wird der Rogge buschig, Weizen und Gerste,
Und mi Häberli seit: „Do blibi o nit dehinte!"
Nei, es spreitet d' Blättli us, wer het em sie g'wobe?
Und jez schießt der Halm — wer tribt in Röhren an Röhre
's Wasser us de Wurzle bis in die saftige Spitze?
Endli schlieft en Aehri us, und schwankt in de Lüfte —
Sag mer au ne Mensch, wer het an sideni Fäde
Do ne Chnöspli ghenkt und dört mit chünstlige Hände?
D' Engeli, wer dann sust? Sie wandle zwische de Fuhren
Uf und ab vo Halm zu Halm und schaffe sölli.
Jez hangt Bluest[4]) an Bluest am zarte schwankigen Aehri,
Und mi Haber stoht, as wie ne Brüütli[5]) im Chilchstuhl[6]).
Jez sin zarti Chörnli drin, und wachsen im Stille,
Und mi Haber merkt afange, was es will werde.
D' Chäferli chömme und d' Fliege, sie chömme z' Stubete[7]) zue'nem,
Luege, was er macht, und singen: Eye Popeye!
Und 's Schiiwürmli[8]) chunnt, potz tausig, mittem Laternli,
Z' Nacht um Nüni z' Liecht[9]), wenn d' Fliegen und d' Chäferli schlofe.

Esset, Chinder, gsegn' es Gott, und wachset und trüeihet!
Sider het me gheuet, und Chriesi[10]) gunne no Pfingste;
Sider het me Pflümli gunne hinterm Garte;
Sider hen sie Rocke gschnitte, Weizen und Gerste,
Und die arme Chinder hen barfis zwische de Stupfle
Gefalleni Aehri glesen, und 's Müüsli[11]) hetene ghulfe.
Druf het au der Haber bleicht. Voll mehligi Chörner
Het er gschwankt und gseit: „Jez ischs mer afange verleidet,
Und i merk, mi Zit isch us; was thueni ellei do,

1) nach und nach. — 2) Wiese. — 3) Kirschenblüte. — 4) Blüte. — 5) Braut. — 6) Kirchstuhl. — 7) auf Besuch. — 8) Leuchtkäferchen, Johanniswürmchen. — 9) auf Nachtbesuch. — 10) kleine Waldkirschen. — 11) Mäuschen.

Zwische de Stupfelrüeben und zwische de Grumbirestude?"
Druf isch d' Muetter usen und 's Eferſinli und 's Plunni[1],
'S het ein scho an d' Finger gfrore z' Morgen und z' Oben[2].
Endli hemmer en brocht, und in der staubige Schüre
Hei sie'n bröscht vo Früeih um Zwei bis z' Oben um Vieri.
Druf isch 's Müllers Esel cho, und hetten in d' Mühli
Gholt, und wieder brocht, im chleini Chörnli vermahle;
Und mit feister Milch vom junge, fleckige Chüeihli[3])
Hetten 's Muetterli g'chocht im Töpfi — Geltet, 's isch guet gſi?
Wüschet d' Löffel ab, und bet eis: „Danket dem Heren" —
Und jetzt göhnt in d' Schul, dört hangt der Oser[4]) am Simse!
Fall mer keis, gent achtig, und lehret, was menich ufgit!
Wenn der wieder chömmet, se chömmetder Zibbärtli[5]) über.

---

213. Die Vergänglichkeit.

Der Bueb seit zum Aetti:

Fast allmol, Aetti, wenn mer 's Röttler Schloß
So vor den Auge stoht, se denki dra,
Oebs üsem Hus echt au e mol so goht.
Stohts denn nit dört, so schuderig, wie der Tod
Im Basler Todtetanz? Es gruset eim,
Wie länger as me's bschaut. Und üser Hus,
Es sitzt jo wie ne Chilchli[6]) uffem Berg,
Und d' Fenster glitzeren, es isch e Staat.
Schwetz, Aetti, gohts em echterst[7]) au no so?
I mein emol, es chönnt schier gar nit sy.

Der Aetti seit:

Du guete Burst, 's cha frili sy, was meinsch?
's chunnt Alles jung und neu, und Alles schliicht

---

1) Appolonia. — 2) am Abend. — 3) Kühlein. — 4) Büchersack. — 5) getrocknete weiße Pflaumen. — 6) Kirchlein. — 7) etwa, wohl.

Si'm Alter zu, und Alles nimmt en End,
Und nüt stoht still. Hörsch nit, wie's Wasser ruuscht,
Und siehsch am Himmel obe Stern an Stern?
Me meint, vo alle rühr si kein, und doch
Ruckt Alles witers, Alles chunnt und goht.
Je, 's isch nit anderst, lueg mi a, wie d'witt!
De bisch no jung; Närsch, i bi au so gsi[1]);
Jez würds mer anderst, 's Alter, 's Alter chunnt;
Und woni gang, go Gresgen oder Wies,
In Feld und Wald, go Basel oder heim,
'S isch einerlei, i gang im Chilchhof zu, —
Briegg[2]), alber nit! — und bis de bisch wien ich,
E gstandene Ma, se bini nümme do,
Und d' Schof und Geiße weiden uf mi'm Grab.
Jo wegerli[3]), und 's Hus wird alt und wüest;
Der Rege wäscht der's wüester alli Nacht,
Und d' Sunne bleicht der's schwärzer alli Tag,
Und im Vertäfer popperet[4]) der Wurm.
Es regnet no dur d' Bühne[5]) ab, es pfift
Der Wind dur d' Chlimse[6]). Drüber thuesch du an
No d' Auge zu; es chömme Chindeschind
Und pletze dra. Z'letzt fuults im Fundement,
Und 's hilft nüt meh. Und wemme nootno gar
Zweitusig zählt, isch alles z'semme g'keit.
Und 's Dörfli sinkt no selber in si Grab.
Wo d' Chilche stoht, wo 's Vogts und 's Here Hus,
Goht mit der Zit der Pflueg. —

Der Bueb seit:

Nei, was de seisch!

Der Aetti seit:

Je, 's isch nit anderst, lueg mi a, wi d'witt!
Isch Basel nit e schöni tolli[7]) Stadt?

---

1) gewesen. — 2) weine. — 3) wahrlich. — 4) klopft schnell und schwach. — 5) obere Decke des Zimmers. — 6) Spalten. — 7) schöne.

'S sin Hüser drinn, 's isch mengi Chilche nit
So groß, und Chilche, 's sin in mengem Dorf
Nit so viel Hüser. 'S isch e Volchspiel, 's wohnt
E Riichthum drinn, und menge brave Her,
Und menge, woni gchennt ha, lit scho lang
Im Chrützgang hinterm Münsterplatz und schloft.
'S isch eithue[1]), Chind, es schlacht emol e Stund,
Goht Basel an ins Grab, und streckt no do
Und dört e Glied zum Boden us, e Joch[2]),
En alte Thurn, e Giebelwand; es wachst
Do Holder druf, do Büechli, Tanne dört,
Und Moos und Farn, und Reiger niste drinn —
'S isch schad derfür! — und sin bis dörthi d' Lüt
So närsch wie jez, se göhn au Gspenster um,
D' Frau Faste[3]), 's isch mer jez, sie fang scho a,
Me seits emol, — der Lippi Läppeli,
Und was weiß ich, wer meh. Was stoßisch mi?

Der Bueb seit:

Schwätz lisli, Aetti, bis mer über d' Bruck
Do sin, und do an Berg und Wald verbei!
Dört obe jagt e wilder Jäger, weisch?
Und lueg, do niden in de Hürste seig
Gewiß 's Eiermeidli glege, halber fuul,
'S isch Johr und Tag. Hörsch, wie der Laubi[4]) schnuuft?

Der Aetti seit:

Er het der Pfnüsel[5])! Seig doch nit so närsch!
Hüst[6]), Laubi, Merz! — und loß die Todte goh,
Sie thüen der nüt meh! — Je, was hani gseit?
Vo Basel, aß es au emol verfallt. —

---

1) einerlei, ein Thun. — 2) Brückenpfeiler. — 3) ein berüchtigtes Gespenst in Basel und der Umgegend. — 4) ein Name, den der Landmann den Zugochsen gibt. — 5) Schnupfen. — 6) links.

Und goht in langer Zit e Wandersma'
Ne halbi Stund, ne Stund wit dra verbei,
Se luegt er dure, lit ke Nebel druf,
Und seit si'm Kamerad, wo mittem goht:
„Lueg, dört isch Basel gstande! Selle Thurn
Seig d' Peterschilche gsi, 's isch schad derfür!"

Der Bueb seit:

Nei, Aetti, ischs der Ernst? es cha nit sy!

Der Aetti seit:

Je, 's isch nit anderst, lueg mi a, wie d'witt,
Und mit der Zit verbrennt die ganzi Welt.
Es goht e Wächter us um Mitternacht,
E fremde Ma, me weiß nit, wer er isch,
Er funklet wie ne Stern und rüeft: „Wacht auf!
„Wacht auf, es kommt der Tag!" — Drob röthet si
Der Himmel und es dundert überal,
Z'erst heimlig, alsg'mach lut, wie sellemol,
Wo Anno Sechsenünzgi der Franzos
So uding[1]) gschosse het. Der Bode schwankt,
Aß d' Chilchthürn guge[2]), d' Glocke schlage a,
Und lüte selber Betzit wit und breit,
Und Alles betet. Drüber chunnt der Tag;
O, bhütis Gott, me bruucht ke Sunn derzu,
Der Himmel stoht im Blitz, und d' Welt im Glast[3]).
Druf gschieht no viel, i ha jez nit der Zit;
Und endli zündets a, und brennt und brennt,
Wo Boden isch, und niemes löscht. Er glumst[4])
Wohl selber ab. Wie meinsch, siehts us derno?

Der Bueb seit:

O Aetti, sag mer nüt me! Zwor wie gohts
De Lüte denn, wenn Alles brennt und brennt?

---

1) sehr. — 2) sich hin und herbewegen. 3) Glanz, Schein von Blitz und Feuer. — 4) erlöscht nach und nach.

Der Aetti seit:

He, d' Lüt sind nümme do, wenns brennt, sie sin —
Wo sin sie? Seig du frumm, und halt di wohl,
Geb, wo de bisch, und bhalt di Gwisse rein!
Siehsch nit, wie d' Luft mit schöne Sterne prangt!
S' isch jede Stern vergliglige[1]) ne Dorf,
Und witer obe seig e schöni Stadt,
Me sieht sie nit vo do, und haltsch di guet,
Se chunnsch in so ne Stern, und 's isch der wohl,
Und findsch der Aetti dört, wenn's Gottiswill isch,
Und 's Chüngi selig, d' Muetter. Oebbe fahrsch
Au d' Milchstroß uf in die verborgeni Stadt,
Und wenn de sitwärts abe luegsch, was siehsch?
E Röttler Schloß! Der Belche stoht verchohlt,
Der Blauen au, as wie zwee alti Thürn,
Und zwische drinn isch alles use brennt,
Bis tief in Boden abe. D' Wiese het
Ke Wasser me, 's isch alles öd und schwarz,
Und todtestill, so wit me luegt — das siehsch,
Und seisch di'm Cammerad, wo mitder goht:
Lueg, dört isch d' Erde gsi, und selle Berg
Het Belche gheiße! Nit gar wit dervo
Isch Wisleth gsi, dört hani au scho glebt,
Und Stiere gwettet, Holz go Basel gführt,
Und broochet, Matte g'raust, und Liechtspöh gmacht,
Und gvätterlet[2]), bis an mi selig End,
Und möcht jez nümme hi." — Hüst Laubi, Merz!

---

1) vergleichungsweise. — 2) als Kinder die Verrichtungen der Erwachsenen nachgeahmt.

Heinrich Heine.

> Mein Herz gleicht ganz dem Meere,
> Hat Sturm und Ebb und Flut,
> Und manche schöne Perle
> In seiner Tiefe ruht.
>
> Hch. Heine.

Heinrich Heine wurde am 1. Jan. 1800*) — also weder am 13. Dezbr. 1797, noch 1799! — zu Düsseldorf von jüdischen Eltern geboren. Er studirte in Bonn, Berlin und Göttingen die Rechte und erhielt auf der letztern Hochschule die juristische Doktorwürde. In Bonn lebte er als „unbekannter, zurückgezogner und blöder Student.“ Beim Abgang von der Universität trug er einem Buchhändler in Bonn vergeblich den Verlag jener Lieder an, die später so großes Glück machten und Heine's Ruhm begründeten. Am 28. Juni 1825 trat er zum Christenthum über und lebte dann abwechselnd in Hamburg, Berlin und München. Er war gerade auf Helgoland, als ihm die Kunde ward vom Ausbruch der Julirevolution. „Ich bin wie berauscht“, rief er aus, „jetzt weiß ich wieder was ich will, was ich soll, was ich muß. Ich bin der Sohn der Revolution und greife wieder zu den gefeiten Waffen, worüber meine Mutter ihren Zaubersegen ausgesprochen. — Ich bin ganz Freude und Gesang, ganz Schwert und Flamme.“ In dieser Stimmung kam er nach Paris, das er sich von nun an zu

*) Die Angabe ist aus den Tüsseldorfer Stadtbüchern genommen und daher wohl die einzig richtige. Auch sagt Heine selbst in einem seiner Werke: „Ich bin in der Neujahrsmitternacht 1800 geboren und deßhalb einer der ersten Männer unseres Jahrhunderts.“ —

seinem Aufenthalt wählte und von wo aus er mannigfache Reisen machte. Die letzte war nach Hamburg 1844. — Auf die gegen Heine gerichtete Anklage, als habe das Ministerium Guizot für bestimmte Summen seine Feder erkauft, damit sie die Regierungsakten vertheidige, erklärt er sich am 15. Mai 1848, daß er allerdings seit 1836 französische Hilfsgelder aus dem Pensionsfond, der keiner öffentlichen Controle ausgesetzt sei, empfangen habe, nämlich einen Jahrgehalt von 4000 Francs, die ihm von 1836 bis zum Sturze Guizots (22. Febr. 1848) monatlich ausbezahlt wurden. „Meine Ehre“, sagt er, „ist nicht in der Hand des ersten, besten Zeitungskorrespondenten, nicht das erste beste Tagesblatt ist ihr Tribunal, nur vor den Assisen der Literaturgeschichte kann ich gerichtet werden. — Die Unterstützung, welche ich vom Ministerium Guizot empfing, war kein Tribut, sie war eben nur eine Unterstützung, sie war — ich nenne die Sache bei ihrem Namen — das große Almosen, welches das französische Volk an so viele Tausende von Fremden spendete, die sich durch ihren Eifer für die Sache der Revolution in ihrer Heimat mehr oder weniger glorreich kompromittirt hatten und an dem gastlichen Herde Frankreichs eine Freistätte suchten.“

„Heine ist todt.“ So las man schon vor einigen Jahren fast in allen deutschen Zeitungen, und doch lebt er heute noch; aber seine Kraft ist längst gebrochen, seine Augen sind matt und dunkel; er gibt sich selbst für verloren und meint: „Der Tod sei der letzte Aberglaube.“ Im März 1847 schrieb Heine schon an Laube: „Komm heute, denn morgen kannst du einen stillen Mann an mir finden. Die Lähmung meines Körpers schreitet zwar nur langsam vorwärts und es mag vielleicht noch eine Weile dauern, ehe das Herz oder das Lebenshirn berührt und dem Spaß hienieden ein Ende gemacht wird; aber ich kann doch nicht für einen salto mortale stehen und möchte gern mit Dir Testament machen.“ Damals war ihm der versagende Körper oft Nebensache und Shakspeare hat Merkutio nicht besser sterben lassen, als Heine sich selbst sterben ließ.“ Jede Hoffnung auf Besserung wies er

lächelnd ab; er hielt seine Tage für gezählt und diese Zahl für sehr klein. „Hätte ich nicht Frau und Papageia" sagte er lächelnd, „ich würde (Gott verzeih mir die Sünde), ich würde, wie ein Römer, diesen schlechten brustgluckſenden Nächten und dieser ganzen Misere ein Ende machen." Hch. Laube versichert uns auch, daß am Rande von Heine's Grabe sich die klagenden Stimmen erst erheben, die uns verrathen, welch eine wohlthätige, liebevolle Hand er gehabt für die darbenden Wanderer. Die Feder und den Mund habe er nichts wissen lassen von dieser hilfreichen Hand und unerwartete Zeugen brächten jetzt die Kunde, daß er nicht nur Genie, sondern auch ein gutes Herz, ein ganz einfach gutes Herz besessen habe. — Jetzt ist Heine ein wahres Bild des Jammers, gänzlich erblindet und abgezehrt und geplagt von den grausamsten Schmerzen, die stets im Gefolge eines schon so weit vorgerückten Rückenmarkübels zu finden sind. Seine Frau, eine in gesunder Körperfülle blühende Französin, die ihm seit 13 Jahren zur Seite steht, soll gesagt haben, daß Heine ein recht schönes Gebetbuch geschrieben und seine Freunde berichten: er habe beten und glauben gelernt und gestehe selbst ein, daß sein Leben eine Reihe von heillosen Verirrungen gewesen sei und daß nur der feste Glaube an Gott und Unsterblichkeit ihm jetzt die Kraft gebe, selbst die schrecklichsten irdischen Qualen mit seltner Geduld und Fassung zu ertragen. —

Die erste größere literarische Arbeit, mit der Heine hervortrat, waren die Tragödien „Radcliff" und „Almansor", zwischen welchen das „Lyrische Intermezzo" stand, das nun im Buch der Lieder abgedruckt ist und die zauberisch süß duftenden Lieder: „Auf Flügeln des Gesanges", „Die Lotosblume ängstigt sich", „Aus alten Märchen winkt es", die wundersamen Zeilen: „Ein Fichtenbaum steht einsam" u. s. w. enthält, welche reife Kinder einer echten Dichterseele sind und sich dem Trefflichsten der ganzen deutschen Lyrik innig anreihen. Die genannten Trauerspiele waren nichts mehr als unglückliche dramatische Versuche und sind längst der Vergessenheit anheim gefallen. Durch die Streit-, Schand- und Schmähschriften, welche Heine aus per-

sönlichem Haß gegen achtbare, deutsche Schriftsteller (Börne, Platen, G. Pfizer, A. W. Schlegel rc.) in die Welt schleuderte, hat er sich auch keine Denksteine des Ruhms gesetzt. Was er über Platen und Goethe gelogen, erklärt er später selbst, sei aus Neid entsprungen und nur wegen der Stärke der Gegner geschrieben. Seine „Reisebilder“ begründeten rasch seinen Ruhm und wenn sich Heine rühmt eine „göttliche Prosa“ zu schreiben: so machen wenigstens viele Stellen derselben diesem Selbstlob keine Schande. In kecker Mischung treffen wir darin echtpoetische Anschauungen und Auffassungen der gesellschaftlichen Verhältnisse, wie der Natur, neben der scharfen Geißel des bittersten Spottes und der tiefinnerlichsten Gemüthlichkeit, auf welche wieder Leichtsinn, unverschämte Frechheit, Unsittlichkeit und Gotteslästerung folgen. Heine vergeudete sein so herrliches Talent und „ging an den Freuden von Paris zu Grunde.“ Er nennt Aristophanes seinen „Vater“ in der Satyre, ist aber nur selten der würdige Sohn desselben. Die „neuen Gedichte“, sowie der „Salon“ (verschiedene Aufsätze mit lyrischen Partieen untermischt) spielen stellenweise ganz und wörtlich ineinander über und sind auch trotz einzeler Schönheiten, mit vieler Charakterlosigkeit, Ungezogenheit und derber Gemeinheit besudelt. Während eines Sommeraufenthaltes (1843) in den Pyrenäen schrieb Heine das wunderliche Helden- oder Bärengedicht: „Atta Troll“, das er selbst „das letzte freie Waldlied der Romantik“ nennt. Wir finden darin ganz den alten Heine wieder, der sich nicht schämt im fremden Lande ein „Epos der Verachtung seines Vaterlandes“ zu schreiben und doch wieder zu singen:

„Deutschland, du meine ferne Liebe,
Gedenk ich deiner, mein ich fast
Der Himmel Frankreichs wird mir trübe,
Das leichte Volk wird mir zur Last.“

Auch Freiligrath und die schwäbischen Dichter gehen im Atta Troll nicht leer aus. Deutschland ließ dieses Schmachgedicht mit Recht unbeachtet und so ging in Erfüllung, was Heine selbst prophezeit hatte:

„In des Tages Brand- und Schlachtlärm
Wird es kümmerlich verhallen.“ —

Das Werk: „Deutschland, ein Wintermärchen“ enthält die Beschreibung seiner Reise nach Deutschland im Winter 18⁴³/₄₄. Es ist voll guter und schlechter Witze, voller Späße und Satyren und zieht deutsche Zustände und deutsches Leben durch den Schmutz tiefster Gemeinheit und Erniedrigung. Kaum sollte man glauben, daß derselbe Mund, welcher den „guten deutschen Michel“ so sehr verspottet, doch wieder die Nachbarskinder warnt, nicht mit dem jungen Burschen zu hadern, denn:

„Er ist ein täppisches Rieselein,
Reißt aus dem Boden die Eiche,
Und schlägt euch damit den Rücken wund
Und die Köpfe windelweiche.

Dem Siegfried gleicht er, dem edeln Fant,
Von dem wir singen und sagen;
Der hat, nachdem er geschmiedet sein Schwert,
Den Amboß entzwei geschlagen.“ rc.

Wenden wir uns nun zu dem „Buch der Lieder“, das Heine's Namen auf alle Zungen brachte und das ein schwäbischer Dichter als ein Zauberbuch voll wundersamer und ergreifender Melodieen begrüßte. Heine dichtete dieses „Zauberbuch voll magischer, herzbezwingender Formeln“ zum Theil schon in einer Zeit, in der die ersten Küsse der deutschen Muse noch in seiner Seele brannten. Die Lyrik ist seine eigenste, poetische Heimat und zwar ist er da am größten, wo er aus sich heraustritt, sein selbstvergöttertes Ich ganz in den Hintergrund treten läßt „und sich zu einer Objectivität schwingt, die wir nur bei Goethe finden.“ In seinem poetischen Juwelenschrein glänzt so mancher kostbare Diamant vom reinsten Wasser und seiner minneliederreichen Muse gebührt vielfach die Palme klassischer Vollendung, weil sie, wie die großen Meister Goethe und Uhland die Einfachheit, Frische und Unmittelbarkeit des Volksliedes zu erreichen strebte und auch oft erreichte in einem Grade, wie sie nur des „Knaben Wunderhorn“

eigen ist. Und darin besteht eigentlich Heine's Ruhm und sein unsterbliches Verdienst um die deutsche Poesie, daß er, wie früher schon Uhland, von der gekünstelten und verkünstelten Form zur möglichsten Einfachheit und Klarheit poetischer Gestalten zurückkehrte und mit Goethe'scher Sicherheit und Herzinnigkeit die Saiten seiner Leier rührte. „So ließ er", wie Duller sagt, „einen neuen Ton erklingen, einen Ton wie muthwilliger Spott und doch wieder wie aus tiefster, schmerzdurchwühlter Brust; einen jener wunderbar ergreifenden Töne, von denen man in alten Märchen liest, daß sie in stiller Mondnacht aus Bergeshöhlen oder aus dem Grunde der Wellen erklingen." Wir erinnern nur an die ewigschönen Lieder: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten", „Du schönes Fischermädchen", „Was will die einsame Thräne?" „Wie der Mond sich leuchtend dränget", „Du bist wie eine Blume", „Nacht liegt auf fremden Wegen", „Der Tod das ist die kühle Nacht" ꝛc. Diese sind sämmtlich der „Heimkehr" entlehnt, welche zuerst in den Reisebildern erschien und der „seligen Friederike Varnhagen von Ense" (Rahel) gewidmet ist. Heine rühmte sich „der Erste gewesen zu sein, der diese große Frau mit öffentlicher Huldigung verehrte." Die „Grenadiere" werden stets ein meisterhaftes Gedicht bleiben, wenn es auch mehr als ein Pädagoge aus deutschen Lesebüchern verdrängen will, weil es zur Napoleonspoesie zählt und Deutschlands Unterdrücker verherrlicht. In der „Wallfahrt nach Cevlaar" spricht sich ein kindlich frommgläubiger Sinn im Tone des echten Volksliedes höchst glücklich aus und der Refrain: „Gelobt seist du Marie!" ist wundersam ergreifend. In der „Harzreise" ist namentlich die „Bergidylle" (I. u. III.) wunderbar reich an hellem Märchengold und voll köstlichsüßen Duftes. Auch im „Seegespenst" erschließt uns Heine so schön die reichen, schimmernden Schätze der Märchenwelt und die Fülle seiner Phantasie, ist aber am Schlusse doch „des Teufels" und vernichtet durch diesen einzigen muthwilligen Zug plötzlich unsre wahrsten Empfindungen. Dasselbe thut er in der „Nacht am Strande", die, wie das „Seegespenst", der

„Morgengruß“, „Sonnenuntergang“, „Im Hafen“ und „Frieden“ zu dem Meerliedercyklus: „die Nordsee“ (1825—1826) gehören und in ihrer unnachahmlichen Meisterschaft Geist und Herz so wundersam bewältigen. Am frühen Morgen und am hohen Mittag, in der Abenddämmerung und in der sternleeren wie sternklaren Nacht sitzt Heine am Ufer des deutschen Meeres, das bald spiegelklar und eben vor ihm ausgebreitet liegt und bald seine wildschäumenden Wellen zu lebendigwogenden weißen Wasserbergen emporthürmt. Er singt von seinem Liebchen, dem er aus rothstrahlendem Sonnengold ein Diadem ums geweihte Haupt webt und ein kostbares Stück von der flatternd blauseidnen Himmelsdecke, worin die Nachtdiamanten blitzen, als Krönungsmantel um die königliche Schulter hängt; er singt von Seegespenstern, vom Sonnenuntergang (ein großartiges Gemälde, voll Frische und Wahrheit der Farben) von der wunderschönen Fischertochter, von den Göttern Griechenlands, von dem Bremer Rathskeller ꝛc. und während er träumerisch sinnend am Steuer des Schiffes liegt zeigt sich ihm eine lichthelle Erscheinung: es ist Christus, der Heiland der Welt, wie er riesengroß im wallend weißen Gewande über Land und Meer wandelt und die rothe flammende Sonne als Herz in der Brust trägt, das sein holdes liebseliges Licht ausgießt über Land und Meer. Da ist göttliche Klarheit und innige Glaubenstiefe, verbunden mit einer Pracht der Erfindung der Vision, wie wir sie in keinem zweiten Gedichte wieder finden. Daß Heine diesen Meerliedern einen guten Theil seines klassischen Dichterruhms verdankt, bedarf wohl kaum einer Erwähnung. Scherr sagt: „Er brachte uns dadurch die ewige Poesie des Meeres wieder näher, der wir, eingetrocknet in unsere politischen und literarischen Binnenverhältnisse, gar zu lange vergessen hatten. Er tauchte seine Hand mit genialem Griff in die Wellen der Nordsee und sie wandelten sich ihm in schimmernde Liederperlen.“

Wenn wir nun gerne zugeben, daß Heine in seinen Liebesliedern das höchste Glück der Liebe und das tiefste Weh des Menschenherzens so meisterhaft in ein Paar kurze Strophen gedrängt hat;

wenn wir gern zugestehen, daß seine Poesie in die Seele schleicht, wie der Gedanke der Liebe, weil sie uns das Herz bestrickt, wie weiche liebliche Kinderhändchen; wenn wir ferner einigen seiner Meerlieder den ersten Preis zuerkennen und an vielen Stellen des Buches der Lieder selbst mit Heine einstimmen müssen:

„Das ist der alte Märchenwald!
Es duftet die Lindenblüte!
Der wunderbare Mondenglanz
Bezaubert mein Gemüthe."

Oder weiter:

„Und das klingt und singt so lieblich,
Und so lieblich rauschen drein
Wasserfall und Tannenbäume," rc.

so dürfen wir doch auch der Schwächen dieses Werkes nicht vergessen und zwar um so weniger, weil es zugleich „der volle Spiegel für des Dichters Weise und Wesen ist." Wenn er das, was er schon 1837 in der Vorrede zur zweiten Auflage sagt, auch nur in gewissen Augenblicken glaubt; so enthält es doch Wahrheiten, die wir nicht übersehen dürfen. Er schreibt: „Ich sehe jetzt im klarsten Lichte die Steine, über welche ich gestolpert. Ich hätte ihnen so leicht ausweichen können, ohne darum einen unrechten Weg zu wandeln. — Wir sollten nur das thun, was thunlich ist und wozu wir am meisten Geschick haben im Leben wie in der Kunst. Ach! zu den unseligsten Mißgriffen des Menschen gehört, daß er den Werth der Geschenke, die ihm die Natur am Bequemsten entgegenträgt, kindisch verkennt, und dagegen die Güter, die ihm am Schwersten zugänglich sind, für die kostbarsten ansieht. Den Edelstein, der im Schooß der Erde festgewachsen, die Perle, die in den Untiefen des Meeres verborgen, hält der Mensch für die besten Schätze, er würde sie gering achten, wenn die Natur sie gleich Kieseln und Muscheln zu seinen Füßen legte. Gegen unsere Vorzüge sind wir (oft) gleichgiltig; über unsere Gebrechen suchen wir uns so lange zu täuschen, bis wir sie endlich für Vortrefflichkeiten halten". — Vieles in dem Buche der Lieder ist trüb, kalt

und schauerlich. Traum, Todtenhemd, Sarg, Grab, Kirchhof, Geister, marmorblasse Leichen, blasse Buchstaben, bleiche Knaben, Thränen und Schmerzen sind Worte, die sich allzu häufig darin finden. Gar zu oft begegnet man dem „kranken" Dichter, dem „bleichen Heinrich", der seine Blässe für vornehm hält und unter bittern Thränen seinen ungeheuern Weltschmerz kund gibt, mit dem er vielfach schön thut. Folgende Stellen, die sich übrigens noch um Dutzende vermehren lassen, mögen das Gesagte begründen:

„Aus meinen großen Schmerzen
Mach ich die kleinen Lieder." —

„Ich unglückselger Atlas! eine Welt,
Die ganze Welt der Schmerzen muß ich tragen!"

„Allen thut es weh im Herzen,
Die den bleichen Knaben sehn,
Dem die Leiden, dem die Schmerzen
Aufs Gesicht geschrieben stehn."

„Der bleiche Heinrich ging vorbei,
Schön Hedwig lag am Fenster,
Sie sprach halblaut: Gott steh mir bei,
Der unten schaut bleich, wie Gespenster!"

„Mit Rosen, Cypressen und Flittergold
Möcht ich verzieren, lieblich und hold,
Dies Buch, wie einen Todtenschrein,
Und sargen meine Lieder hinein!" ꝛc. ꝛc.

Fast immer unerträglich ist er, wo er sein Ich auf den Thron setzt, es zum Mittelpunkt seiner Poesie macht und rein, groß und berühmt vor der Welt dastehen will:

„Du sahst mich oft im Kampf mit jenen Schlingeln,
Geschminkten Katzen und bebrillten Pudeln,
Die mir den blanken Namen (!) gern besudeln
Und mich so gerne ins Verderben züngeln". ꝛc.

Selten fühlt er, was es heißt ein Dichter und zwar ein deutscher Dichter zu sein und zählt sich dann ganz bescheiden unter die besten:

„Wer bist du, und was fehlt dir
Du fremder, kranker Mann"?
„Ich bin ein deutscher Dichter,
Bekannt im deutschen Land,
Nennt man die besten Namen,
So wird auch der meine genannt". — — —

Nach dem hohen Besitz der Liebe scheint er nie ernstlich zu streben und er mag deßhalb zunächst an sich selbst gedacht haben, als er sang:

„Ach mich tödtet ihr Gesinge
Von erlognen Liebesschmerzen";

ebenso als er in der Vorrede zur zweiten Auflage erklärt, warum er sie nicht in schönen Rhythmen versificirt habe: „Es will mich bedünken, als sei in schönen Versen allzuviel gelogen worden und die Wahrheit scheue sich in metrischen Gewanden zu erscheinen." Die „gemeinen Worte und Manieren", die das Buch auch in ziemlicher Menge aufzuweisen hat, wollen wir hier nicht wieder aussprechen. Gar oft tritt ihm Mephistopheles in den Tempel seiner Poesie und zerschlägt mit grinsendem Lächeln die heiligen Gefäße. Für Heine ist Nichts heilig; er greift Alles mit zügelloser Frechheit an und zieht es durch den Staub des gemeinen Lebens, er schreibt, wie Gutzkow bemerkt, „auf sogenannte heilige Gegenstände ein mainächtliches Hexenkreuz" und vernichtet wieder in kecker Laune durch einen einzigen muthwilligen Zug die erhabenste Stimmung, in die er uns eben erst versetzte, so daß man ihm oft seine eignen Worte aus dem Schlusse des „Seegespenstes" zurufen möchte: „Doktor, sind Sie des Teufels"! Noch sind die sanften Töne und die süßen Weisen der Nachtigall nicht verklungen und wir hören schon den Spottvogel, das krächzende Geschrei der Dohlen und Raben, das unerquickliche Rufen des Kukuks und die schauer-

liche Stimme des Kauzes. Die Heine'sche Liedersammlung gleicht einem Walde mit hellströmenden Gebirgsbächen und eingesumpften Gräben, krystallklaren Bergseen und trüben Lachen, lieblichen Ruheplätzchen und düstern, schauerlichen Gründen, magischem, traulichem Waldesdunkel, sonnigen Triften und unheimlichen, grausenerregenden Höhlen, majestätischen, himmelanstrebenden Bäumen und verkrüppelten Gesträuchen, zarten, lieblich duftenden Blumen und wucherndem, übelriechendem Unkraut, singenden Vögeln und wildschreienden Bestien, flatternden Faltern, summenden Bienen und ekelerregendem, kriechenden Gethiers ꝛc. und das Alles ist so neben-, über-, unter- und durcheinander, daß es einen stets überraschenden, aber nicht immer angenehmen Wechsel der Eindrücke hervorruft. Verderblichen Einfluß übten Heine's verführerische Schwächen auf eine große Zahl unselbstständiger Geister, die in den nachlässig und lüderlich hingeworfenen Versen und dem gemachten Weltschmerz des Meisters Heinrich eine geniale Virtuosität zu besitzen wähnten und solche daher eifrigst nachahmten, so daß ein ganzes Heer blasser, kokettirender Weltschmerzdichter aus der Heine'schen Schule hervorging und bis heute immer noch neue Genossen erhielt. Trotz vieler Mängel zeigt sich doch beim Meister das Walten eines echtlyrischen Geistes, der in den schwachen Heineanern niemals geherrscht hat.

Ehe wir von Heine scheiden, wollen wir noch folgendes kurze Gesammtbild, wie es Hillebrand gibt und wie es sich Jedem, der den Dichter gelesen hat, aufdrängt, vor die Augen stellen: „Heine ist ein Dichter, dem das rechte Herz der Dichtung fehlt, die Gesinnung — der Mensch. Was ists, das uns die alten Meister Griechenlands so theuer macht, was ists, warum wir in Goethe ewige Erquickung finden, in Schillers Werken den Geist erstarken fühlen — es ist der Mensch und die Achtung vor seinem Wesen, was diese unsterbliche Nahrung schafft. Heine spielt mit dem Menschen und seinen heiligen Dingen, er spielt mit seinen eigensten Gaben schöner Menschlichkeit, er lästert den Geist durch seine Geistigkeit und fühlt sich groß in der Kleinheit der Verachtung. — Ueber Religion und Kunst, über Wissenschaft und Leben tanzt seine

leichtfertige Muse hin, um mit verachtendem Fuße die Spitzen zu berühren und die Blüten niederzutreten. — Heine schämt sich fast des Adels menschlicher Empfindungen und darum beschmutzt er ihn! ꝛc. Er ist eine Art lyrisches Genie, ursprünglich selbstständig, aller Töne Meister, der innigsten, wie der schärfsten, der hohen, wie der tiefen. Die Zauberklänge des Herzens, wie die Stimmen der Verzweiflung, des Zorns, der spottenden Satyre stehen ihm gleichmäßig zu Gebote. Heine ist nur Heine in der Zerstörung seiner selbst; er haßt, indem er liebt, er lacht, indem er weint, er zerknickt die Blume, die er gepflanzt, spottet des Geistes, dessen er sich rühmt und spielt französisch, indem er deutsch-heimisch fühlen möchte." —

Schriften: Buch der Lieder. VII. Auflage. Hamb. 1849. — Neue Gedichte. II. Auflage Hamb. 1844. — Der Salon. II. Auflage. Daselbst 1849. — Reisebilder. 4 Bde. IV. Aufl. des 3. u. 4. Theils. Daselbst 1850. — Zur Geschichte der neuern schönen Literatur in Deutschland. Paris 1833. — Die romantische Schule (besonders gegen A. W. von Schlegel). Hamb. 1836. — Der Denunziant (gegen Menzel). Daselbst 1837. — Ueber Ludwig Börne. Daselbst 1840. — Der Schwabenspiegel (im Jahrb. d. Lit.; besonders gegen G. Pfizer und die schwäbischen Dichter). Das. 1839. — Deutschland. Ein Wintermärchen. Daselbst 1844. — Atta Troll. Das. 1847.

214. Leise zieht durch mein Gemüth. (Neue Gedichte.)

Leise zieht durch mein Gemüth
Liebliches Geläute.
Klinge, kleines Frühlingslied,
Kling hinaus ins Weite.

Kling hinaus, bis an das Haus,
Wo die Blumen sprießen.
Wenn du eine Rose schaust,
Sag, ich laß sie grüßen.

---

215. Lyrisches Intermezzo. (1822—1823.)

Auf Flügeln des Gesanges,
Herzliebchen trag ich dich fort,
Fort nach den Fluren des Ganges,
Dort weiß ich den schönsten Ort.

Dort liegt ein rothblühender Garten
Im stillen Mondenschein;
7 Die Lotosblumen erwarten
Ihr trautes Schwesterlein.

Die Veilchen kichern und kosen,
Und schaun nach den Sternen empor;
Heimlich erzählen die Rosen
Sich duftende Märchen ins Ohr.

Es hüpfen herbei und lauschen
Die frommen, klugen Gazell'n;
Und in der Ferne rauschen
Des heiligen Stromes Well'n.

Dort wollen wir niedersinken
Unter dem Palmenbaum,
Und Liebe und Ruhe trinken,
Und träumen seligen Traum.

Die Lotosblume ängstigt
Sich vor der Sonne Pracht,
Und mit gesenktem Haupte
Erwartet sie träumend die Nacht.

Der Mond, der ist ihr Buhle,
Er weckt sie mit seinem Licht,
Und ihm entschleiert sie freundlich
Ihr frommes Blumengesicht.

Sie blüht und glüht und leuchtet,
Und starret stumm in die Höh;
Sie duftet und weinet und zittert
Vor Liebe und Liebesweh.

Ich grolle nicht und wenn das Herz auch bricht,
Ewig verlornes Lieb! ich grolle nicht.
Wie du auch strahlst in Diamantenpracht,
Es fällt kein Strahl in deines Herzens Nacht.

Das weiß ich längst. Ich sah dich ja im Traum,
Und sah die Nacht in deines Herzens Raum,
Und sah die Schlang, die dir am Herzen frißt,
Ich sah, mein Lieb, wie sehr du elend bist.

Ja, du bist elend, und ich grolle nicht; —
Mein Lieb, wir sollen beide elend sein!
Bis uns der Tod das kranke Herze bricht,
Mein Lieb, wir sollen beide elend sein!

Wohl seh ich Spott, der deinen Mund umschwebt,
Und seh dein Auge blitzen trotziglich,
Und seh den Stolz, der deinen Busen hebt, —
Und elend bist du doch, elend, wie ich.

Unsichtbar zuckt auch Schmerz um deinen Mund
Verborgne Thräne trübt des Auges Schein,
Der stolze Busen hegt geheime Wund, —
Mein Lieb, wir sollen beide elend sein.

Ein Fichtenbaum steht einsam
Im Norden auf kahler Höh.
Ihn schläfert; mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee.

Er träumt von einer Palme,
Die fern im Morgenland,
Einsam und schweigend trauert
Auf brennender Felsenwand.

Aus alten Märchen winkt es
Hervor mit weißer Hand,
Da singt es und da klingt es
Von einem Zauberland:

Wo große Blumen schmachten
Im goldnen Abendlicht,
Und zärtlich sich betrachten
Mit bräutlichem Gesicht; —

Wo alle Bäume sprechen
Und singen, wie ein Chor,
Und laute Quellen brechen
Wie Tanzmusik hervor; —

Und Liebesweisen tönen,
Wie du sie nie gehört,
Bis wundersüßes Sehnen
Dich wundersüß bethört!

Ach, könnt ich dorthin kommen,
Und dort mein Herz erfreun,
Und aller Qual entnommen,
Und frei und selig sein!

Ach! jenes Land der Wonne,
Das seh ich oft im Traum,
Doch kommt die Morgensonne,
Zerfließts, wie eitel Schaum.

---

216. Die Heimkehr. (1823—1824.)

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin;
Ein Märchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

Die Luft ist kühl, und es dunkelt,
Und ruhig fließt der Rhein;
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendsonnenschein.

Die schönste Jungfrau sitzet
Dort oben wunderbar,
Ihr goldnes Geschmeide blitzet,
Sie kämmt ihr goldnes Haar.

Sie kämmt es mit goldnem Kamme,
Und singt ein Lied dabei;
Das hat eine wundersame,
Gewaltige Melodei.

Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift es mit wildem Weh;
Er schaut nicht die Felsenriffe,
Er schaut nur hinauf in die Höh.

Ich glaube die Wellen verschlingen
Am Ende Schiffer und Kahn;
Und das hat mit ihrem Singen
Die Lorelei gethan.

Du schönes Fischermädchen,
Treibe den Kahn ans Land;
Komm zu mir und setze dich nieder,
Wir kosen Hand in Hand.

Leg an mein Herz dein Köpfchen
Und fürchte dich nicht zu sehr,
Vertraust du dich doch sorglos
Täglich dem wilden Meer.

Mein Herz gleicht ganz dem Meere,
Hat Sturm und Ebb und Flut,
Und manche schöne Perle
In seiner Tiefe ruht.

Der Wind zieht seine Hosen an,
Die weißen Wasserhosen!
Er peitscht die Wellen so stark er kann,
Die heulen und brausen und tosen.

Aus dunkler Höh, mit wilder Macht
Die Regengüsse träufen;
Es ist, als wollt' die alte Nacht
Das alte Meer ersäufen.

An den Mastbaum klammert die Möve sich
Mit heiserem Schrillen und Schreien;
Sie flattert und will gar ängstlich
Ein Unglück prophezeihen.

Der Sturm spielt auf zum Tanze,
Er pfeift und saust und brüllt;
Heisa! wie springt das Schifflein!
Die Nacht ist lustig und wild.

Ein lebendes Wassergebirge
Bildet die tosende See;
Hier gähnt ein schwarzer Abgrund,
Dort thürmt es sich weiß in die Höh.

Ein Fluchen, Erbrechen und Beten
Schallt aus der Kajüte heraus;
Ich halte mich fest am Mastbaum,
Und wünsche: wär ich zu Haus!

Was will die einsame Thräne?
Sie trübt mir ja den Blick.
Sie blieb aus alten Zeiten
In meinem Auge zurück.

Sie hatte viel leuchtende Schwestern,
Die alle zerflossen sind,
Mit meinen Qualen und Freuden,
Zerflossen in Nacht und Wind.

Wie Nebel sind auch zerflossen
Die blauen Sternelein,
Die mir jene Freuden und Qualen
Gelächelt ins Herz hinein.

Ach, meine Liebe selber
Zerfloß wie eitel Hauch!
Du alte, einsame Thräne,
Zerfließe jetzunder auch.

Wie der Mond sich leuchtend dränget
Durch den dunkeln Wolkenflor,
Also taucht aus dunkeln Zeiten
Mir ein lichtes Bild hervor.

Saßen All auf dem Verdecke,
Fuhren stolz hinab den Rhein,
Und die sommergrünen Ufer
Glühn im Abendsonnenschein.

Sinnend saß ich zu den Füßen
Einer Dame schön und hold;
In ihr liebes, bleiches Antlitz
Spielt' das rothe Sonnengold.

Lauten klangen, Buben sangen,
Wunderbare Fröhlichkeit!
Und der Himmel wurde blauer,
Und die Seele wurde weit.

Märchenhaft vorüberzogen
Berg und Burgen, Wald und Au; —
Und das Alles sah ich glänzen
In dem Aug der schönen Frau.

Du bist, wie eine Blume,
So hold und schön und rein;
Ich schau dich an und Wehmuth
Schleicht mir ins Herz hinein.

Mir ist, als ob ich die Hände
Aufs Haupt dir legen sollt',
Betend, daß Gott dich erhalte
So rein und schön und hold.

Nacht liegt auf fremden Wegen,
Krankes Herz und müde Glieder; —
Ach, da fließt, wie stiller Segen,
Süßer Mond, dein Licht hernieder.

Süßer Mond, mit deinen Strahlen
Scheuchest du das nächtge Grauen;
Es zerrinnen meine Qualen,
Und die Augen niederthauen.

Der Tod, das ist die kühle Nacht,
Das Leben ist der schwüle Tag.
Es dunkelt schon, mich schläfert,
Der Tag hat mich müd gemacht.

Ueber mein Bett erhebt sich ein Baum,
Drin singt die junge Nachtigall;
Sie singt von lauter Liebe,
Ich hör es sogar im Traum.

---

217. Die Grenadiere.

Nach Frankreich zogen zwei Grenadier',
Die waren in Rußland gefangen.
Und als sie kamen ins deutsche Quartier,
Sie ließen die Köpfe hangen.

Da hören sie beide die traurige Mähr:
Daß Frankreich verloren gegangen,
Besiegt und zerschlagen das große Heer, —
Und der Kaiser, der Kaiser gefangen!

Da weinten zusammen die Grenadier'
Wohl ob der kläglichen Kunde.
Der Eine sprach: „Wie weh wird mir,
Wie brennt meine alte Wunde!“

Der Andre sprach: „das Lied ist aus,
Auch ich möcht mit dir sterben,
Doch hab ich Weib und Kind zu Haus,
Die ohne mich verderben.“ —

„Was scheert mich Weib, was scheert mich Kind!
Ich trage weit bessres Verlangen;
Laß sie betteln gehn, wenn sie hungrig sind, —
Mein Kaiser, mein Kaiser gefangen!

Gewähr mir, Bruder, eine Bitt:
Wenn ich jetzt sterben werde,
So nimm meine Leiche nach Frankreich mit,
Begrab mich in Frankreichs Erde.

Das Ehrenkreuz am rothen Band
Sollst du aufs Herz mir legen;
Die Flinte gib mir in die Hand,
Und gürt mir um den Degen.

So will ich liegen und horchen still,
Wie eine Schildwach, im Grabe,
Bis einst ich höre Kanonengebrüll
Und wiehernder Rosse Getrabe.

Dann reitet der Kaiser wohl über mein Grab,
Viel Schwerter klirren und blitzen;
Dann steig ich gewaffnet hervor aus dem Grab, —
Den Kaiser, den Kaiser zu schützen."

---

218. Die Wallfahrt nach Kevlaar.

Am Fenster stand die Mutter,
Im Bette lag der Sohn.
„Willst du nicht aufstehn, Wilhelm,
Zu schaun die Prozession?" —

„„Ich bin so krank, o Mutter,
Daß ich nicht hör und seh;
Ich denk an das todte Gretchen,
Da thut das Herz mir weh."" —

„Steh auf, wir wollen nach Kevlaar,
Nimm Buch und Rosenkranz;
Die Mutter Gottes heilt dir
Dein krankes Herze ganz."

Es flattern die Kirchenfahnen,
Es singt im Kirchenton;
Das ist zu Cöllen am Rheine,
Da geht die Prozession.

Die Mutter folgt der Menge,
Den Sohn, den führet sie,
Sie singen beide im Chore:
„Gelobt seist du, Marie!“

Die Mutter Gottes zu Kevlaar
Trägt heut ihr bestes Kleid;
Heut hat sie viel zu schaffen,
Es kommen viel kranke Leut'.

Die kranken Leute bringen
Ihr dar, als Opferspend,
Aus Wachs gebildete Glieder,
Viel wächserne Füß' und Händ'.

Und wer eine Wachshand opfert,
Dem heilt an der Hand die Wund;
Und wer einen Wachsfuß opfert,
Dem wird der Fuß gesund.

Nach Kevlaar ging Mancher auf Krücken,
Der jetzo tanzt auf dem Seil,
Gar Mancher spielt jetzt die Bratsche,
Dem dort kein Finger war heil.

Die Mutter nahm ein Wachslicht,
Und bildete draus ein Herz.
„Bring das der Mutter Gottes,
Dann heilt sie deinen Schmerz.“

Der Sohn nahm seufzend das Wachsherz,
Ging seufzend zum Heiligenbild;
Die Thräne quillt aus dem Auge,
Das Wort aus dem Herzen quillt:

„„Du Hochgebenedeite,
Du reine Gottesmagd,
Du Königin des Himmels,
Dir sei mein Leid geklagt!

Ich wohnte mit meiner Mutter
Zu Cöllen in der Stadt,
Der Stadt, die viele hundert
Kapellen und Kirchen hat.

Und neben uns wohnte Gretchen,
Doch die ist todt jetzund —
Marie dir bring ich ein Wachsherz,
Heil du meine Herzenswund.

Heil du mein krankes Herze,
Ich will auch spät und früh
Inbrünstiglich beten und singen:
Gelobt seist du, Marie!““

Der kranke Sohn und die Mutter,
Die schliefen im Kämmerlein;
Da kam die Mutter Gottes
Ganz leise geschritten herein.

Sie beugte sich über den Kranken,
Und legte ihre Hand
Ganz leise auf sein Herze,
Und lächelte mild und schwand.

Die Mutter schaut Alles im Traume,
Und hat noch mehr geschaut;
Sie erwachte aus dem Schlummer,
Die Hunde bellten so laut.

Da lag dahingestrecket
Ihr Sohn, und der war todt;
Es spielt auf den bleichen Wangen
Das lichte Morgenroth.

Die Mutter faltet die Hände,
Ihr war, sie wußte nicht wie;
Andächtig sang sie leise:
„Gelobt seist du, Marie!“

---

219. Bergidylle. (Aus der Harzreise. 1824.)

Auf dem Berge steht die Hütte,
Wo der alte Bergmann wohnt;
Dorten rauscht die grüne Tanne,
Und erglänzt der goldne Mond.

In der Hütte steht ein Lehnstuhl,
Ausgeschnitzelt wunderlich,
Der da drauf sitzt, der ist glücklich,
Und der Glückliche bin Ich!

Auf dem Schemel sitzt die Kleine,
Stützt den Arm auf meinen Schooß;
Aeuglein, wie zwei blaue Sterne,
Mündlein, wie die Purpurros'.

Und die lieben, blauen Sterne
Schaun mich an so himmelgroß,
Und sie legt den Lilienfinger
Schalkhaft auf die Purpurros'.

Nein, es sieht uns nicht die Mutter,
Denn sie spinnt mit großem Fleiß,
Und der Vater spielt die Zither,
Und er singt die alte Weis'.

Und die Kleine flüstert leise,
Leise, mit gedämpftem Laut;
Manches wichtige Geheimniß
Hat sie mir schon anvertraut.

„Aber seit die Muhme todt ist,
Können wir ja nicht mehr gehn
Nach dem Schützenhof zu Goslar,
Dorten ist es gar zu schön.

Hier dagegen ist es einsam
Auf der kalten Bergeshöh,
Und des Winters sind wir gänzlich
Wie begraben in dem Schnee.

Und ich bin ein banges Mädchen,
Und ich fürcht mich, wie ein Kind,
Vor den bösen Bergesgeistern,
Die des Nachts geschäftig sind."

Plötzlich schweigt die liebe Kleine,
Wie vom eignen Wort erschreckt,
Und sie hat mit beiden Händchen
Ihre Aeugelein bedeckt.

Lauter rauscht die Tanne draußen,
Und das Spinnrad schnurrt und brummt,
Und die Zither klingt dazwischen,
Und die alte Weise summt:

„Fürcht dich nicht, du liebes Kindchen,
Vor der bösen Geister Macht;
Tag und Nacht, du liebes Kindchen,
Halten Englein bei dir Wacht!"

Still versteckt der Mond sich draußen
Hinterm grünen Tannenbaum,
Und im Zimmer unsre Lampe
Flackert matt und leuchtet kaum.

Aber meine blauen Sterne
Strahlen auf in hellerm Licht,
Und es glühn die Purpurröslein,
Und das liebe Mädchen spricht:

„Kleines Völkchen, Wichtelmännchen,
Stehlen unser Brot und Speck,
Abends liegt es noch im Kasten,
Und des Morgens ist es weg.

Kleines Völkchen, unsre Sahne
Nascht es von der Milch und läßt
Unbedeckt die Schüssel stehen,
Und die Katze säuft den Rest.

Und die Katz ist eine Hexe,
Denn sie schleicht, bei Nacht und Sturm,
Drüben nach dem Geisterberge,
Nach dem altverfallnen Thurm.

Dort hat einst ein Schloß gestanden,
Voller Lust und Waffenglanz;
Blanke Ritter, Fraun und Knappen
Schwangen sich im Fackeltanz.

Da verwünschte Schloß und Leute
Eine böse Zauberin,
Nur die Trümmer blieben stehen,
Und die Eulen nisten drin.

Doch die selge Muhme sagte:
Wenn man spricht das rechte Wort,
Nächtlich zu der rechten Stunde,
Drüben an dem rechten Ort:

So verwandeln sich die Trümmer
Wieder in ein helles Schloß,
Und es tanzen wieder lustig
Ritter, Fraun und Knappentroß.

Und wer jenes Wort gesprochen,
Dem gehören Schloß und Leut',
Pauken und Trompeten huldigen
Seiner jungen Herrlichkeit."

Also blühen Märchenbilder
Aus des Mundes Röselein,
Und die Augen gießen drüber
Ihren blauen Sternenschein.

Ihre goldnen Haare wickelt
Mir die Kleine um die Händ',
Gibt den Fingern hübsche Namen,
Lacht und küßt und schweigt am End.

Und im stillen Zimmer Alles
Blickt mich an so wohlvertraut;
Tisch und Schrank, mir ist als hätt' ich
Sie schon früher mal geschaut.

Freundlich ernsthaft schwatzt die Wanduhr,
Und die Zither, hörbar kaum,
Fängt von selber an zu klingen,
Und ich sitze, wie im Traum.

Jetzo ist die rechte Stunde,
Und es ist der rechte Ort;
Ja, ich glaube, von den Lippen
Gleitet mir das rechte Wort.

Siehst du Kindchen, wie schon dämmert
Und erbebt die Mitternacht!
Bach und Tannen brausen lauter,
Und der alte Berg erwacht.

Zitherklang und Zwergenlieder
Tönen aus des Berges Spalt,
Und es sprießt, wie'n toller Frühling,
Draus hervor ein Blumenwald; —

Blumen, kühne Wunderblumen,
Blätter, breit und fabelhaft,
Duftig, bunt und hastig regsam,
Wie gedrängt von Leidenschaft.

Rosen, mild, wie rothe Flammen,
Sprühn aus dem Gewühl hervor;
Lilien, wie krystallne Pfeiler,
Schießen himmelhoch empor.

Und die Sterne, groß wie Sonnen,
Schaun herab mit Sehnsuchtsglut;
In der Lilien Riesenkelche
Strömet ihre Strahlenflut.

Doch wir selber, süßes Kindchen,
Sind verwandelt noch vielmehr;
Fackelglanz und Gold und Seide
Schimmern lustig um uns her.

Du, du wurdest zur Prinzessin,
Diese Hütte ward zum Schloß,
Und da jubeln und da tanzen
Ritter, Fraun und Knappentroß.

Aber Ich, ich hab erworben
Dich und Alles, Schloß und Leut';
Pauken und Trompeten huldgen
Meiner jungen Herrlichkeit!

---

220. Sonnenuntergang.

Die glühend rothe Sonne steigt
Hinab ins weitaufschauernde,
Silbergraue Weltenmeer;
Luftgebilde, rosig angehaucht,
Wallen ihr nach; und gegenüber,
Aus herbstlich dämmernden Wolkenschleiern,
Ein traurig, todtblasses Antlitz,
Bricht hervor der Mond,
Und hinter ihm, Lichtfünkchen,
Nebelweit, schimmern die Sterne.

Einst am Himmel glänzten
Ehlich vereint,
Luna, die Göttin, und Sol, der Gott,
Und es wimmelten um sie her die Sterne,
Die kleinen, unschuldigen Kinder.
Doch böse Zungen zischelten Zwiespalt,
Und es trennte sich feindlich
Das hohe, leuchtende Ehepaar.

Jetzt am Tage, in einsamer Pracht,
Ergeht sich dort oben der Sonnengott,
Ob seiner Herrlichkeit
Angebetet und vielbesungen
Von stolzen, glückgehärteten Menschen.
Aber des Nachts
Am Himmel wandelt Luna,
Die arme Mutter,
Mit ihren verwaisten Sternenkindern,
Und sie glänzt in stiller Wehmuth,
Und liebende Mädchen und sanfte Dichter
Weihen ihr Thränen und Lieder.

Die weiche Luna! Weiblich gesinnt,
Liebt sie noch immer den schönen Gemahl.
Gegen Abend, zitternd und bleich,
Lauscht sie hervor aus leichtem Gewölk,
Und schaut nach dem Scheidenden, schmerzlich,
Und möchte ihm ängstlich rufen: „Komm!
Komm! die Kinder verlangen nach dir —".
Aber der trotzge Sonnengott,
Bei dem Anblick der Gattin erglüht' er
In doppeltem Purpur
Vor Zorn und Schmerz,
Und unerbittlich eilt er hinab
In sein flutenkaltes Wittwerbett.

Böse, zischelnde Zungen
Brachten also Schmerz und Verderben
Selbst über ewige Götter.
Und die armen Götter, oben am Himmel
Wandeln sie, qualvoll,
Trostlos unendliche Bahnen,
Und können nicht sterben,
Und schleppen mit sich
Ihr strahlendes Elend.
Ich aber, der Mensch,
Der niedrig gepflanzte, der Tod-beglückte,
Ich klage nicht länger.

---

221. Die Nacht am Strande.

Sternlos und kalt ist die Nacht,
Es gährt das Meer;
Und über dem Meer, platt auf dem Bauch,
Liegt der ungestaltete Nordwind,

Und heimlich, mit ächzend gedämpfter Stimme,
Wie'n störriger Griesgram, der gut gelaunt wird,
Schwatzt er ins Wasser hinein,
Und erzählt viel tolle Geschichten,
Riesenmärchen, todtschlaglaunig,
Uralte Sagen aus Norweg!
Und dazwischen, weitschallend, lacht er und heult er
Beschwörungslieder der Edda,
Auch Runensprüche
So dunkeltrotzig und zaubergewaltig,
Daß die weißen Meerkinder
Hochaufspringen und jauchzen,
Uebermuth-berauscht.

Derweilen, am flachen Gestade,
Ueber den flutbefeuchteten Sand,
Schreitet ein Fremdling, mit einem Herzen,
Das wilder noch als Wind und Wellen.
Wo er hintritt,
Sprühen die Funken und knistern die Muscheln;
Und er hüllt sich fest in den grauen Mantel,
Und schreitet rasch durch die wehende Nacht; —
Sicher geleitet vom kleinen Lichte,
Das lockend und lieblich schimmert
Aus einsamer Fischerhütte.

Vater und Bruder sind auf der See
Und mutterseelenallein blieb dort
In der Hütte die Fischertochter,
Die wunderschöne Fischertochter,
Am Herde sitzt sie
Und horcht auf des Wasserkessels
Ahnungssüßes, heimliches Summen,
Und schüttet knisterndes Reisig ins Feuer,
Und bläst hinein,

Daß die flackernd rothen Lichter
Zauberlieblich wiederstrahlen
Auf das blühende Antlitz,
Auf die zarte, weiße Schulter,
Die rührend hervorlauscht
Aus dem groben, grauen Hemde,
Und auf die kleine, sorgsame Hand,
Die das Unterröckchen fester bindet
Um die feine Hüfte.

Aber plötzlich die Thür springt auf,
Und es tritt herein der nächtige Fremdling;
Liebesicher ruht sein Auge
Auf dem weißen, schlanken Mädchen,
Das schauernd vor ihm steht,
Gleich einer erschrocknen Lilie;
Und er wirft den Mantel zur Erde
Und lacht und spricht:

„Siehst du, mein Kind, ich halte Wort,
Und ich komme, und mit mir kommt
Die alte Zeit, wo die Götter des Himmels
Niederstiegen zu den Töchtern der Menschen,
Und die Töchter der Menschen umarmten
Und mit ihnen zeugten
Zeptertragende Königsgeschlechter
Und Helden, Wunder der Welt.
Doch staune, mein Kind, nicht länger
Ob meiner Göttlichkeit
Und ich bitte dich, koche mir Thee mit Rum,
Denn draußen wars kalt,
Und bei solcher Nachtluft
Frieren auch wir, wir ewigen Götter,
Und kriegen wir leicht den göttlichsten Schnupfen,
Und einen unsterblichen Husten.“

222. Seegespenst.

Ich aber lag am Rande des Schiffes,
Und schaute, träumenden Auges,
Hinab in das spiegelklare Wasser,
Und schaute tiefer und tiefer —
Bis tief im Meeresgrunde,
Anfangs wie dämmernde Nebel,
Jedoch allmählich farbenbestimmter,
Kirchenkuppel und Thürme sich zeigten,
Und endlich, sonnenklar, eine ganze Stadt,
Alterthümlich niederländisch,
Und menschenbelebt.
Bedächtige Männer, schwarzbemäntelt,
Mit weißen Halskrausen und Ehrenketten
Und langen Degen und langen Gesichtern,
Schreiten über den wimmelnden Marktplatz
Nach dem treppenhohen Rathhaus',
Wo steinerne Kaiserbilder
Wacht halten mit Zepter und Schwert.
Unferne, vor langen Häuser-Reihn,
Wo spiegelblanke Fenstern
Und pyramidisch beschnittene Linden,
Wandeln seidenrauschende Jungfern,
Schlanke Liebchen, die Blumengesichter
Sittsam umschlossen von schwarzen Mützchen
Und hervorquellendem Goldhaar.
Bunte Gesellen in spanischer Tracht,
Stolziren vorüber und nicken.
Bejahrte Frauen,
In braunen, verschollnen Gewändern,
Gesangbuch und Rosenkranz in der Hand,
Eilen, trippelnden Schritts,
Nach dem großen Dome,

27*

Getrieben von Glockengeläute
Und rauschendem Orgelton.

Mich selbst ergreift des fernen Klangs
Geheimnißvoller Schauer!
Unendliches Sehnen, tiefe Wehmuth,
Beschleicht mein Herz,
Mein kaum geheiltes Herz; —
Mir ist, als würden seine Wunden
Von lieben Lippen aufgeküßt,
Und thäten wieder bluten, —
Heiße, rothe Tropfen,
Die lang und langsam niederfalln
Auf ein altes Haus, dort unten
In der tiefen Meerstadt,
Auf ein altes, hochgegiebeltes Haus,
Das melancholisch menschenleer ist,
Nur, daß am untern Fenster
Ein Mädchen sitzt,
Den Kopf auf den Arm gestützt,
Wie ein armes, vergessenes Kind —
Und ich kenne dich armes, vergessenes Kind!

So tief, meertief also
Verstecktest du dich vor mir
Aus kindischer Laune,
Und konntest nicht mehr herauf,
Und saßest fremd unter fremden Leuten
Jahrhunderte lang,
Derweilen ich, die Seele voll Gram,
Auf der ganzen Erde dich suchte,
Und immer dich suchte,
Du Immergeliebte,
Du Längstverlorne,
Du Endlichgefundene, —

Ich hab dich gefunden und schaue wieder
Dein süßes Gesicht,
Die klugen, treuen Augen,
Das liebe Lächeln —
Und nimmer will ich dich wieder verlassen,
Und ich komme hinab zu dir,
Und mit ausgebreiteten Armen
Stürz ich hinab an dein Herz. —

Aber zur rechten Zeit noch
Ergriff mich beim Fuß der Capitain,
Und zog mich vom Schiffsrand,
Und rief, ärgerlich lachend:
„Doktor, sind Sie des Teufels?“

---

223. Frieden.

Hoch am Himmel stand die Sonne,
Von weißen Wolken umwogt,
Das Meer war still,
Und sinnend lag ich am Steuer des Schiffes,
Träumerisch sinnend, — und halb im Wachen
Und halb im Schlummer, schaute ich Christus,
Den Heiland der Welt.
Im wallend weißen Gewande
Wandelt' er riesengroß
Ueber Land und Meer:
Es ragte sein Haupt in den Himmel,
Die Hände streckte er segnend
Ueber Land und Meer;
Und als ein Herz in der Brust
Trug er die Sonne,
Die rothe, flammende Sonne,
Und das rothe, flammende Sonnenherz

Goß seine Gnadenstrahlen
Und sein holdes, liebseliges Licht,
Erleuchtend und wärmend,
Ueber Land und Meer.

Glockenklänge zogen feierlich
Hin und her, zogen, wie Schwäne,
An Rosenbändern, das gleitende Schiff,
Und zogen es spielend ans grüne Ufer,
Wo Menschen wohnen, in hochgethürmter,
Ragender Stadt.

O Friedenswunder! Wie still ist die Stadt!
Es ruhte das dumpfe Geräusch
Der schwatzenden, schwülen Gewerbe,
Und durch die reinen, hallenden Straßen
Wandelten Menschen, weißgekleidete,
Palmzweigtragende,
Und wo sich Zwei begegneten,
Sahn sie sich an, verständnißinnig,
Und schauernd, in Liebe und süßer Entsagung,
Küßten sie sich auf die Stirne,
Und schauten hinauf
Nach des Heilands Sonnenherzen,
Das freudig versöhnend sein rothes Blut
Hinunterstrahlte,
Und dreimal-selig sprachen sie:
„Gelobt sei Jesus Christ!"

224. Morgengruß.

Thalatta! Thalatta!
Sei mir gegrüßt, du ewiges Meer!
Sei mir gegrüßt zehntausendmal,
Aus jauchzendem Herzen,
Wie einst dich begrüßten



Zehntausend Griechenherzen,
Unglückbekämpfende, heimatverlangende,
Weltberühmte Griechenherzen.

Es wogten die Fluten,
Sie wogten und brausten,
Die Sonne goß eilig herunter
Die spielenden Rosenlichter,
Die aufgescheuchten Mövenzüge
Flatterten fort, lautschreiend,
Es stampften die Rosse, es klirrten die Schilde,
Und weithin erscholl es, wie Siegesruf:
Thalatta! Thalatta!

Sei mir gegrüßt, du ewiges Meer!
Wie Sprache der Heimat rauscht mir dein Wasser,
Wie Träume der Kindheit seh ich es flimmern
Auf deinem wogenden Wellengebiet,
Und alte Erinnrung erzählt mir aufs Neue
Von all dem lieben, herrlichen Spielzeug,
Von all den blinkenden Weihnachtsgaben,
Von all den rothen Korallenbäumen,
Goldfischchen, Perlen und bunten Muscheln,
Die du geheimnißvoll bewahrst
Dort unten im klaren Krystallhaus.

O! wie hab ich geschmachtet in öder Fremde!
Gleich einer welken Blume
In des Botanikers blecherner Kapsel,
Lag mir das Herz in der Brust.
Mir ist, als saß ich winterlange,
Ein Kranker, in dunkler Krankenstube
Und nun verlaß ich sie plötzlich,
Und blendend strahlt mir entgegen
Der smaragdene Frühling, der sonnengeweckte,
Und es rauschen die weißen Blütenbäume

Und die jungen Blumen schauen mich an
Mit bunten, duftenden Augen,
Und es duftet und summt, und athmet und lacht,
Und im blauen Himmel singen die Vöglein —
Thalatta! Thalatta!

---

225. Im Hafen.

Glücklich der Mann, der den Hafen erreicht hat,
Und hinter sich ließ das Meer und die Stürme
Und jetzo warm und ruhig sitzt
9 Im guten Rathskeller zu Bremen.

Wie doch die Welt so traulich und lieblich
Im Römerglas sich wiederspiegelt,
Und wie der wogende Mikrokosmus*)
Sonnig hinabfließt ins durstige Herz!
Alles erblick ich im Glas,
Alte und neue Völkergeschichte,
16 Türken und Griechen, Hegel und Gans,
Zitronenwälder und Wachtparaden,
Berlin und Schilda und Tunis und Hamburg,
Vor Allem aber das Bild der Geliebten,
Das Engelköpfchen auf Rheinweingoldgrund.

O, wie schön! wie schön bist du, Geliebte!
Du bist, wie eine Rose!
6 Nicht, wie die Rose von Schiras,
Die hafisbesungene Nachtigallbraut;
4 Nicht, wie die Rose von Saron,
Die heiligrothe, prophetengefeierte;
2 Du bist, wie die Rose im Rathskeller zu Bremen!
Das ist die Rose der Rosen,

---

*) Die Welt im Kleinen.

Je älter sie wird, je lieblicher blüht sie,
Und ihr himmlischer Duft, er hat mich beseligt,
Er hat mich begeistert, er hat mich berauscht,
Und hielt mich nicht fest, am Schopfe fest,
Der Rathskellermeister von Bremen,
Ich wäre gepurzelt!

Der brave Mann! wir saßen beisammen
Und tranken wie Brüder,
Wir sprachen von hohen, heimlichen Dingen,
Wir seufzten und sanken uns in die Arme,
Und er hat mich bekehrt zum Glauben der Liebe;
Ich trank auf das Wohl meiner bittersten Feinde,
Und allen schlechten Poeten vergab ich,
Wie einst mir selber vergeben soll werden;
Ich weinte vor Andacht, und endlich
Erschlossen sich mir die Pforten des Heils,
17 Wo die zwölf Apostel, die heilgen Stückfässer,
Schweigend predgen und doch so verständlich
Für alle Völker.

Das sind Männer!
Unscheinbar von Außen, in hölzernen Röcklein,
Sind sie von Innen schöner und leuchtender
Denn all die stolzen Leviten des Tempels,
Und des Herodes Trabanten und Höflinge,
Die goldgeschmückten, die purpurgekleideten —
Hab ich doch immer gesagt:
Nicht unter ganz gemeinen Leuten,
Nein, in der allerbesten Gesellschaft,
Lebte beständig der König des Himmels.

Hallelujah! Wie lieblich umwehen mich
Die Palmen von Beth El!
Wie duften die Myrrhen von Hebron!
Wie rauscht der Jordan und taumelt vor Freude! —

Auch meine unsterbliche Seele taumelt,
Und ich taumle mit ihr und taumelnd
Bringt mich die Treppe hinauf, ans Tageslicht,
Der brave Rathskellermeister von Bremen.

Du braver Rathskellermeister von Bremen!
Siehst du, auf den Dächern der Häuser sitzen
Die Engel und sind betrunken und singen;
Die glühende Sonne dort oben
Ist nur eine rothe, betrunkne Nase,
Die Nase des Weltgeists;
Und um die rothe Weltgeist-Nase
Dreht sich die ganze betrunkene Welt.



Georg Herwegh.

Die Leidenschaft ist mein Eliaswagen,
Und Feuer nur kann mich gen Himmel tragen.

Ich nahm das Leben für ein Würfelspiel,
Das Keinem seine stete Gunst geschworen,
Ich triebs, ein Thor, wie tausend andre Thoren,
Und, glücklicher, als weiland Freund Schlemihl,
Hab niemals meinen Schatten ich verloren.

G. Herwegh.

Georg Herwegh, geb. zu Stuttgart am 31. Mai 1817, besuchte erst das Gymnasium seiner Vaterstadt und kam dann, weil er Prediger werden sollte, in eines der niedern Seminarien, um als künftiger Seelsorger unter „klösterlicher Zucht" für die Universität vorbereitet zu werden. Aus dem Tübinger Stift wurde er wegen „grobkörniger Opposition gegen einen der Stiftsrepetenten" entlassen und ging wieder nach Stuttgart, weil ihm das Vermögen zu weitern Studien fehlte. Hier dichtete er, noch ziemlich unselbstständig „Liebeslieder" und „Romanzen", ward Mitarbeiter von „Lewald's Europa" und übersetzte „Lamartin's sämmtliche Werke". In seinem Militärdienstjahr war er vom aktiven Dienst und vom Tragen der Uniform entbunden. Die Offiziere waren ihm wenig geneigt und ein auffallendes Ereigniß auf einem Stuttgarter Maskenballe bot denselben eine willkommene Gelegenheit ihre Gesinnung gegen ihn an den Tag zu legen. Herwegh suchte aber das Weite und flüchtete sich in die Schweiz, wo vom Frühling bis Herbst an den Ufern des Boden- und Züricher-Sees seine „Gedichte eines Lebendigen" entstanden, die nacheinander 7mal aufgelegt wurden, alle Blicke auf ihn lenkten und ihn, wie durch einen Zauberschlag, mitten unter die ersten Dichtergrößen der Gegenwart stellten.

Seine Reise nach Königsberg (1842) glich einem großartigen Triumphzuge durch das enthusiastische Deutschland. Selbst der König von Preußen ertheilte dem Dichter Audienz, ließ ihn aber trotz seines Protestes des Landes verweisen, weil durch einen Zufall (!?) der Privatbrief: „Ein Wort unter vier Augen," — welchen Herwegh von Königsberg aus an den König schrieb — durch die Zeitung veröffentlicht wurde. Heine begleitete diese Ausweisung Herwegh's mit folgenden Worten:

„Ein schimpfender Bedientenschwarm
Und faule Aepfel statt der Kränze, —
An jeder Seite ein Gensd'arm,
Erreichtest endlich du die Grenze.

Mein Deutschland trank sich einen Zopf,
Und du, du glaubtest den Toasten!
Du glaubtest jedem Pfeifenkopf
Mit seinen schwarzrothgoldnen Quasten.

Doch, als der holde Rausch entwich,
Mein theurer Freund, du warst betroffen —
Das Volk, wie katzenjämmerlich,
Das eben noch so schön besoffen!" ꝛc.

Herwegh kehrte wieder nach der Schweiz zurück, die ihm das Asyl verweigerte, worauf ihm die kleine Gemeinde Baselaugst das Bürgerrecht gewährte. Er sah sich früh genug getäuscht in seinen Erwartungen, deren Erfüllung allerdings etwas Unmögliches war. Das deutsche Volk hatte seine Hoffnung nicht getheilt und empfand deßhalb auch seine Täuschungen nicht mit. In der Schweiz heirathete er die Tochter eines reichen, jüdischen Kaufmanns aus Berlin, lebte hierauf mehrere Jahre in Paris und ist jetzt wieder in der Schweiz. Dem „stillen Volke tönt sein zürnend freiheitheischend Lied", das er „wie Möros den Dolch unter dem Hemde trug". Er sagt man müsse sich die Freiheit selbst in der Schlacht verdienen und für sie sterben (!) können. Im heißen Pulverdampf wollte er stehen und nicht wanken; er wollte der Kugel vom

alten, guten Blei ein ander Haupt entgegen tragen (als Arndt) und die solle ein stolzer Herz entzwei reißen ꝛc. Seine Thaten während der republikanischen Bewegung im badischen Oberlande im Frühjahr 1848 stehen freilich mit jenen Worten seltener Tapferkeit, wie auch mit seinen politischen Liedern, in geradem Widerspruche. Herwegh hat sich selbst gegeiselt und gerichtet durch seine aufgeblasene Wichtigthuerei, seine Eitelkeit, Selbstüberschätzung und Taktlosigkeit. Der zweite Band seiner Gedichte ist, mit weniger Ausnahme, „nur der abgeblaßte Schatten der ersten Lieder" und Vieles darin mußte „wirkungslos abblitzen, weil es aus den Grenzen der Poesie heraus und entschieden in „das Gebiet prosaischer Gemeinheit hinüberstreifte". Ausgezeichnet schön sind im ersten Bande: „Ich möchte hingehn, wie das Abendroth", „O Land, das mich so gastlich aufgenommen", „Wo solch ein Feuer noch gedeiht", „So hat ein Purpur wieder fallen müssen" ꝛc., schade nur, daß auch selbst diesen Gedichten theilweise nun die Wahrheit in der Dichterpersönlichkeit abgeht. — Zum Schlusse seien Herwegh's schöne Strophen den Dichtern zur Beherzigung empfohlen, welche ein persisches, chinesisches, griechisches, italisches, spanisches ꝛc. Motto zum Stoff ihrer Dichtung machen:

„Warum die fremde Kost auf unsern Tischen?
Warum nach Gold in fremden Flüssen fischen?
Ist unsre Heimat, unser Herz so leer?
Greif Sänger wieder in den eignen Busen,
In deines eignen theuern Volks Geschichte,
Da, oder nirgends, wohnen deine Musen".

226. Rheinweinlied. (Oktober 1841.)

Wo solch ein Feuer noch gedeiht
Und solch ein Wein noch Flammen speit,
Da lassen wir in Ewigkeit
Uns nimmermehr vertreiben.

Stoßt an! Stoßt an! der Rhein,
Und wärs nur um den Wein,
Der Rhein soll deutsch verbleiben.

Herab die Büchsen von der Wand,
Die alten Schläger in die Hand,
Sobald der Feind dem welschen Land
Den Rhein will einverleiben!
Haut, Brüder, muthig drein!
Der alte Vater Rhein,
Der Rhein soll deutsch verbleiben.

Das Recht und Link, das Link und Recht,
Wie klingt es falsch, wie klingt es schlecht!
Kein Tropfen soll, ein feiger Knecht,
Des Franzmanns Mühlen treiben.
Stoßt an! Stoßt an! der Rhein,
Und wärs nur um den Wein,
Der Rhein soll deutsch verbleiben.

Der ist sein Rebenblut nicht werth,
Das deutsche Weib, den deutschen Herd,
Der nicht auch freudig schwingt sein Schwert,
Die Feinde aufzureiben.
Frisch in die Schlacht hinein!
Hinein für unsern Rhein!
Der Rhein soll deutsch verbleiben.

O edler Saft, o lauter Gold,
Du bist kein ekler Sklavensold!
Und wenn ihr Franken kommen wollt,
So laßt euch vorher schreiben.
Hurrah! Hurrah! Der Rhein,
Und wärs nur um den Wein,
Der Rhein soll deutsch verbleiben.

227. Reiterlied. (1841.)

Die bange Nacht ist nun herum,
Wir reiten still, wir reiten stumm,
Und reiten ins Verderben.
Wie weht so scharf der Morgenwind!
Frau Wirthin, noch ein Glas geschwind
Vorm Sterben, vorm Sterben.

Du junges Gras, was stehst so grün?
Mußt bald, wie lauter Röslein, blühn,
Mein Blut ja soll dich färben.
Den ersten Schluck, ans Schwert die Hand,
Den trink ich, für das Vaterland
Zu sterben, zu sterben!

Und schnell den zweiten hinterdrein,
Und der soll für die Freiheit sein,
Der zweite Schluck vom herben!
Dies Restchen — nun, wem bring ichs gleich?
Dies Restchen dir, o römisch Reich,
Zum Sterben, zum Sterben!

Dem Liebchen — doch das Glas ist leer,
Die Kugel saust, es blitzt der Speer;
Bringt meinem Kind die Scherben.
Auf, in den Feind, wie Wetterschlag!
O Reiterlust, am frühen Tag
Zu sterben, zu sterben!

---

228. Morgenruf.

4 Die Lerche wars, nicht die Nachtigall,
Die eben am Himmel geschlagen:
Schon schwingt er sich auf, der Sonnenball,
Vom Winde des Morgens getragen.

Der Tag, der Tag ist erwacht!
Die Nacht,
Die Nacht soll blutig verenden. —
Heraus, wer ans ewige Licht noch glaubt!
Ihr Schläfer, die Rosen der Liebe vom Haupt,
Und ein flammendes Schwert um die Lenden!

Die Lerche wars, nicht die Nachtigall:
Erhebt euch vom Schlummer der Sünden!
Schon wollen die Feuer sich überall,
Die heiligen Feuer entzünden.
Frisch auf und die Waffen gefeit!
Der Streit,
Der Gottesstreit soll beginnen.
Hinweg aus des Liebchens rosigem Arm
Und hinein in der Feinde gepanzerten Schwarm
Und auf fliegenden Rossen von hinnen!

Die Lerche wars, nicht die Nachtigall:
Kein Küssen gilt es und Kosen,
Sie singt von nahendem Donnerhall,
Sie singt von des Schlachtfelds Rosen,
Den Rosen, damit in Todeslust
Die Brust,
Die Brust der Helden sich schmücket.
Drum auf und wohlan: bis frei die Welt,
Sei der Himmel ein einig Kriegergezelt
Und der Dolch der Rache gezücket.

Die Lerche wars, nicht die Nachtigall:
So laß, o Jugend, dein Träumen!
Und wie von den Bergen mit Jubelschall
Die muthigen Wasser entschäumen,
Und wie sie jagen ins tiefste Thal
Den Strahl,

Den silbernen Strahl durchs Gelände:
So gib ihr dein Blut, so gib ihr dein Wort,
Daß die Erde nicht ganz und gar verdorrt,
So gib ihr dein Herz und die Hände!

Die Lerche wars, nicht die Nachtigall:
Die kecke Gespielin der Wolke
Fliegt jauchzend hinter dem Sonnenball,
Hoch über dem staunenden Volke;
Und unter dem Scheffel bleibt auch nicht
Das Licht,
Das Licht der Freiheit verborgen;
Viel tausend Herzen sind angefacht,
Und preiset die Liebe die Sterne der Nacht:
Die Völker, sie preisen den Morgen.

---

229. Der Gang um Mitternacht. (1840.)

Ich schreite mit dem Geist der Mitternacht
Die weiten, stillen Straßen auf und nieder —
Wie hastig ward geweint hier und gelacht
Vor einer Stunde noch! ... Nun träumt man wieder.
Die Lust ist, einer Blume gleich, verdorrt,
Die tollsten Becher hörten auf zu schäumen!
Es zog der Kummer mit der Sonne fort,
Die Welt ist müde — laßt sie, laßt sie träumen!

Wie all mein Haß und Groll in Scherben bricht,
Wenn ausgerungen eines Tages Wetter,
Der Mond ergießet sein versöhnend Licht,
Und wärs auch über welke Rosenblätter!
Leicht, wie ein Ton, unhörbar, wie ein Stern,
Fliegt meine Seele um in diesen Räumen;
Wie in sich selbst, versenkte sie sich gern
In aller Menschen tiefgeheimstes Träumen!

Mein Schatten schleicht mir nach, wie ein Spion,
Ich stehe still vor eines Kerkers Gitter.
O Vaterland, dein zu getreuer Sohn,
Er büßte seine Liebe bitter, bitter!
Er schläft, — und fühlt er, was man ihm geraubt?
Träumt er vielleicht von seinen Eichenbäumen?
Träumt er sich einen Siegerkranz ums Haupt? —
O Gott der Freiheit, laß ihn weiter träumen!

Gigantisch thürmt sich vor mir ein Palast,
Ich schaue durch die purpurnen Gardinen,
Wie man im Schlaf nach einem Schwerte faßt,
Mit sündigen, mit angstverwirrten Mienen.
Gelb, wie die Krone, ist sein Angesicht,
Er läßt zur Flucht sich tausend Rosse zäumen,
Er stürzt zur Erde, und die Erde bricht —
O Gott der Rache, laß ihn weiter träumen!

Das Häuschen dort am Bach — ein schmaler Raum!
Unschuld und Hunger theilen drin Ein Bette;
Doch gab der Herr dem Landmann seinen Traum,
Daß ihn der Traum aus wachen Aengsten rette;
Mit jedem Korn, das Morpheus Hand entfällt,
Sieht er ein Saatenland sich golden säumen,
Die enge Hütte weitet sich zur Welt —
O Gott der Armuth, laß die Armen träumen!

Beim letzten Hause, auf der Bank von Stein,
Will segenflehend ich noch kurz verweilen;
Treu lieb ich dich, mein Kind, doch nicht allein,
Du wirst mich ewig mit der Freiheit theilen.
Dich wiegt in goldner Luft ein Taubenpaar,
Ich sehe wilde Rosse nur sich bäumen;
Du träumst von Schmetterlingen, ich vom Aar —
O Gott der Liebe, laß mein Mädchen träumen!

Du Stern, der, wie das Glück, aus Wolken bricht,
Du Nacht, mit deinem tiefen, stillen Blauen,
Laß der erwachten Welt zu frühe nicht
Mich in das gramentstellte Antlitz schauen!
Auf Thränen fällt der erste Sonnenstrahl,
Die Freiheit muß das Feld dem Tage räumen,
Die Tyrannei schleift wieder dann den Stahl —
O Gott der Träume, laß uns Alle träumen!

230. Heimweh.

O Land, das mich so gastlich aufgenommen,
O rebenlaubumkränzter stolzer Fluß —
Kaum bin ich eurer Schwelle nah gekommen,
Klingt schon mein Gruß, herb wie ein Scheidegruß.
Was soll dem Auge eure Schönheit frommen,
Wenn diese arme Seele betteln muß.
Er ist so kalt, der fremde Sonnenschein,
Ich möchte, ja ich möcht zu Hause sein!

Die Schwalben seh ich schon in stillem Flug
Die Häuser — nur das meine nicht — umschweben;
O warme Luft, und doch nicht warm genug,
Verpflanzte Blumen zu beleben!
Der Baum, der seine jungen Sprossen schlug,
Was wird dem Fremdling er im Herbste geben?
Vielleicht ein Kreuz und einen Todtenschrein —
Mich friert, mich friert! — Ich möcht zu Hause sein! —

231. Strophen aus der Fremde. (1839.)

Ich möchte hingehn, wie das Abendroth,
Und wie der Tag mit seinen letzten Gluten —
O leichter, sanfter, ungefühlter Tod! —
Mich in den Schooß des Ewigen verbluten.

Ich möchte hingehn, wie der heitre Stern,
In vollstem Glanz, in ungeschwächten Blicken;
So stille und so schmerzlos möchte gern
Ich in des Himmels blaue Tiefen sinken.

Ich möchte hingehn, wie der Blume Duft,
Der freudig sich dem schönen Kelch entringet
Und auf dem Fittig blütenschwangrer Luft
Als Weihrauch auf des Herren Altar schwinget.

Ich möchte hingehn, wie der Thau im Thal,
Wenn durstig ihm des Morgens Feuer winken;
O wollte Gott, wie ihn der Sonnenstrahl,
Auch meine lebensmüde Seele trinken!

Ich möchte hingehn, wie der bange Ton,
Der aus den Saiten einer Harfe dringet;
Und kaum dem irdischen Metall entflohn,
Ein Wohllaut, in des Schöpfers Brust verklinget.

Du wirst nicht hingehn, wie das Abendroth,
Du wirst nicht stille, wie der Stern, versinken,
Du stirbst nicht einer Blume leichten Tod,
Kein Morgenstrahl wird deine Seele trinken.

Wohl wirst du hingehn, hingehn ohne Spur,
Doch wird das Elend deine Kraft erst schwächen,
Sanft stirbt es einzig sich in der Natur,
Das arme Menschenherz muß stückweis brechen.

---

232. Sonette.

Ich kann oft stundenlang am Strome stehen,
Wenn ich entflohen aus der Menschen Bann;
Er plaudert hier, wie ein erfahrner Mann,
Der in der Welt sich tüchtig umgesehen.

Da schildert er mir seiner Jugend Wehen,
Wie er den Weg durch Klippen erst gewann,
Ermattet drauf im Sande schier verrann,
Und jedes Wort fühl ich zum Herzen gehen.

Wie wallt er doch so sicher seine Bahn!
Bei allem Plänkeln, Hin- und Wiederstreifen
Vergißt er nie: „Ich muß zum Ocean!“

Du, Seele, nur willst in der Irre schweifen?
O tritt, ein Kind, doch zur Natur heran,
Und lern die Weisheit aus den Wassern greifen!

Von Hermelin den Mantel umgeschlagen,
Das trunkne Haupt weit über mir im Blauen,
Die Alpen, wie so stolz darein sie schauen,
Als wüßten sie, daß sie den Himmel tragen!

Gleich leichtbeschwingten Liebesboten jagen
Die Silberström hin durch Nacht und Grauen,
Dem Oceane von den hohen Frauen
Manch einen sehnsuchtsvollen Gruß zu sagen.

Die Heerden läuten und die Adler fliegen,
Das ist ein ewig Rauschen, ewig Rinnen,
Als könnt das Leben nimmer hier versiegen.

Läßt sich ein schöner, schöner Bild ersinnen?
Und doch hab ich das Schönste noch verschwiegen:
Den frommen, stillen Friedhof mitten drinnen!

---

233. Zum Andenken an Georg Büchner,
Verfasser von Danto's Tod. Zürich, im Februar 1841.

Die Guten sterben jung,
Und deren Herz trocken, wie der Staub
Des Sommers, brennen bis zum letzten Stumpf.

So hat ein Purpur wieder fallen müssen!
Hast eine Krone wiederum geraubt!
Du schonst die Schlangen zwischen deinen Füßen
Und trittst den jungen Adlern auf das Haupt!
Du läßst die Sterne von dem Himmel sinken.
Und Flittergold an deinem Mantel blinken!
Sprich Schicksal, sprich, was hast du diesen Tempel
So früh in Schutt und Asche hingelegt?
So rein und frisch war dieser Münze Stempel —
Was hast du heute sie schon umgeprägt?
O theurer, als im goldenen Pocale
17 Einst jene Perle der Cleopatra,
Lag eine Perle in dem Haupte da;
Der Mörder Tod schlich nächtlich sich ins Haus,
Der rohe Knecht zerbrach die zarte Schale
Und goß den hellen Geist als Opfer aus. —

Mein Büchner todt! Ihr habt mein Herz begraben!
Mein Büchner todt, als seine Hand schon offen,
Und als ein Volk schon harrete der Gaben,
Da wird der Fürst von jähem Schlag getroffen;
Der Jugend fehlt ein Führer in die Schlacht,
Um einen Frühling ist die Welt gebracht;
Die Glocke, die im Sturm so rein geklungen,
Ist, da sie Frieden läuten wollt', zersprungen.

Wer weint mit mir? Nein — Ihr begreift es nicht,
Wie zehnfach stets das Herz des Dichters bricht,
Wie blutend, gleich der Sonne, nur sich reißt
Von dieser Erde — stets ein Dichtergeist,

Wie immer, wo er von dem Leib sich löste;
Sein eigner Schmerz beim Scheiden war der größte.
Ein Scepter kann man ruhig fallen sehn,
Wenn einmal nur mit ihm die Hand gespielt,
Von einem Weibe kann man lächelnd gehn,
Wenn mans nur einmal in den Armen hielt;
Der Todesstunde Qual sind jene Schemen,
Die wir mit uns in unsre Grube nehmen,
Die Geister, die am Sterbebette stehn,
Und uns um Leben und Gestaltung flehn,
Die schon die junge Morgenröthe wittern
Und ihrem Werden bang entgegen zittern,
Des Dichters Qual, die ungeborne Welt,
Der Keim, der mit der reifen Garbe fällt.

Ich will euch an ein Dichterlager bringen.
Seht mit dem Tod ihn um die Zukunft ringen,
Seht seines Auges letzten Fieberstrahl,
Wie es so trunken in die Leere schaut,
Und drein noch sterbend Paradiese baut!
Die Hand zuckt nach der Stirne noch einmal,
Das Herz pocht wilder an die schwachen Rippen,
Das Zauberwort schwebt auf den blassen Lippen —
Noch Ein Geheimniß möcht er uns entdecken,
Den letzten größten Traum ins Dasein wecken.
O Herr des Himmels, sei ihm jetzt nicht taub!
Noch Eine Stunde gönn ihm, o Geschick!
Verlösche uns nicht des Propheten Blick!
Umsonst — es bricht die müde Brust in Staub,
Und mit ihr wieder eine Freiheitsstütze,
Aufs stille Herz fällt die gelähmte Hand,
Daß sie im Tod noch vor der Welt es schütze;
Und die so reich vor seinem Geiste stand,
Er darf die Zukunft nicht zur Blüte treiben,

Und seine Träume müssen Träume bleiben;
Ein unvollendet Lied sinkt er ins Grab,
Der Verse schönsten nimmt er mit hinab.

Du flammst nun wieder nach durchbrochner Schranke
In Gottes Haupt ein leuchtender Gedanke;
Am kalten Herde sitzen wir allein,
Und weinen in die Asche still hinein.
O, mein Jahrhundert, sammle sie geschwind. —
Er war ein Held, und mehr: Er war dein Kind!
An deiner Brust hast du ihn aufgesäugt,
Dein Banner einzig hat er ja geschwenkt;
Vor dir allein hat er sein Knie gebeugt,
Vor dir, vor dir allein sein Schwert gesenkt.
Für dich und mit dir hat er kühn gestritten,
Für dich und mit dir hat er treu gelitten.
Um deinetwillen stieß sein Vaterland
Ihn aus gleich wie der Mutterborn die Welle,
Daß sie am fremden, freudenlosen Strand
Mit allen Himmeln in der Brust zerschelle.
An fremdem, freudelosem Strande, ja!
Denn wessen Herz stand hier dem seinen nah?
Wo scheu der Mensch den Fuß vom Boden hebt,
Und Fels und Stein allein nach oben strebt?
Wo doppelt, doppelt schön der Aether blaut.
Und doppelt tief der Mensch zur Erde schaut,
Wo stolze Adler ihre Heimat haben,
Und wo am Ruder sitzen doch die Raben.
Der Alpen Kind, wie ist dein Ruf verhallt!
Einst groß, wie sie, und jetzt, wie sie, nur kalt!

A. H. Hoffmann v. Fallersleben.

Ich sang nach alter Sitt und Brauch
Von Mond und Sternen und Sonne,
Von Wein und Nachtigallen auch,
Von Liebeslust und Wonne.
Da rief mir zu das Vaterland:
„Du sollst das Alte lassen,
Den alten, verbrauchten Leiertand,
Du sollst die Zeit erfassen!“

Und hab ich nicht errungen,
Wonach mein Geist gestrebt:
So hab ich doch gesungen,
Geliebet und gelebt.
Aug. Hch. Hoffmann.

August Heinrich Hoffmann wurde am 2. April 1798 in dem hannöverischen Dorfe Fallersleben, unweit Braunschweig, geboren und nannte sich später, als Dichter, „von Fallersleben“, ohne daß er die Welt damit täuschen wollte, als ob er von Adel sei, denn:

„An meine Heimat dacht' ich eben,
Da schrieb ich mich „von Fallersleben“.
Ich schriebs und dachte nie dabei
An Staatscensur und Polizei. —
So schrieben sich viel Biederleute
Nach ihrem Ort und thuns noch heute,
Und Keiner dachte je daran
Durch von wird er ein Edelmann.“

Hoffmann machte seine vorbereitenden Studien zur Hochschule von 1812—14 im Pädagogium zu Helmstedt und von 1814—17

im Kathrineum zu Braunschweig. Von Ostern 1817 — 19 studirte er in Göttingen und dann bis Ostern 1821 in Bonn. Er hatte den Plan, nach gehöriger Vorbereitung Italien und Griechenland zu bereisen, weshalb er die alte Kunst und die alten Sprachen studirte, doch machte er sich nebenbei auch mit dem Dänischen, Holländischen und der deutschen Literaturgeschichte vertraut. In Kassel lernte er 1818 Jakob Grimm kennen und theilte ihm seinen gefaßten Entschluß mit. Grimm erwiederte ihm freundlich: „Liegt Ihnen denn Ihr Vaterland nicht näher?“ Diese Worte machten auf Hoffmann einen so gewaltigen Eindruck, daß er alles Andere aufgab und sich ganz der vaterländischen Sprache, Literatur- und Culturgeschichte zuwandte, denen er bis heute noch treu blieb. Hoffmann stieg in die reichen Schachten des deutschen Volkslebens hinab und hat als wackerer Steigersmann manches verschüttete Goldkörnlein zu Tage gefördert. Auf allen seinen Reisen besuchte er die Bibliotheken und Archive. Er bearbeitete die durch unermüdlichen Fleiß aufgefundenen altdeutschen Sprachdenkmäler und übergab sie dem Druck. Schon als Student suchte er mit besonderer Vorliebe die Reste des deutschen Volksgesangs auf. In Bonn verkehrte er freundlich mit Jünglingen, voll ernsten und wissenschaftlichen Strebens und vaterländischen Sinns, die nun, als Männer, in Ansicht, Gesinnung und Wirken weit von ihm getrennt sind, so z. B. Hch. Heine, Wolfg. Menzel, Wilh. Hengstenberg, K. E. Jarke, von Linde, Johann Müller (Berlin), Eduard Böcking (Bonn) ꝛc. Seiner Studien wegen durchreiste er in den Ferien die Rhein-, Mosel- und Maasgegenden, die Eifel, Belgien und Wephalen. Schon in Bonn gab er die von ihm entdeckten „Bonner Bruchstücke vom Ottfried“ heraus. 1821 ging er in die Niederlande, verweilte den Sommer in Leyden und beschäftigte sich mit altholländischer Literatur. Vom Frühjahr 1823 bis Ende 1838 war er Custos an der königl. und Universitäts-Bibliothek zu Breslau. An der Universität daselbst wurde er auch 1830 außerordentlicher und 1835 ordentlicher Professor der deutschen Sprache und Literatur. 1834 machte er eine größere literarische

Reise ins südöstliche und südliche Deutschland, entdeckte in Prag ein Bruchstück eines bisher unbekannten deutschen Gedichtes, des einzig vorhandenen aus dem 11. Jahrhundert und gab es unter dem Titel: „Merigarto" heraus. In Wien ließ er die von ihm und Endlicher aufgefundenen Bruchstücke der ältesten deutschen Uebersetzung des Evangelii Matthäi drucken und kehrte mit vieler Ausbeute heim. 1836 bereiste er Dänemark, Norddeutschland und Holland, 1837 Belgien und Nordfrankreich, wo er in Valenciennes das verloren gegangene „Ludwigslied" wiederfand. Im März 1839 ging er mit Urlaub nach Wien, Salzburg, München, durch Tyrol und die Schweiz nach Paris. Hier benutzte er die königl. Bibliothek und je mehr er französisches Leben und französische Zustände kennen lernte, desto mächtiger wurde die Liebe zu seinem deutschen Vaterlande (vergl.: „Das Lied der Deutschen"), das er groß, stark und glücklich sehen wollte. Das Heimweh zog in seine Brust und er sang:

„Wie sehn ich mich nach deinen Bergen wieder,
Nach deinem Schatten, deinem Sonnenschein!
Nach deutschen Herzen voller Sang und Lieder,
Nach deutscher Freud und Lust, nach deutschem Wein!" 2c.

Das erste Lied, welches auf heimatlichem Boden seiner vom Heimweh genesenen Brust entquoll, war:

„Deutsche Worte hör ich wieder —
Sei gegrüßt mit Herz und Hand!
Land der Freude, Land der Lieder,
Schönes, heitres Vaterland!
Fröhlich kehr ich nun zurück,
Deutschland du mein Trost, mein Glück!" 2c.

Drei Jahre hintereinander (1840—42) besuchte Hoffmann das Seebad Helgoland. Am 3. Nov. 1841 und am 6. Januar 1842 wurde er wegen des II. Theils seiner: „Unpolitischen Lieder", die dem bestehenden Regierungssystem gefährlich schienen, amtlich

vernommen. Den 4. Dezbr. 1842 beschloß das Staatsministerium seine Absetzung, die am 20. Dezember durch den König bestätigt wurde. Dieser Beschluß, nebst der Kabinetsordre, wurde ihm am 14. Januar 1843 vom Universitätsrichter Behrends vorgelesen. Ohne Vermögen und ohne Gehalt, ganz auf literarischen Erwerb angewiesen, schied Hoffmann aus Schlesien, ließ in Leipzig das erste Heft seiner „Kinderlieder" drucken und ging dann in seine Heimat, wo ihm aber der König von Hannover den Aufenthalt nicht gestattete und bald seine Verhaftung befahl. In der Nacht entfloh Hoffmann den wachsamen Landesdragonern und kam noch vor Tagesanbruch in Braunschweig an. Es schmerzte ihn tief, daß er selbst in dem Ort, nach dem er sich von früher Jugend an genannt hatte, nicht Friede und Ruhe fand. Fern von seinen Lieben und fern von dem frischen Grabe seiner Mutter, die am Tage vor seiner Absetzung starb, sang er wehmüthig das ergreifend schöne Lied eines Verbannten:

„Und wieder hatt' es mich getrieben
Dahin, wo ich gewandert aus:
Ich kehrte heim zu meinen Lieben,
Froh trat ich ein ins Vaterhaus.

Es zogen alte Kläng' und Lieder
Beseligend durch meine Brust.
Ich war in meiner Heimat wieder,
Im Reiche meiner Jugendlust.

Da wollt' ich unter Blütenbäumen
Die alten, stillen Tag' erneun,
Und meine Kindheit wieder träumen,
Und mich wie Kinder wieder freun.

Da wollt' ich voller Sehnsucht warten,
Gelehnt auf meinen Wanderstab,
Bis in dem öden Friedhofsgarten
Grün würde meiner Mutter Grab.

Doch nein — ich soll den Frühling sehen
Nur fern vom väterlichen Haus:
Ich bin verbannt — so muß ich gehen
In eine fremde Welt hinaus."

Heimatlos pilgerte er nun umher, gefeiert durch Reden, Lieder und Trinksprüche, aber auch theilweise gemieden von ehemaligen Freunden und Bekannten. 1844 ging er nach Italien, hielt sich aber daselbst nicht lange auf und lebte dann an verschiedenen Orten in Deutschland, besonders aber längere Zeit am Rhein und in Meklenburg. Er dichtete Kinderlieder zu schönen Volksweisen, wozu ihm die ersten Komponisten Deutschlands gern Beiträge lieferten. Unter dem Ministerium Pfuel wurde er im Oktober 1848 rehabilitirt. Seit vorigem Sommer wohnt er in Bingerbrück a. d. Nahe (Kreis Kreuznach), Bingen gegenüber. Am 28. Oktbr. 1849 verheirathete er sich mit seiner Nichte „Ida zum Berge", Pfarrerstochter aus Bothfeld, 1 St. von Hannover. Gegenwärtig beschäftigt er sich mit der Herausgabe seiner „Liebeslieder". Seine neuen Kinderlieder: „Die Kinderwelt in Liedern" und der: „Geburts- und Sterbekalender merkwürdiger deutscher Männer und Frauen" sind ebenfalls bald druckfertig.

Hoffmanns Dichtungen wurzeln alle mehr oder weniger in der Gefühls- und Denkweise, wie im Leben des deutschen Volkes überhaupt; denn er hat erkannt, daß alle edle Dichtung aus dem Volke stammt, der vollkommenste Ausdruck des Volksgeistes ist, und daß die Poesie nur dann auf das Volk wirkt, wenn sie sich bestrebt, demselben ganz anzugehören. Er richtet deßhalb ein schönes, ernstes Wort an die Dichter:

„Was nützt dem Volke der Poet,
Wenns Volk sein Singen nicht versteht?
Ins Herz des Volkes drang noch nie
Gelehrter Herren Poesie.
Laßt euern Wissensqualm und Dunst
Und übet reine deutsche Kunst!

Werft allen Plunder über Bord,
Singt ein verständlich deutsches Wort."

Zu hart und theilweise unwahr ist jedoch sein Urtheil über die deutsche Literatur in folgenden Worten ausgedrückt:

„Die ganze deutsche Litratur
Ist leider für Gelehrte nur.
Gelehrte haben sie gemacht
Und nie dabei ans Volk gedacht."

Hoffmann will, daß das Lied wieder sein soll, was es war; es soll gesungen werden und gesungen werden können, darum: „Nur nicht lesen immer singen", sagt Goethe. Das Lied: „Zwischen Frankreich und dem Böhmerwald" wird von allen böhmischen Harfenmädchen gesungen, ebenso lebt noch eine große Anzahl anderer Lieder von Hoffmann im Munde des Volkes. Viele der Gedichte, zu denen sich der Dichter die Melodieen selbst geschaffen hat, sind wirkliche Gesänge, die man singen, aber nicht lesen muß, um den rechten Genuß davon zu haben. Schwerlich dürften die Componisten von einem andern Dichter so viele Lieder komponirt haben als von Hoffmann, dem fast vor Allen die Palme des Volksgesangs gebührt und von dem Vilmar sagt, daß er der Einzige unter den lebenden bedeutenden Dichtern sei, welcher das alte Volkslied und zwar auf die vortrefflichste Weise zu reproduciren verstehe. Unbegreiflich ist es daher, daß einzelne Mustersammlungen deutscher Gedichte von Hoffmann Nichts bringen, als „der Spittelleute Klagelied". Verdienen vielleicht die herrlichen Gedichte: „Die Sterne sind erblichen", „Abend wird es wieder", „Alles still in süßer Ruh", „Sorglos hast du hier im Flieder", ꝛc., ferner die Kinderlieder, die Soldatenlieder, die Trink- und Weinlieder, wie die „Lieder der Landsknechte" (unter Georg und Caspar von Frundsberg) weniger Berücksichtigung? Hoffmann hat in „seinen Liedern der deutschen Landsknechte: „Die Schlacht von Pavia", „Lied eines festgetrunknen Landsknechtes", „Des Lands-

knechts Kirmeßlied" rc. die besten Elemente des alten deutschen Volksliedes auf eine fast bewundernswerthe Art neuproducirt." Ja es ist dieser epische Kreis von Volksliedern nicht allein das Beste, was wir in dieser Art besitzen, sondern es ist auch zugleich etwas bisher noch Unversuchtes, etwas Einziges und Glänzendes, freilich nicht für den Haufen, der bunte Prachtblumen und hohles Wortgepränge liebt. Auch in den Trinkliedern: „Die Frösch' und die Unken", „Da steht er wieder" rc. ist Hoffmanns Eigenthümlichkeit sehr scharf ausgeprägt und Niemand kann ihm den Ruhm „unseres eigensten Skoliendichters" streitig machen; denn das ist echte Hornmusik, Nichts von dem Blechschmiedsgeklapper unserer modernen Universal-Literatur-Poeten, die auch in ihren besten Stücken falsche Töne greifen, d. h. unwahr werden. Das schöne Abendlied: „Herz und verlangst du nicht Ruhe?" ist voll Klang und Sang und Glockenton, obwohl es dem Goethe'schen „Wandrers Nachtlied" nachgebildet ist. Als Manuscript sind in vorliegender Auswahl das trefflich gelungene Wiegenlied: „Schlaf ein, mein liebes Kindlein" und das bei der Verlobungsfeier gedichtete Liebeslied „Ida" abgedruckt. — Wer eitel Glanz und Flitter liebt, der wird keinen Gefallen an Hoffmanns einfachen, aber volksthümlichen und deutschinniglichen Liedern finden, die als bescheidene Veilchen auf der Au und nicht als stolze Prachtblumen vor den Fenstern blühen wollen; weßhalb der Dichter auch singt:

„So laßt mich blühen still allein,
Wie's Veilchen auf der Au:
Das kennet nur der Sonnenschein
Und nur des Himmels Thau.
Denn, wenn ihr mich ans Fenster stellt,
Wo andre Blumen stehn —
O weh, am Schimmer hangt die Welt!
Dann ists um mich geschehn."

Schriften: Bonner Bruchstücke vom Ottfried, nebst andern deutschen Sprachdenkmälern. Bonn 1821. — Althochdeutsche Glossen. Erste Sammlung, nebst einer lit. Uebersicht ahd. und altsächsischer Glossen. Breslau 1826. — Althochdeutsches aus Wolfenbüttler Handschriften. Bresl. 1827. — Horae belgicae. Pars I. Vrat. 1830. (Im Buchhandel vergriffen.) Pars II. Daselbst 1833. Auch unter dem Titel: Holländische Volkslieder. Pars III., IV., V. und VI. Das. Der letzte Theil auch unter dem Titel: Altniederländische Schaubühne. — Fundgruben für Geschichte deutscher Sprache und Literatur. I. Theil. Breslau 1830. II. Theil. Altdeutsche Gedichte, größtentheils aus östreichischen Bibliotheken. Bresl. 1837. — Handschriftenkunde für Deutschland. Ein Leitfaden zu Vorlesungen. Bresl. 1831. — Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luthers Zeit. Daselbst 1832. — Merigarto. Bruchstück eines bisher unbekannten deutschen Gedichtes aus dem 11. Jahrhundert. Prag 1834. — Reineke Vos. Nach der Lübecker Ausgabe vom Jahre 1498. Mit Einl., Glossar und Anmerk. Bresl. 1834. — Die deutsche Philologie im Grundriß. Ein Leitfaden zu Vorlesungen. Das. 1836. — Unpolitische Lieder. Hamburg 1840. 42. — Verzeichniß der altdeutschen Handschriften der k. k. Hofbibliothek zu Wien. Leipzig 1841. — Schlesische Volkslieder mit Melodieen. Aus dem Munde des Volkes gesammelt. Leipzig 1842. — Politische Gedichte aus der deutschen Vorzeit. Daselbst 1843. — Deutsche Lieder aus der Schweiz. Zürich 1843. 45. — Gedichte. Leipz. 1843. — Deutsche Gassenlieder. Zürich 1843. 45. — Allemannische Lieder. Nebst Worterklärung und einer allemannischen Grammatik. Fünfte, im Wiesenthal verbesserte und vermehrte Auflage. Mannheim 1843. — Spenden zur deutschen Literaturgeschichte. Leipzig 1844. — Die deutschen Gesellschaftslieder des 16. und 17. Jahrhunderts. Leipzig 1844. — Maitrank. (Neue Lieder mit Melodieen.) Paris 1844. — 50 Kinderlieder nach Original- und bekannten Weisen mit Klavierbegleitung v. E. Richter. Leipz. 2. Stereotyp-Ausgabe 1846. — 50 neue Kinderlieder mit Klavierbegleitung. Mannh. 1845. — 40 Kinderlieder mit Klavierbegleitung. Leipzig 1847. Diavolini. Gedichte über Italien. Darmstadt. 2. Aufl. 1847. — Deutsches Volksgesangbuch. Mit 174 eingedruckten Singweisen und Nachrichten über die Dichter und Tonsetzer. Leipz. 1848. — 100 Schullieder. Mit bekannten Volksweisen versehen und in 3 Heften herausgegeben von Ludwig Erk. Leipzig 1848. — Deutsches Liederbuch. II. Aufl. Leipz. 1850. (Inhalt: Deutsche Gassenlieder, deutsche Salonlieder und Hoffmann'sche Tropfen.)

234. Morgenlied.

Die Sterne sind erblichen
Mit ihrem güldnen Schein;
Bald ist die Nacht entwichen,
Der Morgen bringt herein.

Noch waltet tiefes Schweigen
Im Thal und überall;
Auf frischbethauten Zweigen
Singt nur die Nachtigall.

Sie singet Lob und Ehre
Dem hohen Herrn der Welt,
Der überm Land und Meere
Die Hand des Segens hält.

Er hat die Nacht vertrieben,
Ihr Kindlein fürchtet Nichts!
Stets kommt zu seinen Lieben
Der Vater alles Lichts.

235. Abendlied. (1837)

Abend wird es wieder:
Ueber Wald und Feld
Säuselt Frieden nieder
Und es ruht die Welt.

Nur der Bach ergießet
Sich am Felsen dort
Und er braust und fließet
Immer fort und fort.

Und kein Abend bringet
Frieden ihm und Ruh,
Keine Glocke klinget
Ihm ein Rastlied zu.

So in deinem Streben
Bist, mein Herz, auch du:
Gott nur kann dir geben
Wahre Abendruh.

236. Abendlied.

Herz, und verlangst du nicht Ruhe?
Welt ist so still, wie das Grab;
Hinter die dunkele Fluhe
Sank schon die Sonne hinab.
Horch — und die Glocke sie läutet zum Ruhn.
Ruhe, ruhe du nun!
Läutet dir, dir auch zum Ruhn.

Flieht nicht die herrlichste Wonne,
Ehe der Morgen erwacht?
Sind nicht erloschen der Sonne
Strahlen in finsterer Nacht!
Horch — und die Glocke sie hallt und verhallt,
Hallt, verhallt, und wie bald
Schweigest auch du, o wie bald!

237. Wiegenlieder.

Alles still in süßer Ruh,
Drum mein Kind, so schlaf auch du!
Draußen säuselt nur der Wind:
Su susu! schlaf ein mein Kind!

Schließ du deine Aeugelein,
Laß sie wie zwei Knospen sein!
Morgen, wenn die Sonn erglüht,
Sind sie wie die Blum erblüht.

Und die Blümlein schau ich an,
Und die Aeuglein küß ich dann,
Und der Mutter Herz vergißt,
Daß es draußen Frühling ist.

Die Aehren nur noch nicken,
Das Haupt ist ihnen schwer,
Die müden Blumen blicken
Nur schüchtern noch umher.

Da kommen Abendwinde,
Still, wie die Engelein,
Und wiegen sanft und linde
Die Halm' und Blumen ein.

Und wie die Blumen blicken,
So schüchtern blickst du nun,
Und wie die Aehren nicken,
Will auch dein Häuptlein ruhn.

Und Abendklänge schwingen
Still, wie die Engelein,
Sich um die Wieg und singen
Mein Kind in Schlummer ein.

Schlaf ein, mein liebes Kindlein!
Schlaf ein, mein süßes Herz!
Dich täuscht noch keine Hoffnung,
Dich quälet noch kein Schmerz.

Wie wenig ist hienieden,
Wonach dein Sinn verlangt!
Du gleichst dem Schmetterlinge,
Der an der Blume hangt.

Du greifst nach Sonn und Wolken,
Und in das Abendroth:
Du kennst noch keine Trennung,
Du ahnst noch keinen Tod.

Ein Traum ist dir die Zukunft
Und die Vergangenheit;
Ein Traum ist dir das Leben,
Ein Traum dir Freud und Leid.

Die Liebe kommt und singet
Dich ein in süße Ruh,
Die Liebe wacht und deckt dich
Mit ihrem Fittig zu.

---

238. Der Blümlein Antwort.

In unsers Vaters Garten,
Da wars noch gestern grün,
Da sah ich noch so mancherlei,
So schöne Blumen blühn.

Und heut ist Alles anders,
Und heut ist Alles todt:
Wo seid ihr hin, ihr Blümelein,
Ihr Blümlein gelb und roth?

„O liebes Kind, wir schlafen
Nach Gottes Willen hier,
Bis Er uns seinen Frühling schickt,
Und dann erwachen wir.

Ja, deine Blümlein schlafen:
So wirst auch schlafen du,
Bis dich erweckt ein Frühlingstag
Aus deiner langen Ruh.

Und wenn du dann erwachest,
O möchtest du dann sein
So heiter und so frühlingsfroh,
Wie deine Blümelein!“

---

239. Sommergang in die Heimat.

Wie traurig blicken Aun und Matten!
Die Sonne brennt, die Luft ist schwül,
Kein flüchtig Wölkchen bringt uns Schatten,
Kein Bäumchen säuselt sanft und kühl.
Wer aber trägt nicht gern ein Leid
In solcher heißen Sommerzeit!
Ist auch der Tag so drückend schwül,
Der Abend wird ja labend kühl,
Wenn man, wie wir, zur Heimat zieht
Und all die Lieben wieder sieht!

Und Abend wirds, die Sonne sinket,
Thau träuft herab auf Au und Feld,
Und aus dem nahen Walde blinket
Ein Thurm, vom Abendroth erhellt.
Ein Stündlein noch, dann sind wir da!
Dann ist das Herz dem Herzen nah,

Und Mutterlieb im Vaterhaus
Gießt ihre Sonnenstrahlen aus,
Und was auf Blumen Thau hier war,
Ist Freudenthrän im Augenpaar.

---

240. Die Leidtragenden.

Sorglos hast du hier im Flieder
Deine Heimat angebaut; —
Fröhlich wohnst du über Gräbern —
Vöglein, hat dir nicht gegraut?

Mücken tanzen, Käfer schwirren,
Bienen summen um dein Haus
Und du singst ins frische Leben,
In die neue Welt hinaus.

Nur die Menschen bleiben traurig
An des Friedhofs Mauer stehn,
Wollen droben nicht den Himmel,
Drunten nicht den Frühling sehn.

---

241. Das Lied der Deutschen.

Deutschland, Deutschland über Alles,
Ueber Alles in der Welt,
Wenn es stets zu Schutz und Trutze
Brüderlich zusammenhält,
Von der Maas bis an die Memel,
Von der Etsch bis an den Belt —
Deutschland, Deutschland über Alles,
Ueber Alles in der Welt!

Deutsche Frauen, deutsche Treue,
Deutscher Wein und deutscher Sang
Sollen in der Welt behalten
Ihren alten schönen Klang,
Uns zu edler That begeistern
Unser ganzes Leben lang —
Deutsche Frauen, deutsche Treue,
Deutscher Wein und deutscher Sang!

Einigkeit und Recht und Freiheit
Für das deutsche Vaterland!
Danach laßt uns Alle streben
Brüderlich mit Herz und Hand!
Einigkeit und Recht und Freiheit
Sind des Glückes Unterpfand —
Blüh im Glanze dieses Glückes,
Blühe deutsches Vaterland!

---

242. Auf der Wandrung.

Zwischen Frankreich und dem Böhmerwald,
Da wachsen unsre Reben.
Grüß mein Lieb am grünen Rhein,
Grüß mir meinen kühlen Wein!
Nur in Deutschland,
Da will ich ewig leben.

Fern in fremden Landen war ich auch,
Bald bin ich heim gegangen.
Heiße Luft und Durst dabei,
Qual und Sorgen mancherlei —
Nur nach Deutschland
Thät mein Herz verlangen.

Ist ein Land, es heißt Italia,
Blühn Orangen und Citronen.
Singe! sprach die Römerin,
Und ich sang zum Norden hin:
Nur in Deutschland,
Da muß mein Schätzlein wohnen.

Als ich sah die Alpen wieder glühn
Hell in der Morgensonne:
Grüß mein Liebchen, goldner Schein!
Grüß mir meinen grünen Rhein!
Nur in Deutschland,
Da wohnet Freud und Wonne.

---

243. Ida.

Ja, du bist mein!
Ich wills dem blauen Himmel sagen,
Ich wills der dunkeln Nacht vertraun,
Ich wills als frohe Botschaft tragen
Auf Bergeshöhn, durch Heid und Aun.
Die ganze Welt soll Zeuge sein:
Ja du bist mein und ewig mein!

Ja, du bist mein!
In meinem Herzen sollst du leben,
Sollst haben, was sein Liebstes ist,
Du sollst von Lieb und Lust umgeben
Ganz fühlen, daß du glücklich bist;
Schließ dich in meine Arme ein!
Ja, du bist mein und ewig mein!

---

244. Soldaten-Abschied.

Morgen marschiren wir, ade!
Morgen marschiren wir, ade! ade!
Wie lustig sang die Nachtigall
Vor meines Liebchens Haus!
Verklungen ist nun Sang und Schall,
Das Lieben ist nun aus.

Morgen marschiren wir, ade!
Morgen marschiren wir, ade! ade!
Und unser Bündel ist geschnürt,
Und alle Liebe drein.
Ade! die Trommel wird gerührt,
Es muß geschieden sein.

Morgen marschiren wir, ade!
Morgen marschiren wir, ade! ade!
„So reich mir denn noch mal die Hand,
Herzallerliebster du!
Und kommst du in ein fremdes Land,
So laß dein Bündel zu.“

---

245. Soldatenlied.

Die Trommeln und Pfeifen,
Die schallen ins Haus,
Sie locken, sie rufen:
Soldaten heraus!

Ich wollt' und ich schliefe
In meinem Quartier,
Ich wollt' und mir träumte,
Mein Schätzel, von dir!

Sonst war ich nicht traurig,
War lustig wie du;
Heut drückt der Tornister
Und morgen der Schuh.

Was hilft denn das Trauern?
Jetzt ist es zu spat,
Jetzt zieh ich zu Kriege,
Ich bin ein Soldat.

246. Die Frösch' und die Unken 2c.

Die Frösch' und die Unken
Und andre Hallunken,
Die können nur zechen
Mit röchelnden Rachen,
Sie schlürfen aus Bächen,
Aus Pfützen und Lachen,
Aus Gruben und Klüften,
Aus Weihern und Teichen,
Aus Gräben und Grüften
Und manchem dergleichen,
Und plärren im Chor
Auf Modder und Moor
Nur Schnickschnack, Schnackschnack,
Und Unkunk, Quackquack.

Wir sitzen so sinnig,
Treuherzig und minnig,
Wir frohen Gesellen,
Wir machen es besser,
Denn unsere Quellen
Sind Flaschen und Fässer;
Wir lassen sie fließen
Bei Lachen und Scherzen,
Bis sie sich ergießen
In unsere Herzen;
Draus tönt dann der Wein
Gar lieblich und fein
Nur Liebes-Singsang
Und Liebes-Klingklang.

---

247. Das Glas in der Rechten 2c.

Das Glas in der Rechten,
Die Flasch in der Linken:
So wollen wir fechten,
Nicht wanken, nicht sinken!
Krieg dem Durst und Krieg dem Kummer!
Und ein Bündniß mit dem Wein:
Krieg der Nacht und Krieg dem Schlummer!
Schenkt mir Muth und Feuer ein!

Das Glas in der Rechten,
Die Flasch in der Linken:
So wollen wir fechten,
Nicht wanken, nicht sinken!
Wohlig sitzen wir im Weinhaus,
Unser Krieg ist wie ein Traum;
Selbst die Welt, das alte Beinhaus,
Hat Respect und rührt sich kaum.

Das Glas in der Rechten,
Die Flasch in der Linken:
So wollen wir fechten,
Nicht wanken, nicht sinken!
Eine Flasche hat geschlagen
Unsre Feinde kreuz und quer;
Und da stehen wir und fragen:
Gibts denn keine Feinde mehr?

Das Glas in der Rechten,
Die Flasch in der Linken:
So wollen wir fechten,
Nicht wanken, nicht sinken!
Und das Ende von dem Liede?
Ei, was machen wir uns draus!
Alles Strebens Frucht ist Friede —
Wir, wir gehn im Sturm nach Haus.

248. Ins Weinhaus treibt mich ꝛc.

Ins Weinhaus treibt mich Dies und Das,
Ich weiß nicht Wer, ich weiß nicht Was,
Doch treibt es mich ins Weinhaus.
Da kann ich sitzen stundenlang,
Mir wird nicht weh, mir wird nicht bang,
Ich sitze ja im Weinhaus.

Und kommt zu mir ein frohes Herz,
Da hebt sich an Gespräch und Scherz:
„Willkommen hier im Weinhaus!“
Zum Frohen kommt ein Froherer dann:
Schenkt ein, trinkt aus und stoßet an!
Es ist doch schön im Weinhaus.

Wohl weiß ich, was die Hausfrau spricht:
„O lieber Mann, so geh doch nicht,
So geh doch nicht ins Weinhaus!“
Mich aber treibt bald Dies, bald Das,
Ich weiß nicht Wer, ich weiß nicht Was,
Kurzum, ich geh ins Weinhaus.

---

249. Weinlied. (1838.)

Wer fragte je nach deinem Glauben,
Wenn er vor dir mit Andacht saß,
Bei dir, du edler Sohn der Trauben,
Die Zeit und alle Welt vergaß?

Willkommen, reiner Gottessegen,
Sei uns willkommen tausendmal!
Genährt vom Himmelsthau und Regen,
Getränkt vom Licht und Sonnenstrahl!

Aus welcher Ehe du entsprungen,
Gesegnet sei **das** Eheband!
Und sprichst du auch in fremden Zungen,
Gesegnet sei dein Vaterland!

Und wärst ein Ketzer du, ein Heide,
Wir Gläubigen verehren dich,
Wir fliehn zu dir in unserm Leibe,
Wir freun mit dir uns inniglich.

Dich hat der Herr der Welt begnadet,
Nur **du** darfst **ohne** Glauben sein;
Der große Wirth der Gläubgen ladet
Uns Alle, Alle zu dir ein!

---

250. Trinklied.

Da steht er wieder, steht leibhaftig da,
Mein alter, guter Freund vom Rhein,
Den ich so lange, liebe Zeit nicht sah,
Er soll mir hübsch willkommen sein!

Ei, hörst du nicht, willkommen sollst du sein!
Du bist doch just noch eben so,
So heiter, wie der lichte Sonnenschein,
Und wie ein Bräutigam so froh.

Empor mit dir, empor an meinen Mund,
Und küsse mich, du goldner Wein!
Steig tief hinab in meines Herzensgrund!
Und laß uns treue Freunde sein!

Aus meinen Augen liest dann Jedermann,
Daß mir ein Freund im Herzen ruht,
Und Jeder hört es meinen Worten an,
Wie treu du bist, wie brav und gut.

---

251. Schlacht von Pavia.

„Das Fähnlein auf! die Spieße nieder!
Dem Kaiser Sieg! dem Feinde Tod!
Das Leben ist gar wohlfeil heuer,
Ihr Landsknecht, drum verkauft es theuer“ —
6 So war des Frundsberg erst Gebot.

Da sah man Spieß' und Schwerter blitzen,
Wie Sternlein in der blauen Nacht.
Die Kugeln in den Lüften flogen,
Es sprang das Blut wie Regenbogen
Wohl zu Pavia in der Schlacht.

Das war kein Tag, wie alle Tage,
Das war ein rother, heilger Tag,
Als fern vom deutschen Vaterlande
Vor deutschem Muth mit Schmach und Schande
Das fremde Heer im Kampf erlag.

Nach Gott dem Frundsberg Lob und Ehre!
Denn er ist aller Ehren werth.
Du hast dein Völklein wohl geleitet,
Du hast den schönen Sieg bereitet!
Da! Alter, nimm das Königsschwert.

252. Des Landsknechts Kirmeßlied.

Jedem das Seine
Am besten gefällt:
Einem sein Mädel
Dem Andern sein Geld.

Werde der Teufel
Um Güter und Geld!
Ehrliche Herzen
Gehn grad durch die Welt.

Wär ich ein Bettler
Und wärst du gar reich,
Macht uns auf Erden
Die Liebe doch gleich.

Macht uns auf Erden
Auch gleich wohl die Noth.
Auch an den Kaiser
Kommt endlich der Tod.

Warum so traurig?
Wie? hats dich gekränkt,
Daß du mir neulich
Ein Küssel geschenkt?

Wills nicht behalten,
Es ist kein Gewinn;
Geb es dir wieder,
Da nimm es nur hin!

253. Lied eines festgetrunknen Landsknechts.

Nun noch ein Lied! und noch ein Lied!
Ich kann die Laute schlagen:
Was das die Herzen lockt und zieht!
Kannst nur die Mägdlein fragen.

Was schaut der Mond zum Fenster 'nein,
Ich will ihm eins kredenzen.
Trink diese Neige, Brüderlein!
Dann kannst du besser glänzen.

Und noch ein Lied aus grauer Zeit
6 Von Hildebrand, dem Alten.
Es sei dir lieb, es sei dir leid,
Ich muß das Feld behalten.

Ich bin ein König ohne Land,
Ein Held in jedem Streite.
Mein Hort dies Glas in meiner Hand,
Das Schwert an meiner Seite.

Die Feder hab ich aufgesteckt
Zum Raufen und zum Schlagen.
Und wer den braven Landsknecht neckt,
Den faß ich gleich beim Kragen.

Hier sitz ich fest, ein Fels im Meer,
Woran die Wellen toben;
's geht drunter, dran und drüber her —
Ich bleibe fortan oben!

Anmerkungen zum zweiten und dritten Buch.

S. 154, Z. 13, 14, 16, 17, 18 v. oben, und Z. 8 v. unten. Die Sykomore ist ein Feigenbaum, aus dessen unzerstörbarem Holze die alten Egypter die Mumiensärge verfertigten. — Das Kraal ist ein Dorf der Hottentotten (Eingeborne der Südspitze Afrikas.) — Die Kaffern, ein südafrikanischer, wilder und kriegerischer Volksstamm. — Die Karroo (Karu), eine dürre, weite Hochebene Südafrikas. — Das Gnu ist ein gehörnter Wiederkäuer mit einer Mähne im Nacken. Südafrika. — Schabracken (türkisch: tschaprak) zierliche Pferdebecken.

S. 155, Z. 6 und 8 v. oben. Jemen oder Yemen ist der beßte Theil des glücklichen Arabiens am Golf von Aden und einem Theil des rothen Meeres. — Trombe, gewöhnlich Wasserhose, hier aber Sandsäule.

S. 155, Z. 3 v. unten. Beduinen, „Kinder der Wüste", die auf den Weideplätzen umherziehen.

S. 156, Z. 14 v. unten. Mekka, im steinichten Arabien, war schon den alten Arabern heilig, weil es den Brunnen des Lebens enthielt. Jetzt ist es, als die Geburtsstätte Muhameds, ein heiliger Wallfahrtsort der Türken und jeder Muselmann muß wenigstens ein Mal in seinem Leben dahin pilgern.

S. 157, Z. 1 v. oben. Die Babelmandebenge ist die Meerenge, welche den Busen von Aden mit dem rothen Meere verbindet. Bab el Mandeb (Thor der Gefahr).

S. 161, Z. 8 v. unten. Moresken oder Arabesken sind arabische Figuren, Verzierungen von Laubwerk 2c. S. 163, Z. 14 v. unten. Savannen sind ungeheuer große Waldwiesen und Grasebenen des weiten Missourigebiets in Nordamerika.

S. 168, Z. 7 v. oben. Orpheus, ein berühmter Sänger und Leierspieler in dem ältesten fabelhaften Zeitalter Griechenlands. Sein süßer Gesang, den er mit seiner siebentönigen Leier begleitete, bewegte Felsen und Bäume, bezähmte die wildesten Thiere des Waldes und brachte Ungewitter und Meeresstürme zum Schweigen.

S. 169, Z. 5 v. unten. Wigwam, (indianisch), einzeln gelegne Hütte.

S. 170, Z. 9, 13, 14, 15, 19 und 28 v. oben. Phäaken ist der Name einer Völkerschaft, die aus Sicilien nach Scheria, der heutigen Insel Corfu ausgewandert sein soll. Die Phäaken trieben

Schifffahrt und Odysseus fand, von Troja dahin verschleudert, gute Aufnahme bei dem Phäakenkönig Alkinoos. Odysseus (Ulysses), König der kleinen jonischen Insel Ithaka, Gemahl der Penelope und Vater des Telemachos, war ein tapferer Held, gewandter Kundschafter und schlauer, beredter Vermittler. Am berühmtesten wurde er nach dem Falle von Ilios durch seine gefährlichen, vieljährigen Irrfahrten, die Homer in der „Odyssee“ besungen hat. Nach 20jähriger Abwesenheit kam er endlich Nachts, im Schiffe schlummernd, auf Ithaka wieder an. — Neritos, ein Berg auf der jonischen Insel Theaki (Ithaka). — Zakynthos, die jetzige Insel Zante, wegen ihrer Fruchtbarkeit ꝛc. die Blume des Ostens (Fior di Levante) genannt. — Lotophagen, Lotosfruchtesser, besonders an den afrikanischen Küsten. — Homer. Sieben Städte: „Chios, Argos, Athenä,“ Kolophon, Smyrna, Kyme (Rhodos?) und Pylos (Salamis?) stritten sich um die Ehre, Geburtsstadt Homers zu sein und zu heißen. Homer ist der Vater der Dichtkunst und der älteste und berühmteste Namen des alten Griechenthums. Er soll ungefähr ums Jahr 1000 v. Chr. gelebt haben; doch ist die Zeitbestimmung sehr unsicher und weicht in verschiednen Angaben beinahe 300 Jahre von einander ab (1105, 854, 850 v. Chr.). Ueber sein Leben herrscht viel Fabelhaftes. F. Schlegel bezweifelt, daß je ein Homer gelebt und findet in seinem Namen eine ganze jonische Sängerschule bezeichnet. In seinem großartigen Gedicht „Ilias“ hat er den Stoff aus dem Sagenkreise des trojanischen Kriegs entlehnt. — Brigg, Schnellschiff, 2mastiges Kriegsschiff.

S. 171, Z. 5, 6, 18 und 20 von oben. Trinakria, Sicilien. — Cyklopen, fabelhafte, riesenmäßige Schmiedeknechte mit einem einzigen runden Auge auf der Stirne. — Abbassiden, Abkömmlinge von Abbas. Sie herrschten als Khalifen (Nachfolger Muhameds in der geistlichen und weltlichen Regierung). Vergl. Platens: „Abbassiden. Ein Gedicht in neun Gesängen.“ — Theokrit, gebürtig aus Syrakus, war Meister im idyllischen Gedicht der Griechen (besonders um 277 vor Chr.). Er ahmte namentlich die Wechselgesänge der sicilianischen Hirten nach ꝛc. —

S. 174, Z. 7, 11, 14 v. oben. Das Kind des Patrioten, die Tochter von Sylvester Jordan, dem ehemaligem Professor der Rechte in Marburg. Seine 17jährige Tochter starb, als der Vater im Kerker schmachtete. Jordans Lebensschicksale aus den letzten Jahren sind allgemein bekannt. — J. G. Seume, ein für Freiheit und Wahrheit begeisterter Sänger, geboren am 29. Januar 1763 zu Poserna bei Weißenfels. Auf einer Reise nach Paris fiel er kurhessischen Werbern in die Hände und ward nach Amerika geschleppt. Von da zurückgekehrt, fiel er unter preußische Werber, die ihn nur gegen Caution eines Emdener Bürgers in Freiheit setzten. Nun ward er Hauslehrer in Leipzig, dann russischer Lieutnant, dann Corrector beim Buchhändler Göschen in Leipzig und 1802 machte er von da aus seinen berühmten Spazier-

gang nach Syrakus." Seume war ein biedrer, derber Charakter und starb am 13. Juni 1810 auf einer Badreise nach Teplitz. — Ulrich von Hutten, geb. 1488 auf dem Schlosse Steckelberg in Franken. Er war einer der rüstigsten Kämpfer gegen das Pabstthum und seine ganze Seele glühte für Deutschlands Ehre und Freiheit. In Pavia studirte er die Rechte und stand ein Jahr (1513) in den Kriegsdiensten des deutschen Kaisers Maximilian, der ihn in Augsburg zum Ritter schlug und ihn zum Dichter krönte, indem er ihm den Lorbeerkranz aufs Haupt drückte, den die schöne und geistreiche Tochter des hochberühmten Rathsherrn Peutinger geflochten hatte. Hutten war ein kühner Dichter und Redner, begeistert für Freiheit und Recht, und sein Wahlspruch hieß: „Es sei gewagt" (Jacta alea esto!). Er hatte viel Anfechtungen zu erdulden und starb 1523 auf der Insel Ufnau im Zürichersee. — Schubart (Christian Friedrich Daniel), geb. 1739 zu Obersontheim in Schwaben, war Theologe, Musiker und Dichter, führte anfangs ein wildes, wüstes Leben, bekehrte sich aber in seiner zehnjährigen Haft auf dem Hohenasperg und dichtete dort geistliche Lieder, jedoch ohne eigentlich poetischen Werth; denn diese, wie die weltlichen Gedichte von ihm, sind jetzt fast ganz vergessen. Als er sich gebessert hatte, erhielt er seine Freiheit, ward Theaterdirektor und Hofdichter und starb 1791.

S. 175, Z. 7 v. unten. Johann Heinrich Jung, genannt Stilling, ein durch seine Lebensschicksale und auch als Schriftsteller merkwürdiger Mann. Er wurde 1740 zu Grund im Nassau'schen von armen Eltern geboren, wollte anfangs Kohlenbrenner werden, erlernte und betrieb dann das Schneiderhandwerk, ward hierauf Hauslehrer, studirte mit seinem ersparten Gelde Medicin in Straßburg, (wo er mit Goethe in vertrauterem Umgang lebte), wurde Arzt in Elberfeld, Professor in Lautern, Heidelberg, Marburg und starb 1817 in Karlsruhe. Goethe gibt in seiner „Wahrheit und Dichtung" eine schöne Charakteristik Jung-Stillings. Das Werk: „Heinrich Stillings Jugend, Jünglingsjahre und Wanderschaft", dem später noch „St. häusliches Leben" und „Alter" zugefügt wurde, wird nie vergessen werden. Besonders sind die drei ersten Theile „ein Brunnen der lebendigsten, volksmäßigsten Poesie, unerschöpflich und immer von neuem erquickend, so oft man auch zu demselben zurückkehrt." Schenkendorfs schöne Strophen, welche darauf Bezug haben, mögen hier stehen:

„Dem Büchlein dein bin ich so hold"
Sang Stolberg vor gar langer Zeit;
Auch mich hat früh das reine Gold
Aus diesem klaren Bach erfreut.
Wie hohen Patriarchen gleich
Der Eberhard sein Haus regiert
Und wie sein Dortchen fromm und weich
Der treue Wilhelm heimgeführt.

O Köhlerlust im hohen Wald,
Ihr alten Schlösser kühn gebaut,
In Stillings besten Liedern schallt
Von euch noch immer fort ein Laut.
Auf Bergen deine Wanderschaft,
Der alten Sagen junge Lust,
Und Gottes Treue, Gottes Kraft,
Die immer nah war deiner Brust. —

S. 176, Z. 1. Pestalozzi (Joh. Hch.) geb. am 12. Januar 1746 zu Zürich, starb am 17. Februar 1827 zu Yverdün. Er war ein edler Menschenfreund, groß als Volksschriftsteller (wie sein Volksroman: „Lienhard und Gertrud" beweist, der mit ungewöhnlicher Kraft und Innigkeit geschrieben ist) und weit berühmt als Lehrer und Erzieher.

S. 176, Z. 13 v. oben. Immermann (Karl Lebr.), dramatischer Dichter und Romanschriftsteller, geb. am 24. April 1796 zu Magdeburg, gest. am 25. August 1840 zu Düsseldorf. Sein Roman: „Münchhausen, Geschichte in Arabesken", hat meisterhafte Schilderungen aus dem westphälischen Dorfleben. In der Liebe zwischen Oswald und Lisbeth steigert sich die Erzählung „zu echtpoetischer Schönheit". Münchhausen ist „fast das Einzige, in welchem Immermann frei vom Herzen weg den Gesang der Muse ertönen läßt."

S. 176, Z. 19 v. oben. Berthold Auerbach ist Verfasser der „Schwarzwälder Dorfgeschichten", die wegen ihres gemüthlichen unbefangenen Tons und wegen der lebendigen Schilderung zu den bedeutendsten Erzeugnissen der neuern Literatur gehören. —

S. 214, Z. 16 v. oben. Der Fandango ist ein von den Spaniern leidenschaftlich geliebter Volkstanz.

S. 220, Z. 6 von oben und Z. 7 von unten. Camönen, Musen. — Rhapsoden, herumwandernde Volkssänger bei den alten Griechen, die besonders einzele homerische Gesänge vortrugen.

S. 221, Z. 16 v. unten. Der deutsche Kaiser Karl der Große regierte von 768—814. Er war der mächtigste Fürst seiner Zeit, führte viele Kriege, besonders den blutigen und langwierigen Sachsenkrieg, weil sich die heidnischen Sachsen weigerten, das Christenthum anzunehmen. Karl starb in seinem 72. Jahre (28. Januar 814) zu Aachen. Seine letzten Worte waren die des Erlösers: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist". Im vollen Kaiserschmuck ward die kostbar balsamirte Leiche aufrecht auf einen goldnen Stuhl gesetzt und in der Liebfrauenkirche zu Aachen in die von Spezereien duftende Gruft hinabgesenkt. Der todte Kaiser saß da, als wäre er noch lebendig: die goldne Krone auf dem ehrwürdiggrauen Haupt, goldne Schuhe an den Füßen, Schwert und Pilgertasche

um die Lenden, Schild und Scepter an den Seiten, auf den Knieen ein goldnes Evangelienbuch und um die erhabne Gestalt den golddurchwirkten Kaisermantel.

S. 223, Z. 9 v. unten. Aegeus (gr. Fabell.), Herrscher von Athen, stürzte sich von einem Felsen in das Meer, das nach ihm den Namen ägeisches Meer erhielt.

S. 225, Z. 9, 8, 6, 4 und 2 von unten. Der Greis von Chios, Homer (S. 470). — Pindar, der kräftigste und erhabenste Lyriker Griechenlands, ist etwa um 520 v. Chr. zu Theben in Böotien geboren. Bei der Zerstörung Thebens durch die Spartaner und Macedonier blieb sein Haus, aus Hochachtung gegen ihn, verschont. Hauptsächlich besang er in herrlichen Oden und Siegeshymnen den Sieg der alten Helden in den feierlichen Wettkämpfen der olympischen und pythischen Spiele. — Horaz (Horatius Flaccus) wurde 65 v. Chr. zu Venusa (Venosa) in Unteritalien geboren und war mit Virgil der berühmteste römische Dichter, meisterhaft in der Ode und Satyre. Er wußte die Narrheit mit großer feiner Gewandtheit lächerlich zu machen und starb 8 n. Chr. — Juvenal, geb. im 1. Jahrh. n. Chr. zu Aquinum, starb zu Rom, 82 Jahre alt. Meister der scharfen, beißenden Satyre, worin er das überhand nehmende Sittenverderbniß, wie die Thorheiten und Verkehrtheiten seiner Zeit mit harten Worten strafte und züchtigte. — Tibull, im August'schen Zeitalter der größte Meister und Schöpfer der Elegie, voll sanfter Anmuth, süßer Klage und gefühlsinniger Herzlichkeit.

S. 226, Z. 12 v. unten. Olymp, ein berühmter Berg in Thessalien, Wohnsitz des Jupiter und aller Götter.

S. 227, Z. 11 v. unten. Epernay, eine Stadt in der Champagne und berühmt durch die rothen und weißen Champagnerweine.

S. 230, Z. 10 v. oben. Alligator, amerikanisches Krokodill.

S. 232, Z. 1 v. unten. Jesaias 40, 31. „Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie die Adler."

S. 235, Z. 6 von unten. Korinthisch Erz rc., bei den Alten ein sehr geschätztes Metall, das zu Gefäßen und Bildsäulen gebraucht und für eine Mischung aus Gold, Silber und Kupfer gehalten wurde. Es sollte sich bei der Zerstörung und dem Brande von Korinth (146 v. Chr.) aus den geschmolzenen Massen Goldes und Silbers rc. gebildet haben.

S. 239, Z. 4 v. unten. Albion, Großbritannien, die alte, jetzt dichterische Benennung. Hengist und Horsa gehen 449 n. Chr. mit Angeln, Sachsen und Jüten nach England und erobern es.

S. 242, Z. 18 v. oben. Thule (Thyle), ein fabelhaftes Inselland, das man an die äußerste Nordgrenze Europas verlegte. Gewöhnlich wird Island, häufig aber auch Nordschottland und die norwegische Küste darunter verstanden.

S. 258, Z. 9 v. oben. Johann Friedrich (der Großmüthige), Kurfürst von Sachsen verlor, trotz tapferster Gegenwehr, am 24. April 1547 gegen Kaiser Karl V. die Schlacht bei Mühlberg, ward gefangen, und als Rebell zum Tode verurtheilt. Die Todesstrafe wurde ihm in ewige Gefangenschaft umgewandelt; doch bald ging dem armen Kurfürsten ein heller, trostreicher Stern in der Nacht seines Unglücks auf, es war der heilige Stern deutscher Treue. Der alte Maler Lukas Kranach bat den Kaiser fußfällig und weinend um Gnade für seinen theuern gefangenen Fürsten und als Karl V. nicht darauf einging, bat er seinem Herrn wenigstens ins Gefängniß nach Innspruck folgen zu dürfen, was ihm gewährt wurde. Durch Freundestrost, wie durch seine edle Kunst, erheiterte er dem Kurfürsten die Haft, bis derselbe 1552 frei gegeben wurde und in seine Lande zurückkehrte.

S. 405, Z. 7 v. oben. Die Lotosblumen oder Seerosen schwimmen als prachtvolle Zierden auf der Oberfläche der stehenden Gewässer in Indien, Persien, China, Egypten ꝛc. Die Dichter besingen diese prachtvollen Wasserrosen häufig. Inder und Egypter hielten sie heilig, betrachteten sie als Sinnbild des Weltalls und glaubten Gott ruhe darauf. Auf egyptischen Denkmälern und in Tempeln sind Lotosblumen ausgehauen.

S. 430, Z. 9 v. oben. Das Bremer Rathhaus, ein stattliches altdeutsches Gebäude, enthält den berühmten Weinkeller, worin sich die 12 Apostel (12 Stückfässer voll köstlichen Rheinweins) befinden.

S. 430, Z. 16 v. oben. Hegel war einer der größten Philosophen unseres Jahrhunderts, geb. am 28. August zu Stuttgart. Er starb am 14. November 1831 zu Berlin an der Cholera. — Ed. Gans, philosophischer Jurist und Prof. der Rechte; gestorben zu Berlin am 5. Mai 1839.

S. 430, Z. 6 v. unten. Schiras, persische Stadt in reizender, weinreicher, mit Rosenduft erfüllter Ebne. Sie ist die Geburtsstadt der berühmten persischen Dichter Hafis († 1389) und Saadi († 1263). Ersterer besang hauptsächlich den Wein, die Liebe und den Genuß. Die Grabmäler beider Dichter sind in der Nähe von Schiras.

S. 430, Z. 4 von unten. Vergl. das hohe Lied Salomos, Kap. 2, Vers 1: „Ich bin eine Blume zu Saron, eine Rose im Thal."

S. 430, Z. 2 von unten. In der Rose, einer Abtheilung des Rathskellers, welche wegen einer dort angebrachten riesigen Holzrose so genannt wird, liegt das älteste Faß Rheinwein, aus dem nur als Krankengabe oder als Ehrengeschenk der köstliche Wein gereicht wird. „Die alte Rose, groß, ungeheuer, mit einer Art von gebieterischer Hoheit. Welch ungeheueres Faß und jeder Römer ein Stück Goldes werth. Anno 1615." (Hauff.)

S. 431, Z. 17 v. oben. „Da liegen sie in ihren dunkelbraunen Särgen schmucklos und ohne Flitter. Kein Marmor rühmt ihr stilles Verdienst, ihren vortrefflichen Charakter; aber welcher Mann von einigem Gefühl für Tugenden dieser Art fühlt sich nicht innig bewegt, wenn der alte Rathsdiener, dieser Aufwärter in den Katakomben, dieser Küster in der unterirdischen Kirche, die Kerzen auf die Särge stellt, wenn das Licht auf die erhabnen Namen der großen Todten fällt. Einfach und groß stehen die Namen. Dort Andreas, hier Johannes, in jener Ecke Judas, in dieser Petrus. Wen rührt es nicht, wenn er dann höret: dort liegt der Edle von Nierenstein, geb. 1718, hier der von Rüdesheim, geb. 1726. Rechts Paulus, links Jakob, der gute Jakob." (Hauff. Phantasieen im Bremer Rathskeller.)

S. 437, Z. 4 v. unten. Entlehnt aus Shakspeare's: „Romeo und Julia," III. Aufz., Scene V.

Julia:

„Willst du schon gehn? Der Tag ist ja noch fern.
Es war die Nachtigall und nicht die Lerche,
Die eben jetzt dein banges Ohr durchdrang;
Sie singt des Nachts auf dem Granatbaum dort.
Glaub, Lieber, mir: es war die Nachtigall."

Romeo.

„Die Lerche wars, die Tagverkünderin,
Nicht Philomele; sieh den neidschen Streif,
Der dort im Ost der Frühe Wolken säumt.
Die Nacht hat ihre Kerzen ausgebrannt,
Der muntre Tag erklimmt die durstgen Höhn;
Nur Eile rettet mich, Verzug ist Tod. — —
Nein, jenes Grau ist nicht des Morgens Auge,
Der bleiche Abglanz nur von Cynthias Stirn.
Das ist auch nicht die Lerche, deren Schlag
Hoch über uns des Himmels Wölbung trifft."

Julia.

„Es tagt, es tagt! Auf, eile! Fort von hier!
Es ist die Lerche, die so heißer singt
Und falsche Weisen, rauhen Mißton gurgelt.
Man sagt: Der Lerche Harmonie sei süß;
Nicht diese: sie zerreißt die unsre ja."

S. 444, Z. 17 v. unten. Kleopatra, die letzte Königin von Egypten, verspottete die Armseligkeiten ihres Geliebten, des römischen Feldherrn Antonius, der sich rühmte, täglich die ausgesuchtesten

Leckerbissen zu verzehren. Sie wettete mit ihm, daß sie in einer Mahlzeit zehn Millionen Sesterzien (312500 Rchsthlr.) aufzehren wollte und als er daran zweifelte, löste sie eine Perle, die sie im Ohre trug, in Weinessig auf und trank den Werth von etwa einer halben Million Gulden auf das Wohl des Antonii. —

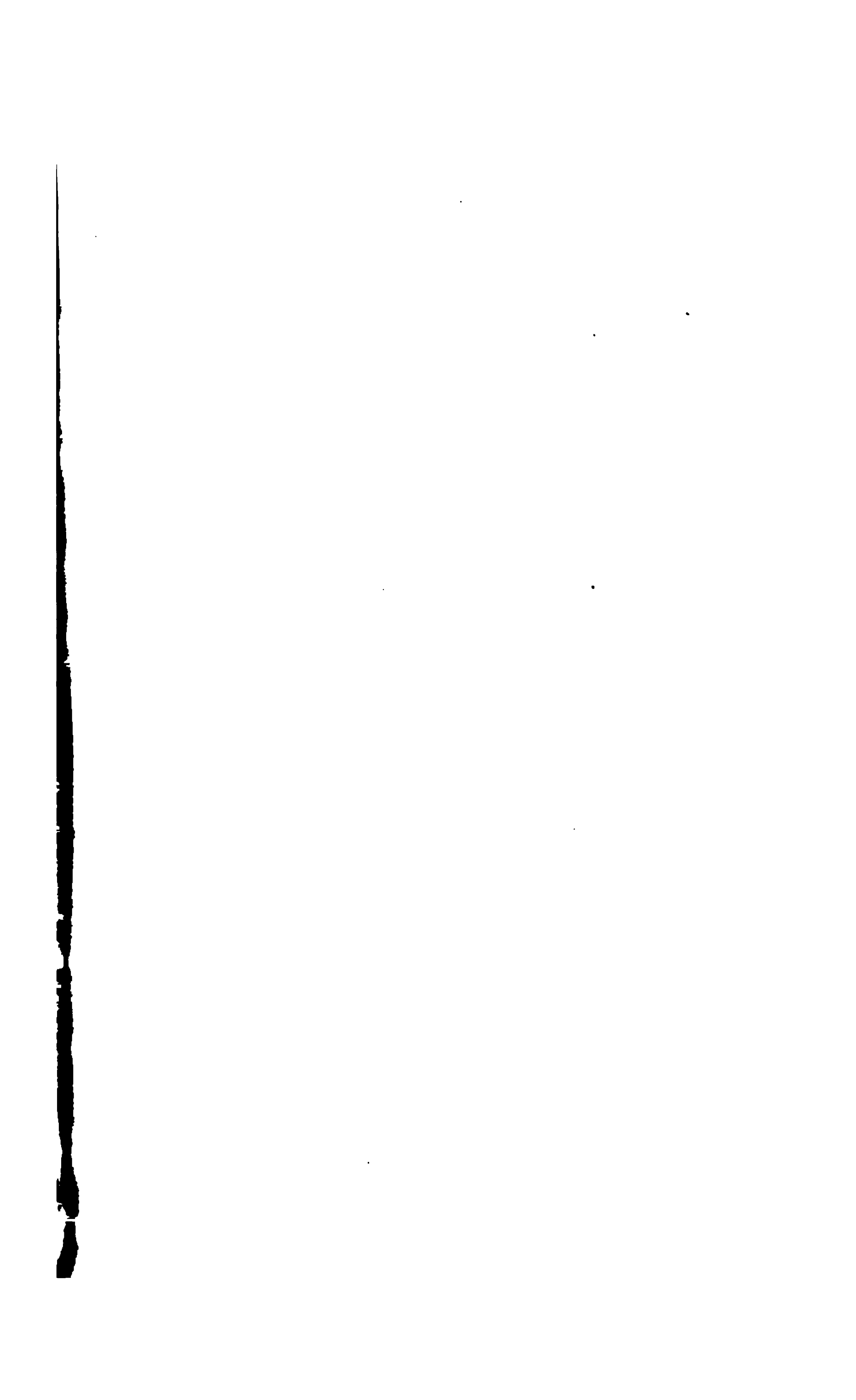
S. 465, Z. 6 v. unten. Georg v. Frundsberg (Fronsperg, Freundsberg) war kaiserlicher Feldhauptmann und stand seit 1512 an der Spitze der kaiserlichen Truppen in Italien, wo er besonders 1525 in der Schlacht bei Pavia Kaiser Karl V. den Sieg verschaffte und den Gegner, König Franz I. von Frankreich, gefangen nahm.

S. 468, Z. 6 v. oben. Hildebrand, ein alter Recke aus dem Sagenkreise Dietrichs von Bern (des ostgothischen Theodorich von Verona) wurde mit Dietrich von Odoaker vertrieben. Als er heimkehrte, mußte er mit seinem eignen Sohn Hadubrand kämpfen, wie im „Lied von Hildebrand und Hadubrand“ erzählt. Die Sage gehört zu denen, welche das deutsche Volk am längsten gesungen hat.

Inhalt des ersten Bandes.

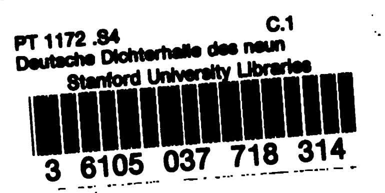
Einige Berichtigungen und Ergänzungen im ersten Band.

S. 42. Clemens Brentano, geboren am 9. September 1778 zu Thal-Ehrenbreitstein.
S. 104, Z. 16 v. oben lies: „gelüstet" statt „gelichtet".
S. 134, Z. 11 v. unten lies; „rund" statt „Rund".
S. 143 lies: „St. Goar" statt „Bacharach".
S. 148, Z. 7 v. unten lies: „Kronthal" statt „Karonthl".
S. 160, Z. 17 v. unten lies: „Lieben" statt „lieben".
S. 223, Z. 6 v. oben lies: „, das ihm" statt „; das mir".








PT 1172 .S4
C.1
Deutsche Dichterhalle des neun
Stanford University Libraries
3 6105 037 718 314

